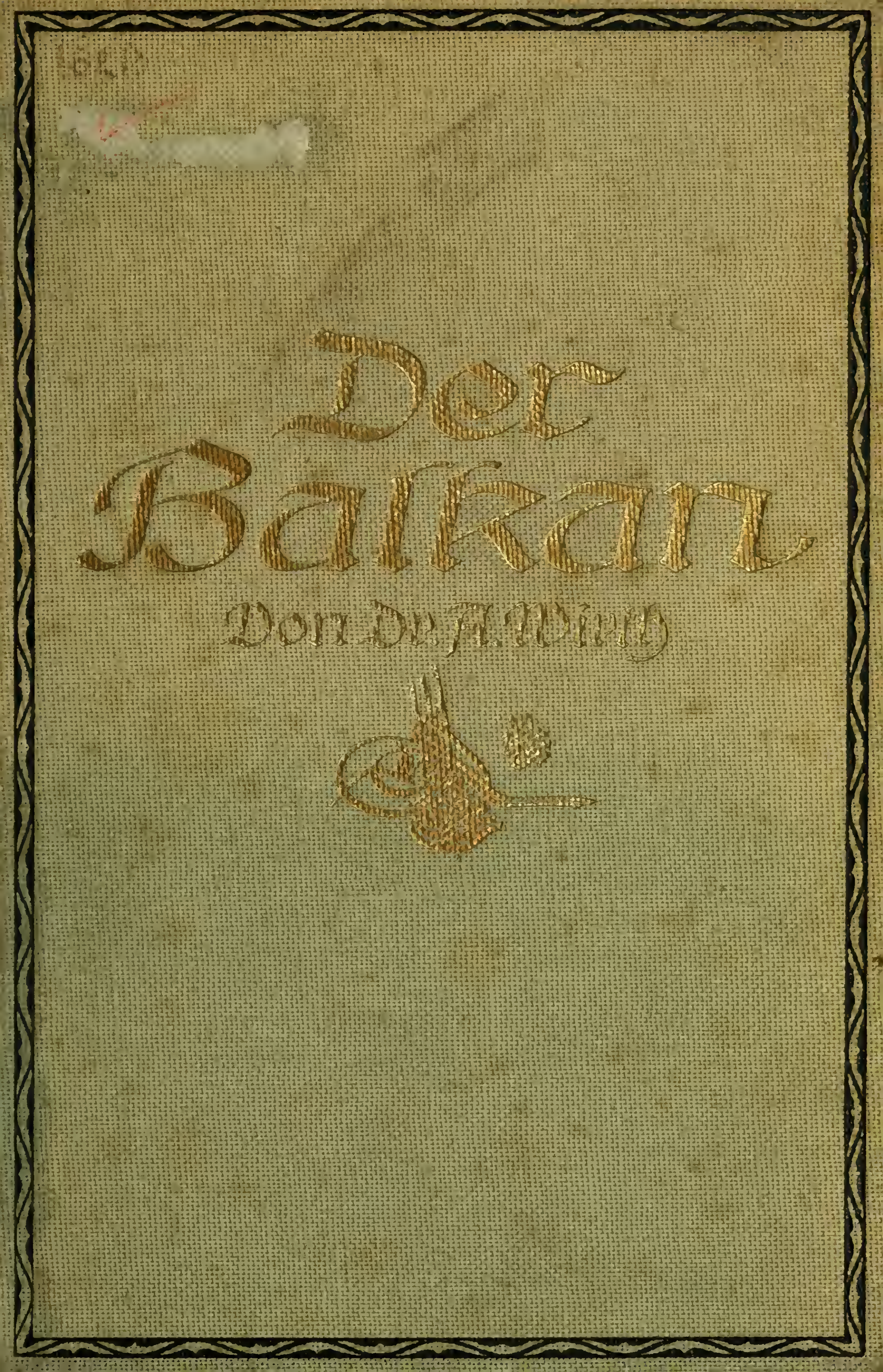

Der
Balkan
Von Dr. A. Wirth







16213

Der Balkan

Бр. 9450

Der Balkan

Seine Länder und Völker in Geschichte, Kultur, Politik, Volkswirtschaft und Weltverkehr. Von

Dr. Albrecht Wirth

Mit 79 Abbildungen und einer Karte

Zweite und dritte, unveränderte Auflage



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
1916

Nachdruck verboten
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck und Copyright 1914 der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

203884


BIBLIOTEKA
EKONOM. INSTITUTA

Südosteuropa in der Entwicklung der Menschheit.

Konstantinopel, die landschaftlich schönste Stadt des Erdballs mit seinen Moscheen und Minaretten; Athen, die Mutter aller Kunst und Weisheit, mit den ragenden Ruinen des Parthenons; Plewna mit seinen düsteren Erinnerungen an männermordende Schlacht und verhängnisvollen Zusammenbruch; Zara mit seinem farbensprühenden, sonnendurchfluteten Markte, und die lachenden Gestade der Prinzeninseln und des Athos; Schneegipfel des Olymps und einförmige Ebenen Mazedoniens, über denen die Gespenster der Geblendeten und Vergewaltigten brüten; zuletzt wieder, Neapel an Großartigkeit weit übertreffend, die Steilufer Korfus und im Hintergrunde die albanischen Alpen — all das ist Balkan, ist buntestes Leben und bleicher Tod, ist ein Füllhorn reicher Gaben, von einem allgütigen Schöpfer ausgestreut, und, von der Hölle ersonnen, eine unübersehbare Reihe finsterer Katastrophen. Nichts ist hier dauernd als der Wechsel, nichts beständig als die unaufhörliche Aufeinanderfolge von Freiheit und Kerker, Sieg und Flucht, Jubel und Schmach. Land der Abenteuer und der Helden, aber auch Land feiler Höflinge, der Verräter und zitternder Sklaven! In der Natur, die verschwenderisch ihre Möglichkeiten erschöpft, sind alle Gegensätze jäh auf- und nebeneinander gerückt. Die enge Schnur des Bosporus neben dem weiten Teppich Rumeliens und der ausgedehnten Fläche des Schwarzen Meeres; Sümpfe, wo der Büffel und der Reiher hausen, und Schneekuppen, wo der Adler kreist, Urwälder mit Bären und Wölfen und kahle

Steppen, wo rasche Rosse sich tummeln. Leuchtende Farben, wimmelndes Leben und eine Landschaft ewigen Frühlings zwischen Spizza und Antivari, wie sie auf diesem Planeten nicht strahlender zu erschauen ist — aber wenige Stunden von Spizza wüstes Steinmeer und ödester Karst mit einem weißen, grausamen Lichte, das den Augen wehe tut, mit einer unbarmherzigen Sonne, die alles fruchtbar Aufquellende der Vernichtung weiht. Ähnlich sind die furchtbaren Klüfte in der geschichtlichen Entwicklung. Auf die Kraft und Schönheit der perikleischen Zeit, auf den jauchzenden Übermut eines Alcibiades folgt unmittelbar der Absturz Athens von steiler Höhe und die Anklage gegen Sokrates. Das Imperium in seiner stolzesten Kraft, es wird auf den Ebenen Thraziens von den Goten aufs Haupt geschlagen und sinkt, von Hunnen und Germanen übermannt. Die Blüte von Byzanz, wie sie noch unter Justinian sich entfaltete, wird vom Awaren- und Arabersturm geknickt. Als die Bulgaren sich fühlten in Glanz und Reichtum, wurden sie von den germanischen Ros zerschmettert. Und so geht es fort durch die Jahrhunderte. Den Südslawen wird ihre schlimmste Niederlage, die auf dem Amselfeld, zum Ausgang ihrer herrlichsten Dichtungen. Aus dem Abgrunde, in den es unter den Paläologen geraten, erhebt sich Konstantinopel mit einem Ruck unter den Osmanen empor, wieder empor auf die Zinnen der Welt. Vor der Tatkraft eines Prinzen Eugen jedoch zerschellt das glückhafte Schiff der Osmanen. In der Gegenwart erschauten wir selber ein Drama, das an überraschenden Wendungen reich war, erlebten die Wiedergeburt und den Fall der Osmanen, wie den Aufstieg und dann den blutigen Bruderkrieg der einstigen Rajah. Im Zeitalter des Phidias und Sophokles war der Balkan der Grundstein aller Kultur, heute ist er der Eckstein der Weltpolitik.

Die Balk. ihalbinsel ist ein Land dreier Welten; sie nimmt eine Mittelstellung ein zwischen Europa, Asien und Afrika. Daher hat sie denn auch stets von den verschiedensten Seiten her Einwandererströme und Kultureinflüsse empfangen und hat

ihrerseits Menschenströme und Kulturanregungen nach allen Himmelsrichtungen hin ausgesandt.

Im Anfange der europäischen Geschichte steht Kreta. Seine Frühzeit wird stark von Afrika überschattet, doch finden sich auch Berührungen mit Südwesteuropa und später mit Kleinasien. Den kretischen Glockenrock weisen schon die vorgeschichtlichen Denkmäler der Dordogne auf, merkwürdigerweise haben den gleichen Glockenrock die heutigen Albanerinnen noch bewahrt.

Die urtümliche Kunst der Balkanhalbinsel, besonders die Töpferei, läßt sich mit der Kunst des ältesten Troja im dritten Jahrtausend vergleichen. Gestaltungen von größerer Kraft und Eigenart hat jedoch zuerst Kreta erzeugt, während das südosteuropäische Festland noch lange in Dämmerung verblieb. Großartige Palastbauten, „Labyrinthe", lebendige Wandmalereien, ein buntes gesellschaftliches Leben, endlich eine reiche, ja schon raffinierte Tracht bezeichnen den Hochstand kretischer Bildung. Das Festland sah eine Blüte erst ein Jahrtausend später, im Zeitalter von Mykene. Starke Burgen erstanden im Peloponnes und in Böotien. Schöpfer dieser Zyklopenbauten, die in zahlreichen Ruinen Transkaukasiens ein Gegenstück haben, waren Verwandte der Iberer und Berber. Die Ausstrahlungen Mykenes gingen an alle Gestade des Mittelmeeres und im Norden über die Donau hinaus bis nach Mitteldeutschland.

Jetzt nahten die Griechen, Thrazier und Mazedonen. Sie zerstörten die mykenische Kultur. Das Genie der Griechen verstand es jedoch, aus dem Zerstörungswerke kostbares Gut zu retten und dies zur Grundlage eigener Schöpfung zu machen. Homer ist ein Mann zweier Zeitalter. Er bedeutet die Zusammenfassung mykenischer Zeit und zugleich die Anbahnung der hellenischen Ära; er ist ein Rückblick auf die höchste Blüte der Urvölker und ein Ausblick auf die Taten der Griechen. Man hat herausgefunden, daß keiner der homerischen Helden einen echt griechischen Namen trage; allein der Dichter hat den überkommenen Wissens- und Sagenstoff in völlig eigener Auf-

fassung durchgebildet, er hat fremde Taten und Werke dermaßen mit griechischem Leben erfüllt, ähnlich wie Seekrebse ein Schneckenhaus in Besitz nehmen und ausfüllen, daß nur die Schale fremd blieb, im Innern aber für andere, frühere Vorstellungen und Gedanken so gut wie kein Raum mehr blieb. So ist denn auch Homer das überschwenglich gepriesene und nie erreichte Vorbild aller Griechen geworden, der Eckstein der griechischen Gesamtkultur. Zugleich aber, da ja Homer bis in die Gegenwart hineinragt, eine Grundlage der ganzen Weltkultur.

Neben dem Griechensturm vollzog sich eine illyrische und eine tyrrhenische Wanderung. In drei großen Anläufen, deren jeweilige Zeit allerdings sehr schwer zu bestimmen ist, haben sich die Illyrier über Italien und die Ostalpen bis zum Brenner und zur Donau hin ausgebreitet. Noch heute legen zahlreiche italienische Ortsnamen — ich erinnere nur an Spoleto und Spalato, an das montenegrinische Bar und das kalabrische Bari — und viele römische Personennamen von illyrischem Ursprunge Zeugnis ab. Neben den Illyriern hausten in der Nordhälfte der Balkanhalbinsel sowie auf einigen Inseln, wie namentlich Lemnos, Stämme der Tyrrhener oder Etrusker. Auf sie führe ich die Tosken, wie die albanischen Südstämme heißen, zurück. Die Balkanetrusker zogen, wohl nicht vor 900, nach Umbrien und Toskana. Noch ein anderes Element waren die Sikuler. Auch sie und ihre Ortsnamen, wie Syrakus und Achradina (= Ochrida), sind auf der nordwestlichen Balkanhalbinsel nachweisbar. Von hier rückten sie nach Italien und Sizilien vor. Diesen Bewegungen nach Westen sind Ostwanderungen entgegengesetzt, die ebenfalls in die erste Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends fallen. Die Mösier oder Myser, die Bithyner, der Herrenclan der Phrygier, verschiedene thrazische Horden, endlich — um 700 — die Armenier wanderten von dem Nordostbalkan nach Kleinasien aus. Weiterhin hat eine Völkerverschiebung nach Norden zu stattgefunden; doch ist es hier ganz besonders mißlich, eine genauere Zeit festzulegen. Wir sind fast ledig-

lich auf Schädelfunde angewiesen, aus denen hervorgeht, daß seit dem zweiten Jahrtausend größere Menschenschwärme von Illyrien nordwärts zogen, nach Ungarn, Schlesien und Süddeutschland.

Die Griechen kamen von Norden und breiteten sich an den Küsten der Balkanhalbinsel und Kleinasiens aus. Seit dem neunten Jahrhundert oder vielleicht noch früher setzten sie sich in Italien und auf Sizilien fest. Sie errichteten Kolonien in der Cyrenaika und an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Schon kurz nach 600 entstand bei den jonischen Griechen eine bedeutende Philosophie und seit 500 eine weitausgreifende Geschichtschreibung. An Thales, Heraklit, Pythagoras und Xenophanes reihten sich Hekataios und Herodot.

Die Gedichte Homers wurden im sechsten Jahrhundert v. Chr. gesammelt; zugleich erheben sich die ersten griechischen Tempel von freierem Wurf. Kaum jedoch zum Bewußtsein ihrer selbst erwachend, wurden Spartaner, Athener und Korinther von schweren Gefahren bedroht, vom Ansturme der Karthager und Perser.

Zwischen den beiden großen Feinden, die von Indien bis zum Atlantischen Ozean weiträumige Herrschaftsgebilde aufgebaut hatten, zwischen Persern und Karthagern, wäre das Griechentum, obwohl es sich inzwischen gewaltig ausgedehnt hatte, von Zypern bis Südspanien, beinahe erdrückt worden. Im letzten Augenblicke hat es ein großer Mann, Themistokles, der Sohn einer Barbarin, gerettet. Zugleich hat der ungeheure Anprall der Waffen das geistige Leben der Griechen in neuen Fluß gebracht. Herrlich blühte in Hellas Kunst und Wissenschaft, wie auch Gewerbe und Handel, nach den Freiheitskriegen auf. Die Griechen machten sich frei von allen orientalischen Einflüssen; sie wurden jetzt ganz selbständig, und es gelang ihnen, die höchsten Höhen der Menschheit zu ersteigen. Der mittelmeerische Geist entstand. Er hat zwar noch sehr viele vorarische Elemente bewahrt, ähnlich wie ein Bäcker nicht selten altes Brot wieder in den Backofen steckt und als neues heraus-

zieht, jedoch in den Hauptzügen ist er Geist der Griechen. Dieser griechische, dieser Mittelmeergeist ist nun für Europa, und somit für die ganze Welt, maßgebend geworden. Seine Schöpfungen beherrschen noch vielfach die Gegenwart. Der Geist hat sich auf der Balkanhalbinsel entwickelt, somit ist diese Halbinsel die Wiege heutiger Weltkultur.

Sehr bald nach den Freiheitskriegen erwuchs wieder Uneinigkeit zwischen den einzelnen Griechenstädten. Die peloponnesischen Wirren warfen Athen zu Boden und erhoben Sparta; vierzig Jahre später wird Theben die Vormacht. Dann fällt das durch Bürgerkrieg geschwächte Hellas den Mazedonen zur Beute.

Bis zum heutigen Tage ist es ein unschätzbarer Vorteil der Balkanhalbinsel gewesen, daß städtische Kultur und die Kraft der ländlichen Bevölkerung sich immer die Wage hielten. Der überaus rege Verkehr, der durch die feine Gliederung der Halbinsel ermöglicht wurde, ein Verkehr, der nicht nur den Zustrom von Waren, sondern auch den von Gedanken von allen Himmelsrichtungen her erleichterte, begünstigte das Entstehen großer Kulturmittelpunkte. Hart jedoch an der Grenze der Städte erhielt sich die urtümliche Verfassung und Gemütsart landwirtschaftlichen Lebens in ungebrochener Kraft. Fortwährend hat ein Austausch zwischen den beiden so entgegengesetzten Welten stattgefunden, ein Ausgleich, der beiden zugute kam. Außerdem aber hat die Einwanderung von Nordrassen niemals aufgehört; ein schier unerschöpflicher Strom nördlicher Barbaren wälzte sich von der Urzeit bis zur Gegenwart nach den lachenden, lockenden Gestaden des Südens. Die Züge der Barbaren haben viel verwüstet und zerstört, aber sie haben auch das Blut der Südländer, das durch das städtische Leben von Jahrhunderten, durch die zerreibende Überkultur geschwächt war, aufgefrischt und Stahl hineingetan, so daß eine gänzliche Erschlaffung, wie in Mesopotamien, auf der Balkanhalbinsel nicht Platz greifen konnte. Anfangs des dritten Jahrhunderts v. Chr. waren es die Kelten, die Leben in die Halbinsel brachten, die bis vor Delphi

vordrangen. Immerhin ist das Griechentum nach der mazedonischen Eroberung und der keltischen Verwüstung nie wieder auf die alte Höhe, deren es sich in den Zeiten Homers, eines Aischylos und Perikles erfreute, gelangt. Was dagegen der Strom an Reinheit und jäher Kraft verloren hatte, das gewann er an Ausdehnung. Der Hellenismus erstreckte sich auf ein Gebiet, das dreifach größer war als vor Alexander dem Großen. Am Hofe der Parther wurden Schauspiele des Euripides aufgeführt, bis nach Abessinien und Frankreich hin erschollen griechische Laute.

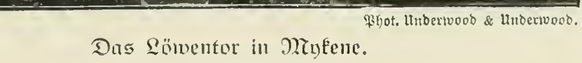
Inzwischen geriet die Balkanhalbinsel unter römische Herrschaft. Man kann sagen, daß zu keiner Zeit in der Weltgeschichte das ganze Mittelmeergebiet sich einer so ruhigen, gleichmäßigen Entwicklung erfreuen konnte wie unter den Cäsaren. Man bedenke nur: auf einer Fläche von fünf Millionen Geviertkilometern (das Mittelländische Meer mitgerechnet) war nirgends ein Zoll zu bezahlen und herrschte überall gleiches Maß und Gewicht und gleiche Münze. Dazu störten keinerlei Kriegswirren den Handel und Verkehr; denn Kriege wurden nur noch an der Peripherie des Reiches, gegen die fernen Parther, Germanen und Schotten, geführt; sonst gab es höchstens unbedeutende örtliche Putsche, die bald niedergeschlagen wurden. Seit dem großen Aufstande in Illyrien und Pannonien, den die harte Faust des Tiberius um die Zeit Christi siegreich niedergeworfen hat, ist jahrhundertelang die ganze Balkanhalbinsel von Feuer und Mord verschont gewesen. Höchstens daß einige Spritzer der markomannischen Flut unter Mark Aurel auch südlich der Donau auftauchten. Erst von dem dritten Jahrhundert an ward die Balkanhalbinsel wiederum in die Welthändel verstrickt, erneut in den Mahlstrom unaufhörlicher Wirren und Kriege geworfen. Sie hat bei diesen nie mehr abreißenden Händeln eine gewaltige Rolle gespielt: sie schenkte dem römischen Imperium mehrere Kaiser. Maximinus Thrax war der erste der Reihe, Diokletian, dessen Heimatdorf am südlichen Saum des heutigen Montenegro stand, der berühmteste.

Diokletian zog sich nach erfolgreicher Laufbahn zuletzt in sein Heimatland zurück und erbaute einen Palast zu Spalato, dessen Ruinen noch heute das Staunen der Beschauer erregen. Wie dort die Häuserchen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Stadt in die Ruinen hinein, über sie, unter sie und um sie herum gebaut sind, das ist ein symbolisches Abbild von der Zerrissenheit der Balkanlage, wie sie seit Diokletian typisch geworden ist. Denn kaum war das Zepter der Hand seiner Nachfolger entsunken, da brachen reisige Scharen von Norden her in die Halbinsel ein, da kamen die Goten unter Alarich, die Hunnen unter Attila, kamen Awaren, Langobarden, Franken und vor allem die Slawen.

Wahrscheinlich sind die ersten Slawen schon als Schildträger und Pferdeknechte der Hunnen nach dem Balkan geraten. Ein Slawe, Justinian, wurde sogar byzantinischer Kaiser. Der Hauptstrom slawischer Wanderung ergoß sich aber erst im siebten Jahrhundert nach Süden. Serben und Bulgaren erschienen, zunächst als Begleiter der Awaren, dann aber selbständig und nicht mehr nur kurzer Raubzüge halber, sondern um sich dauernd in den Donau- und Adrialändern niederzulassen. Das ist ihnen im Norden vollkommen gelungen; aus dem Süden, wohin ebenfalls zahlreiche Scharen gelangten — einige Horden sind sogar nach den Inseln des Archipels und nach Kleinasien gezogen — wurden sie teilweise wieder herausgeschlagen. Mehrmals rückten sie vor Konstantinopel und erschütterten das byzantinische Reich in seinen Grundfesten. Sie konnten jedoch mit ihren geringen Mitteln, bei ihrem Mangel an Artillerie, ebensowenig den gewaltigen Mauern der Kaiserstadt etwas anhaben wie die Ros, die von Osten, und die Araber, die von Süden anstürmten. Die Byzantiner mußten sich jedoch damit abfinden, daß ihnen der Norden der Balkanhalbinsel dauernd verloren ging. Es fehlte zwar nicht an Schwankungen; ein chassez-croissez war zu beobachten, bei dem das Glück bald auf byzantinischer, bald auf slawischer Seite war; in der Hauptsache aber ist für ein Jahrtausend das Schicksal der Halbinsel entschieden: der Süden



Konstantinopel.
Nach dem Gemälde von Professor C Saltzmann.



Phot. Underwood & Underwood.

Das Löwentor in Mykene.



Hof des Diokletianpalastes in Spalato.

Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co., Zürich.

wurde griechisch, der Norden slawisch. Daran änderten auch nichts die hartnäckigen und wiederholten Versuche der Araber und dann der Germanen, besonders der Normannen, auf der Halbinsel Fuß zu fassen. Dagegen rang sich ein drittes Element zu beträchtlicher Geltung durch, das romanische. Nicht umsonst hatten jahrhundertelang die Römer östlich von der Adria geherrscht; ihre Spuren waren nicht nur in der Baukunst, sondern auch in der Bevölkerung des Landes geblieben. Die Rumänen wurden am Pindos und an der unteren Donau mächtig. Dazu kamen seit dem vierten Kreuzzuge die lateinischen Ritter des Abendlandes. Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Hälfte der Balkanhalbinsel unter französische, süditalienische, wallonische Ritter und die Serenissima, die venezianische Republik, aufgeteilt, während die Genuesen an den Küsten des Schwarzen Meeres den ganzen Verkehr beherrschten. Noch jetzt verrät die Küste Dalmatiens und Albaniens den maßgebenden venezianischen Einfluß, und das Levantinertum in Konstantinopel und Saloniki geht in den letzten Wurzeln auf damalige Zeiten zurück.

Die Byzantiner gewannen noch einmal die Überhand, aber schon nahte eine dunkle Wolke, von der die ganze Balkanhalbinsel überschattet werden sollte.

Immer wieder machte Asien und die Don-Wolga-Steppe einen Vorstoß gegen Südosteuropa. Zuerst die Kimmerier und Szythen, dann die Perser unter den Achämeniden und Sassaniden (die 624 gegen Konstantinopel marschierten), später Hunnen und Awaren, nun die Araber, hierauf die Chazaren, Ungarn, Petschenegen, Uzen und Kumanen, zuletzt die Mongolen und Osmanen. Die Türken setzten sich bei Gallipoli fest, eroberten Adrianopel und siegten 1389 auf dem Amselfelde. Dadurch wurden sie die Herren der Halbinsel, mit Ausnahme wilder, schwer zugänglicher Gebirgstäler, deren trotzige, freiheitstolze Bevölkerung eigentlich niemals unterjocht wurde. Als nach einem kurzen Rückschlage die Osmanen Miene machten, sich schon nördlich von der Donau auszubreiten, da hielt es das christliche Abendland an der Zeit, einzuschreiten. Die Ritterschaft des

Westens eilte zu den Schlachtfeldern des Balkans, um die Christenheit gegen den Ansturm der Ungläubigen zu verteidigen. Die Flut schwoll jedoch immer bedrohlicher an; die Türken drangen bis vor Wien und bis vor Salzburg vor. Erst von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an trat Ebbe ein. Neben dem Heiligen römischen Reiche deutscher Nation war jedoch ohne Zweifel das Osmanische Reich damals das mächtigste der Erde. So hat Südosteuropa, das seit dem Keltensturme beständig den Angriffen fremder Eroberer ausgesetzt war, wiederum wie in den besten Tagen von Byzanz, dem zeitweilig Ungarn gehörte, und in der Epoche der madjarischen Anjous eine Expansion nach außen gehabt.

Lediglich ihrer überlegenen Kriegskunst hatten die Türken ihre Erfolge zu verdanken, nicht ihrer Zahl. Niemals scheinen sie mehr als ein Zehntel der Gesamtbevölkerung auf der Balkanhalbinsel ausgemacht zu haben, wobei noch zu bedenken ist, daß wohl reichlich die Hälfte der Osmanen gar nicht rein türkischen Blutes war, sondern aus persischen, bulgarischen, griechischen, serbischen, armenischen und tscherkessischen wie rumänischen Mitläufern bestand. Wie sie es als Nomaden gewohnt waren, „zelteten" die Osmanen gewissermaßen nur unter den unterworfenen Völkern. Bloß in einzelnen Städten, namentlich in Konstantinopel, Adrianopel und anfänglich Saloniki bildeten sie einen beträchtlichen Bestandteil der Gesamtbevölkerung.

Hundertachtzehn Jahre lang waren die Osmanen auf der Höhe, von der Eroberung Konstantinopels bis zur Niederlage von Lepanto. Danach ging es abwärts, jedoch zunächst nur sehr langsam; das Jahr 1669 zeitigte sogar noch einen erklecklichen Erfolg, die Besetzung Kretas. Seit dem Scheitern Kara Mustafas vor Wien ist indessen der Rückgang unaufhaltsam. Der Vorstoß Napoleons trifft die Hohe Pforte bereits in haltloser Schwäche. Die Reformen Mahmuds II. können daran nicht viel ändern. Die Türkei wird ein Spiel der Großmächte, deren Eifersucht allein das Ende des Osmanischen Reiches hinausschiebt. Der Krimkrieg wird ganz überwiegend von Engländern

und Franzosen geführt; die Türken selber spielen darin nur eine geringe Rolle. Dagegen ist 1877 eine auffallende Erstarkung zu verzeichnen; die Russen kommen für Monate in eine sehr üble Lage. Dennoch ist auch dieser Feldzug nur ein weiterer Schritt auf der schiefen Ebene. Die Tätigkeit des Balkanbundes 1912/13 tut den Rest. Schon längst aber, bevor die Hohe Pforte von den Mauerbrechern des Krieges eingestoßen und umgeworfen wurde, war sie innerlich durch die langsame Minierarbeit der westlichen Zivilisation zermürbt und zermorscht. In Zukunft ist jedenfalls die Balkanhalbinsel und zur Hälfte auch Konstantinopel dem Geiste des Abendlandes gewonnen.

Das jüngste Vordringen der Slawen gleicht dem Eroberungszuge der Mazedonen Philipps. Die Türkei stellte mit ihren großen Städten und ihrem zentralistischen Verwaltungssysteme, kurz mit ihrer müden Überkultur eine entwickeltere Stufe der Bildung dar als die Agrarstaaten des Nordens, die erst seit einem Menschenalter sich teilweise einer höheren Kultur erschlossen haben. So wird denn durch den jüngsten Krieg abermals der erschlaffte Süden durch die starken Säfte des Nordens aufgefrischt, wird zwar verwüstet und verheert wie kaum je zuvor, wie vielleicht nicht einmal während der Völkerwanderung, aber es wird auch die Bahn für einen neuen Aufschwung geebnet. Die rohen, tatendurstigen und gierigen Sinne der Slawen werden durch den Verstand und die wirtschaftliche Überlegenheit der Großmächte und zugleich durch frisch erstarkende Kräfte der alten Kulturzone, durch Griechen und Rumänen im Zaume gehalten; auch ersteht ihnen in den Albanern ein gefährlicher Gegner, der jetzt sich frei rühren kann und auf eigene Faust handelt. Durch den Rückschlag aber, den die Neugestaltung der Balkanhalbinsel auf das übrige Europa haben wird, tritt die weltgeschichtliche Bedeutung Südosteuropas in eine vollkommen andere Phase ein.

Von der Gesamtfläche Europas hat die Balkanhalbinsel nur ein Fünfzehntel, von der Gesamtbevölkerung etwa ein

Sechzehntel; aber schon viermal, in mykenischer Zeit, in der Epoche des Perikles, unter Byzanz und unter den Osmanen, hat dieses kleine Stück Europas den ganzen Erdteil geführt, hat das ganze Abendland und das ganze Morgenland beherrscht, und wer weiß, ob die Balkanhalbinsel mit den Weltstädten Athen und Konstantinopel nicht noch ein fünftes Mal für die Entwicklung der Menschheit entscheidend sein wird?

Erdkunde.

Ausdehnung.

Es ist gar nicht so leicht, die Grenzen der Balkanhalbinsel zu bestimmen. Philippson[1]) rechnet nicht nur Dalmatien, sondern auch Istrien und sogar Krain dazu. Im Süden wird Kreta bald einbezogen, bald weggelassen. Es wird sich da für uns empfehlen, nach Zweckmäßigkeitsgründen zu verfahren. Infolgedessen werden wir die österreichischen Teile der Halbinsel nur flüchtig behandeln, dagegen alle Inseln des Ägäischen Meeres als Balkangebiet anerkennen. Weiterhin kann zweifelhaft sein, ob Rumänien zu der Halbinsel gehöre oder nicht. Dem tektonischen Aufbau der Gebirge nach gehören die transsylvanischen Berge, freilich aber auch die Karpathen, wenngleich in anderer Richtung verstreichend, zu dem Balkansystem; anderseits weicht Rumänien mit seiner ungeheuren Tiefebene in allen seinen Verhältnissen stark von balkanischen ab, während hinwiederum nicht zu leugnen ist, daß der Bevölkerung und Geschichte nach Rumänien dennoch mit der Halbinsel verwachsen ist. Wenn wir dementsprechend die Bilanz ziehen, so werden wir doch dazu gedrängt, Rumänien ebenfalls hier — wenn auch kürzer — zu behandeln. Die gesamte Balkanhalbinsel umfaßt mit Rumänien, ohne das österreichisch-ungarische Gebiet, dagegen mit Griechenland und den Inseln ungefähr 528000 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl, die auf rund 25 Millionen geschätzt werden kann. Sie ist also kleiner als das Deutsche Reich.

[1]) Philippson, Europa, Bd. II, 2. Aufl. 1906.

B... EKO ... INSTITUTA

Ehemaliger türkischer Besitz . . .	170 000	qkm	7 (9?) Mill.
„ rumänischer Besitz . .	131 000	„	7,2 „
„ bulgarischer „	96 000	„	4,4 „
„ griechischer „	65 000	„	2,7 „
„ serbischer „	48 000	„	2,8 „
„ montenegrinischer Besitz	9 000	„	0,28 „
Kreta	8 600	„	0,31 „
d. i. rund	528 000	qkm	24,7 Mill.
Bosnien, Herzegowina, Dalmatien	64 000	„	2,7 „
	592 000	qkm	27,4 Mill.

Der Aufbau der Balkanhalbinsel.

Namen, die zu Unrecht gegeben wurden, sind in der Erdkunde nicht ganz selten. Der Persische Meerbusen ist ein lucus a non lucendo, denn an seinen Ufern wohnen ausschließlich Araber. Der Stille Ozean hat die größten Stürme. Ähnlich steht es mit der Balkanhalbinsel, denn der Balkan ist für sie nicht schlechterdings bezeichnend, da er kaum ein Viertel der Halbinsel beherrscht. Die Männer der Wissenschaft haben sich denn auch des öfteren gegen den üblichen Namen gesträubt, aber sie haben sich schließlich doch darein gefunden, weil sie eben keinen besseren auftreiben konnten. Es ist einmal nicht zu leugnen: die Balkanhalbinsel ermangelt der Einheitlichkeit. Infolgedessen ist es auch gar nicht leicht, ein anschauliches Bild von ihr zu geben. Sie gleicht entfernt einer Leber, aber damit ist für die Anschauung noch nicht viel gewonnen. Am besten tut man, wenn man folgende zwei Hauptrichtlinien festhält: Ein Faltengebirge streicht von Nordwesten nach Südosten; es sind die Dinarischen Alpen und deren Fortsetzung im Pindos; ein anderes Faltengebirge streicht von West nach Ost, es ist der Balkan, der an der Morawa anfängt und in der Nähe des Schwarzen Meeres aufhört. An den Hängen dieser beiden Gebirge, von denen das westliche in Kreta, Tripolis[1]) und Kleinasien, das östliche an der Krim und im Kaukasus eine Fortsetzung

[1]) Nach den Forschungen Oberleutn. Mühlhofers.

findet, baut sich die Halbinsel auf. Hierzu merke man sich die Donau und noch drei Hauptflüsse, von denen jedoch keiner viel bedeutender als der Main ist: Wardar, Morawa und Maritza, und man hat ein ungefähres Bild, wenn auch in groben Strichen gezeichnet. Außerdem kann noch mit Sicherheit folgende Gegenüberstellung vorgenommen werden: im Norden eine feste, zusammenhängende, plumpe Masse von kontinentalem Charakter, im Süden reich gegliederte Mannigfaltigkeit von Halbinseln und Eilanden. Im einzelnen ist jedoch sehr vieles in das Bild hineinzumalen, um es wahrheitsgetreu zu machen; so hat die rumelische Masse mit jenen Faltengebirgen gar nichts zu tun; sie gehört einer anderen, viel älteren geologischen Schicht an. „Indem sowohl Teile des dinarischen Zuges wie der rumelischen Masse einsanken, bildete sich das Ägäische Meer; Europa löste sich von Asien. Häufige Erdbeben auf der Halbinsel zeigen die Fortdauer von Krustenbewegungen an, aber nur ein tätiger Vulkan, die Insel Santorin, ist vorhanden. Durch Senkung eines alten Flußtales entstand die Verbindung zwischen Ägäischem und Schwarzem Meer, die sich durch den Einbruch des Marmarameeres auf der längsten Strecke zu einem Becken erweiterte[1].“ Baron Nopcsa[2]) ist der Ansicht, daß der Westbalkan durch eine Kreuzung der dinarischen Alpen mit einem älteren System, das, die Adria überschreitend, im Gargaron wieder auftaucht, entstanden ist.

Die gesamte Balkanhalbinsel ist nur wenig größer als das Deutsche Reich; sie umfaßt annähernd 592000 Geviertkilometer. Gewöhnlich stellt man sich den Umfang der Halbinsel viel bedeutender vor; aber weiträumige Meerbusen, die tief in das Festland eindringen, tragen ein Erkleckliches dazu bei, die Fläche der Erdmasse zu verkleinern. Wenn auch im Norden weitaus der kontinentale Charakter vorwiegt, so gibt doch die Donau, das große Wahrzeichen der Balkanländer, ihm

[1]) Itschner, Geographie. 1913.
[2]) Nopcsa, Nordalbanien, Serajewo 1907.

etwas Flüssiges, und fast möchte man sagen, etwas Beschwingtes. Es gibt keinen Punkt in der gesamten Balkanhalbinsel, der mehr als 150 Kilometer von der Donau oder dem Meere entfernt läge. Noch heute sind zwar einige Teile der Halbinsel, namentlich in Mittelalbanien und im Rodopegebirge, schier unbekannter als Mittelafrika; dennoch ist im Grunde die Wegsamkeit der Balkanhalbinsel zu rühmen. Selbst die höchsten Berge bleiben hinter der deutschen Zugspitze zurück, sie erreichen selten 2700 Meter, und nur der Olymp und der Muss-Ala im Rilagebirge steigen auf fast 3000. Die Pässe sind durchweg sehr niedrig; einer der berühmtesten, der Schipkapaß, erreicht nicht ganz den niedrigsten der Alpenpässe, den Brenner, er steigt nur zu 1300 Meter an. Selbst durch die schroffen, mitunter dolomitartigen Alpen Albaniens sind die Übergänge nicht allzu schwer; nur von Dibra nach Kruja und vom Valbonatale nach Skutari ist der Übergang mühsam. Nicht minder hat die Straße von Kalabaka über Metzovon nach Janina ihre Tücken; doch haben die Soldaten Cäsars sie anstandslos benutzt. Freilich im Winter ändert sich das Bild; da sind alle Balkanpässe recht schwierig und meist, außer für Skifahrer, ungangbar.

Die durchgängige Wegsamkeit des Balkans brachte es mit sich, daß schon seit Urzeiten die Halbinsel ein Durchgangsland war. Schon im zweiten Jahrtausend scheinen sich bestimmte Hauptstraßen für Karawanenzüge und Völkerwanderungen ausgebildet zu haben. Auf diesen Straßen zogen die indogermanischen Scharen der Urzeit südwärts, zogen die Krieger des Darius, die Legionäre der Römer und die Söldner von Byzanz. Auf den gleichen Straßen strebten Pilger und ganze Heere der Kreuzzügler Kleinasien und dem Heiligen Lande zu. Die Straßen erleichterten die jähen Vorstöße der Türken, und heute braust der Orientexpreß auf einer Strecke, die schon vor Jahrtausenden begangen wurde. Er geht dem Tale der Morawa entlang aufwärts und folgt dann der Maritza bis nach Adrianopel.

Zwischen den einzelnen Ketten der Faltengebirge breiten sich weiträumige Becken aus. Die Maritza allein durchströmt

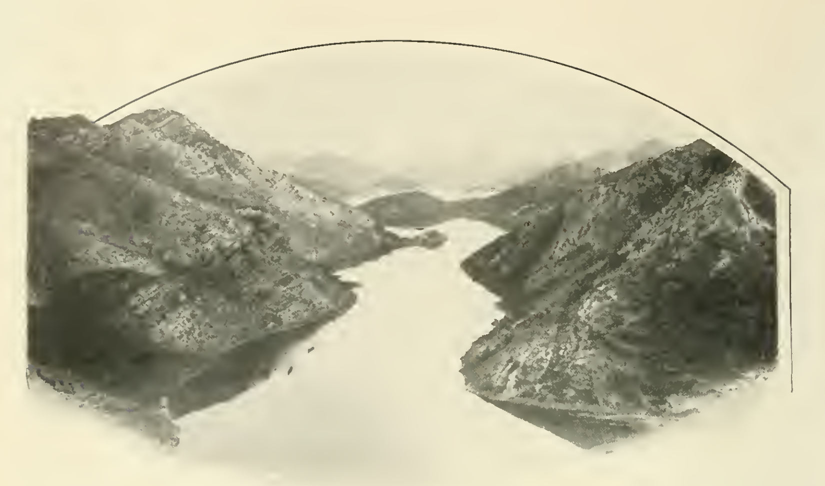


F. G. Zeitz, Athen, phot.

Straßenbrücke bei Janina.



Die altbulgarische Hauptstadt Tirnowo an der Maritza.



F. Laforest, Cattaro, phot.

Ausbuchtung des Skutarisees.



Ernte in der Gegend von Cepino (Bulgarien).
Gemälde von J. Angeloff.

drei solcher Becken. Das sind die fruchtbaren Landschaften, in denen kopfreiche Städte gegründet werden, in denen mächtige Staatsgebilde entstehen. Dazu gehören die Ebene von Philippopel, die Niederung von Adrianopel, die von Valona, die weite Fläche Thessaliens. Eine Besonderheit der Halbinsel sind die Polje, von denen das berühmteste das Kossovopolje, das Amselfeld ist. Ein derartiges Polje ist ein verbreitertes Flußbecken von bald mäßiger, bald scheinbar uferloser Ausdehnung, das im Winter durch Regengüsse und den Zustrom anschwellender Flüsse für einige Monate ganz oder halb zum Binnensee wird, während es im Sommer vollkommen trocken liegt. Wie der Schlamm des Nils die Fluren Ägyptens düngt, so ist die winterliche Flut der Segen balkanischer Landwirtschaft. Der Gegenwurf der fruchtbaren Becken ist der schauerlich öde, nackte, sonnenverbrannte Karst, dem nur mit äußerster Mühe der genügsame, zähe Bewohner einen kärglichen Lebensunterhalt abringt.

Auch in der Südhälfte der Halbinsel haben es die Bewohner nicht immer leicht. Auch in Arkadien und Akarnanien waltet unfruchtbares Gebirge vor. Doch entschädigen, abgesehen von den zahlreichen Ebenen, wie sie in Elis, Messenien, Attika, Böotien und Thessalien sich hindehnen, Sonne und Meer. Überall grünt der Ölbaum und reift die Traube; das Meer aber schenkt verschwenderisch Krebse, Austern und Fische und lädt zum Verkehr, zum lohnenden Handel mit der Außenwelt ein.

Einen Vorteil hat das Gebirge, das immerhin drei Viertel der gesamten Halbinsel beherrscht; es hegt fast überall wertvolle Metalle. Selbst die Inseln streuen reichen Segen an Gold, Marmor und Erzen aus.

Das Klima.

Entsprechend der Mannigfaltigkeit der Berge und Ebenen, der Küsten und des Binnenlandes ist auch das Klima der

Balkanhalbinsel außerordentlichen Wandlungen unterworfen. In Rumänien und in den rauheren Teilen Bulgariens sinkt der Wärmemesser im Winter auf — 37 Grad, und Gebirge wie Niederungen starren von Schnee und Eis; von Pola dagegen bis zum Kap Matapan, und von diesem südlichsten Punkte des Peloponnes bis nach Saloniki hat die Küste des Adriatischen, des Jonischen und des Ägäischen Meeres so gut wie niemals Schnee. Hart nebeneinander wohnen jedoch die schroffsten Gegensätze, selbst ohne Höhenunterschied. In Skutari ist null Grad schon eine Seltenheit, während der Skutarisee am entgegengesetzten Ende, bei Rjeka, des öfteren Schlittschuhlaufen verstattet. Unvergleichlich viel kälter ist es natürlich in Cetinje, das in einer Stunde mit dem Auto vom Skutarisee aus erreicht werden kann, das aber 700 Meter höher liegt als der genannte See. Ähnliche Gegensätze im Osten. Auf Lesbos kann man sich gar keinen Schnee denken; dagegen ist der Bosporus schon dermaßen mit dickem Eis bedeckt gewesen, daß schwere Wagen auf ihm fahren konnten. Allerdings muß der Wahrheit zur Steuer zugefügt werden, daß eine solche Kälte in mehreren Jahrhunderten bei Konstantinopel nur einmal vorkommt, während nicht allzuviel weiter im Norden, an der rumänischen Küste, von Odessa und Asow ganz zu schweigen, sich das Meer in Küstennähe fast alljährlich mit einer Eiskruste bedeckt.

Die Gesundheit des Klimas schwankt ebenfalls beträchtlich. Die herrlichste Luft ist auf Korfu und insgemein auf den Inseln, nicht minder in den albanischen Alpen, im Pindos, auf den Höhen des Balkans. Dagegen leiden recht viele Landschaften, besonders solche an der Küste, an Malaria. Am Adriatischen Meere beginnt die Malaria, die verschiedene Formen annimmt — ich kann da leider aus eigener Erfahrung sprechen —, schon in Ragusa, sie kann in Cattaro recht unangenehm werden und wird um so schlimmer, je weiter man nach Süden kommt. Das montenegrinische Antivari, das schlachtenberühmte Tusi im Nordosten des Skutarisees, dann San Giovanni di Medua — est-

ce que c'est un port? mais non, c'est un bidet! —, ferner Durazzo, Valona und Santi Quaranta genießen in der Beziehung eines üblen Rufes, von dem man noch nicht einmal sagen kann, daß er nicht verdient wäre. Auch die Südküste der Balkanhalbinsel, die an flachen Seen und Sümpfen reich ist, kann keineswegs als frei von Malaria gelten. Besser ist es dagegen an den Gestaden des Schwarzen Meeres und gut am Bosporus bestellt. Es steht zu hoffen, daß der fortschreitenden Sanierungstechnik, der sogar die Gesundung anscheinend so hoffnungsloser Plätze wie Havannas auf Kuba geglückt ist, es gelingen möge, die Malaria zu unterdrücken oder doch wenigstens einzudämmen. Im allgemeinen kann man sicherlich sagen, daß die Balkanhalbinsel zu den gesunden Gebieten der Erde zählt, und daß epidemisch verseuchte Striche dort zu den Ausnahmen gehören.

Das Bild würde unvollkommen sein, wenn man nicht der brennenden Hitze gedächte, die von den Karpathen bis zum Ägäischen Meere den Sommer über herrscht. In Rumänien steigt der Wärmemesser bis auf 42 Grad, und ich würde mich nicht wundern — die meteorologische Statistik ist auf dem Balkan noch ziemlich im argen —, wenn anderswo gelegentlich noch höhere Ziffern abgemessen würden. Kalamata im Südpeloponnes hat im Juli fast 29 Grad Durchschnittstemperatur. Etwas mildern ja den Sonnenbrand Gebirge und Meer; aber auch die Küsten sind von sengender Hitze keineswegs verschont. Besonders unerträglich ist die schwüle, feuchte Hitze, die an manchen Gestaden herrscht. In San Giovanni di Medua schlief meine Reisegesellschaft Anfang November im Freien, weil sie es im gedeckten Raume nicht aushalten konnte. Anderseits habe ich es, im August Bulgarien durchreitend, ganz erträglich gefunden; allerdings kam ich damals aus Mittelafrika. Auf den meisten Inseln jedoch, den großen wie den kleinen, und an recht vielen Gestaden, namentlich den dalmatinischen, ist im Gegenteile die trockene Hitze zu rühmen, die statt zu erschlaffen, gerade umgekehrt sehr wohltuend wirkt und daher sehr heilkräftig ist.

überhaupt hat in den geschilderten Strichen der Sommer die Annehmlichkeit, vor allem auch für den Touristen, daß er ungemein regelmäßig verläuft. Man braucht nicht des Morgens ängstlich im Bette danach zu horchen, ob draußen der Regen niedergießt: von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht spannt sich fast stets derselbe wolkenlose Himmel über der Erde auf. Erst Anfang November prasseln die ersten Regenschauer nieder, um dann allerdings während des ganzen Winters, ja bis über den März hinaus, anzuhalten. Ganz ohne Ausnahme ist freilich auch die Trockenheit des Sommers nicht. Im Jahre 1911, da ganz Mitteleuropa von Nässe troff, da war auch Albanien bis tief in den Sommer hinein feucht und kühl. Regentage kommen gelegentlich an der Küste schon im September vor und mitunter Gewitter im Hochsommer. Im Binnenlande, in Serbien und Bulgarien, beginnt die feuchte Jahreszeit regelmäßig schon frühe, schon Anfang Oktober oder gar, wie 1912, Ende September. Auch hat der August starke Gewitter. Zusammenfassend kann man etwa unterscheiden: ein kontinentales Klima mit drückender Hitze im Sommer und großer Winterkälte im Nordosten der Halbinsel; ein alpines Klima in der Gebirgsregion; ein ausgeglichenes, jähen Sprüngen abholdes Küstenklima am Meere.

Meere und Flüsse.

Die ausdörrende Hitze des Sommers bewirkt eine ungeheure Verdunstung im Mittelmeere. Sie ist weit größer, als durch Flüsse und Regen wieder eingebracht wird. Laut Theobald Fischer, dem besten Kenner, beträgt die Verdunstung mehr als drei Meter jährlich; davon werden 25 Prozent unmittelbar durch Regen, 10 Prozent mittelbar durch die Flüsse ersetzt. Der Rest kommt durch Zustrom von außen, namentlich vom Atlantischen Ozean her. Natürlich sind diese Verhältnisse von Land zu Land, von Meerbusen zu Meerbusen verschieden. Trotz der Riesenflüsse, die in das Schwarze Meer laufen, ist der Ersatz,

der dem Mittelmeere von dort kommt, nur gering; er beläuft sich auf 7 1/4 Prozent des Verdunstungsverlustes. Immerhin ist die Oberfläche des Schwarzen Meeres höher als die des Ägäischen; infolgedessen führt ein gar nicht langsamer Strom durch die Dardanellen in ostwestlicher Richtung, um den Höhenunterschied auszugleichen. Auf der anderen Seite aber ist das Mittelmeer viel salzreicher, als das Schwarze. So kommt es, daß ein anderer salzführender Strom unter dem geschilderten Ausgleichstrome und ihm entgegen in westöstlicher Richtung von den Dardanellen dem Schwarzen Meere zustrebt.

Die den Balkan umgebenden Meere sind das Adriatische, das Jonische, das Ägäische und das Schwarze Meer. Am tiefsten fällt das Jonische Becken; es erreicht südwestlich vom Peloponnes 4404 Meter; die größte Tiefe ist demnach in der Balkanwelt bedeutender als die höchste Höhe, die nirgends, weder im Rodopegebirge noch im Olymp noch in der Rila, 3000 Meter erreicht. Die Jonische Tiefe setzt sich im Ägyptischen und Syrischen Meere fort. Dagegen sind die Jonischen Inseln, so genannt, weil Korfu und Nachbareilande von Joniern, besonders Korinthern, besiedelt wurden, nur durch seichte Flächen, die man fast als Haffe, als Lagunen bezeichnen könnte, mit dem Festlande verbunden. Schon Thukydides stellt seine Betrachtungen darüber an, welchen Schutz diese Seichtigkeit den Uferländern vor feindlichen Überfällen gewährt. Die Etymologie des Ägäischen Meeres ist unbekannt. Die Adria hat ihren Namen von dem Flusse Hadrias, wie im Altertume die Etsch in ihrem Unterlaufe hieß, oder von der uralten Stadt Hadria, die am linken Ufer des Po lag, die aber jetzt infolge der Anschwemmungen des Po nicht mehr an der Küste liegt. Übrigens hieß auch ein Nebenfluß des Po Hadra; der Name dürfte mit Adour und der schweizerischen Thur wie dem pannonischen Thyras, vielleicht sogar mit der Oder und Eder zusammenhängen. Endlich gab es noch eine alte Stadt Hadra bei Peskara und einen Hundegott Hadranus auf Sizilien. Die Dardanellen heißen so von den Dardanern, die an ihren Ufern wohnten oder von albanisch

dardhen, fließen; die Dardanellen sind, wie schon erwähnt, reißend wie ein Strom. Bosporus ist undeutbar.

Die Inseln des Ägäischen Meeres werden allgemein zu Europa, mithin zum Balkan gerechnet. Mißlich ist es dagegen, einen Strich gegenüber Asien und Afrika zu ziehen. Namhafte Geographen rechnen Kreta mit Nachbarschaft und alle Inseln bis ausschließlich Rhodos ebenfalls zu Europa.

Die Dardanellen führen in das Marmarameer, das aus drei Becken besteht und bis 1403 Meter einsinkt. Von hier leitet der enggewundene Bosporus nach dem Schwarzen Meere, dessen tiefster Punkt 2244 Meter unter der Oberfläche ist. Der Salzgehalt des Schwarzen Meeres beträgt nur 1,9 Prozent, da die Zuflüsse weit stärker sind als die Verdunstung. Das Mittelmeer hat 3,64 bis 3,93 Prozent Salzgehalt.

Von den Flüssen läßt sich insgemein, abgesehen von der Donau, das eine sagen, daß sie sämtlich nicht schiffbar sind; doch können wenigstens der unterste Drin und die Bojanna bis nach Oboti von kleinen Schiffen befahren werden. Der Grund für diese Verkehrsuntauglichkeit liegt darin, daß die Balkanflüsse größere Stromschnellen und Fälle haben; meist durchströmen sie mehrere Becken, und der Übergang von dem höher zu dem niedriger gelegenen Becken vollzieht sich niemals glatt. Inwiefern die Technik der Gegenwart diesem Übelstand abhelfen könne, wage ich nicht zu entscheiden. Am aussichtsreichsten scheint mir noch der Drin, der schon eine Tagereise oberhalb Skutaris, in der Nähe von Schlaku, wo er in brausender Schnelle das Gebirgstor verläßt, recht tief ist. Die Donau spannt in ihrer höchsten Breite 24 Kilometer. Am Fuße der bulgarischen Tafel ist ihre Durchschnittsbreite 800—1400 Meter. Die Schiffahrt auf ihr hat bisher eine Monopolstellung, da auf sehr weiten Strecken der Strom von keiner Eisenbahn begleitet wird. Im Winter aber frieren die Donaumündungen regelmäßig zu, so daß dort, im Delta, eine Eisenbahn eintreten mußte.

Pflanzen, Tiere und Metalle.

Hinsichtlich ihrer natürlichen Produktionsmittel zerfällt die Balkanhalbinsel in zwei getrennte Räume, in den kalten Norden und den warmen Süden. Auch ist weiter eine Kluft zwischen Osten und Westen. Konstantinopel entbehrt des Ölbaumes, der im Westen so reichlich gedeiht, und der Nordosten der Halbinsel hat Steppencharakter, nur für Getreide und Rinder geeignet, wie Südrußland. Alle Südfrüchte gedeihen dagegen von Euböa bis nach Abbazia. Palmen sind nicht selten; fast wundert man sich, in Ragusa und auf Korfu nicht auch die Dattelpalme zu sehen. Für Mazedonien ist von besonderem Werte der Tabak, für Griechenland der Wein, für das ganze adriatische Gebiet und halb Hellas Olive und Maulbeerbaum. Von Haustieren gibt es überall Schafe, Rinder und Hühner; Ziegen auf den Bergen, Pferde besonders in den Niederungen. Berühmt sind die Pferde der Walachei und der südalbanischen Musachia; sonst ist das Material durchweg dürftig, klein und schwach. — Unendlich ist die Zahl der eßbaren Meerestiere.

An Metallen scheinen Serbien und Albanien am reichsten zu sein. Serbien hat Silber und Eisen, Albanien Kupfer, Eisen, Quecksilber, Erdöl, Kohle, Galmei, Chrom. In Rumänien ist das Vorkommen von Erdöl sehr bedeutend. Thasos hat Gold. Von wertvollen Erden hat Naxos Schmirgel, Paros Marmor. Auch in Albanien und Dalmatien gibt es guten Marmor; nicht minder hat Dalmatien Kohle (bei Sebenico) und Istrien Quecksilber (bei Idria). Mangan, Schwefel und Kupfer gibt es östlich von Saloniki, Zink am Schwarzen Meere bei Karasu.

Einige Zahlen.

Der Umfang des Skutarisees schwankt bedeutend; bald ist der See ganz niedrig, bald überschwemmt er die Ufer stundenweit. Man kann ihn zu 350—375 Quadratkilometer annehmen.

Vergleichsweise ist der Bodensee 474 Quadratkilometer groß, Ochridasee 271 Quadratkilometer, Presbasee 286 Quadratkilometer, Pambotis (See von Janina) 32 Quadratkilometer.

Nach neuesten Messungen scheint der höchste Berg, wie sich das gebührt, der Olymp, und zwar mit 2985 Meter, zu sein. Früher galt der Muss-Ala für höher, er hat aber nur 2930 Meter, Dormitor (Montenegro) 2500 Meter, Maja Radoins in Nordalbanien 2450, Öta 2158, Ossa 1978, Othrys 1728, Pelion 1620, Athos 1035, Berg von Samothrake 1300 Meter.

Überblick und Statistik der Bevölkerung.

Das Byzantinische Reich war, und zwar schon vor der Ankunft der Slawen, eine ethnologische Musterkarte. Es war die Vorahnung des österreichischen Nationalitätenhaders. Die Buntheit der volklichen Zusammensetzung braucht nicht unbedingt rückständig zu sein; denn gerade die Gegenwart bringt wieder Buntheit und Mischung. In Deutschland machen uns vier Millionen Polen und Vettern zu schaffen; nach Südafrika wurden 160000 Chinesen geschafft, die sofort mit den Schwarzen Händel anfingen; in Amerika ist die Anglisierung oder Yankeesierung gegenüber den 81 Prozent nichtgermanischer Einwanderung im letzten Jahrzehnt zum Stillstande gekommen, um einem Rassenchaos Platz zu machen; selbst das einheitliche Frankreich hat sich jetzt nicht nur mit Bretonen und Basken, sondern auch mit einer halben Million italienischer Arbeiter (abgesehen von den Italienern Nizzas und Korsikas) und außerdem neuerdings in den Eisendepartements von Nancy und Nachbarschaft mit slawischen Arbeitern herumzuschlagen. In Europa ist der Bevölkerungswirrwarr im Osten und Südosten besonders auffällig. Anderswo, in Großbritannien, Frankreich, Spanien und Deutschland, haben die Rassensplitter, die dem herrschenden Volke widerstreben, haben die Iren, Basken und Polen im allgemeinen eine ganz bestimmte Gegend inne; in Österreich, Rußland und der Türkei jedoch leben die einzelnen Rassen nicht neben-, sondern übereinander. In den Westgouvernements des Zarenreichs hausen in denselben Städten und auf den Dörfern des platten Landes Polen, Deutsche, Juden und Litauer durcheinander, von den russischen Beamten und Soldaten gar nicht zu reden; ebenso treffen Rumänen, Deutsche

und Madjaren unmittelbar aufeinander in Siebenbürgen, so-wie Madjaren, Deutsche und Slawen in der Slowakei und im Banat. An den Nordhängen des Kaukasus wohnen auf dem-selben Raum oder nur durch wenige Kilometer voneinander getrennt Russen, Armenier, Deutsche, Osseten, Tschetschenen, Tataren und versprengte Italiener, von denen sich Nieder-lassungen bei Pjatigorsk befinden. Bunter geht es auch auf der Balkanhalbinsel nicht zu; es sei denn allein in Konstan-tinopel. Im allgemeinen haben doch auch die Völker dieser Halbinsel bestimmt umschränkte Wohnsitze. In zusammen-hängender Siedlung leben die Griechen im Südwesten, Albaner und dann Serben im Nordwesten, mit einem italienischen Saume an den Küsten; dann die Wlachen und Bulgaren in der Mitte, die Türken im Südosten und die Rumänen im Nordosten. Nur wo die einzelnen Kreise sich schneiden, nament-lich in Mazedonien und Thrazien wie an der unteren Donau, da entstand eine Nationalitätenfrage. Im einzelnen ist diese Frage freilich recht verwickelt und keineswegs einer so leichten Lösung fähig wie in der Schweiz. Es ist ein Problem, mit dem sich jedenfalls auch noch die Geschlechter späterer Jahr-hunderte zu befassen haben. Immerhin ist in der allernächsten Zukunft eine etwas größere Einheitlichkeit in den Einzelstaaten, stets mit Ausnahme der Grenzgebiete, ist eine mehr oder weniger gewaltsame Nationalisierung zu erwarten. Am meisten Erfolg wird in dieser Richtung vermutlich den Griechen beschieden sein.

Am zerklüftetsten ist die Bevölkerung Rumeliens und namentlich seiner Hauptstadt, Konstantinopels. Denn dort stoßen nicht nur alle Rassen Europas, sondern auch viele Asiens zu-sammen. Es gibt in Konstantinopel Hunderttausende von Griechen, vielleicht zweihunderttausend Armenier, an die hundert-tausend Kurden; es gibt ferner Georgier, Tscherkessen, Araber, Neger. Zerstreut, ohne zusammenhängende Niederlassungen, sind, wie in allen Ländern mit Ausnahme von Russisch-Polen, die Juden. Sie leben fast ausschließlich in Städten. Ihre größte Masse ist nördlich der unteren Donau, in der Gegend

von Jassy und Galatz. Beträchtlich ist ferner die Zahl der Spaniolen, die an Bildung und Sauberkeit der äußeren Erscheinung weit über ihre Rassegenossen hervorragen, in Saloniki.

Die Thrako-Illyrier verbreiteten sich einst bis Mitteleuropa. Ein gewisser Zusammenhang besteht auch heute noch zwischen den Völkern, die die weiten Lande von den Karpathen und Istrien bis zum Ägäischen Meere bewohnen. Zum Teil ist es ein rassenhafter Zusammenhang, wie denn Brüder der Serben in Österreich und Ungarn leben und wie die Madjaren die Vettern der Osmanen sind. Fast unmöglich ist es, die Rumänen Ungarns und Rußlands von denen des Königreiches zu trennen. Noch enger jedoch ist der Zusammenhang auf dem politischen Felde, denn die Geschicke des Balkans sind von denen der habsburgischen Monarchie nicht zu trennen. Es wird daher ganz nützlich sein, um die politischen Verhältnisse in Südosteuropa zu veranschaulichen, mit der Bevölkerung des Balkans zum mindesten die Ungarns und Bessarabiens [1]) und außerdem die des österreichischen Küstenlandes zusammenzufassen. Auf dem so umschriebenen Gebiete, das rund eine Million Geviertkilometer umfaßt, wohnen 35½ Millionen Nichtslawen gegenüber 17 Millionen Slawen. Diese Erkenntnis allein ist hinreichend, um einen derartigen Überblick zu rechtfertigen. Das erwähnte Gebiet beherbergt an die 53 Millionen Menschen, nämlich:

2,3	Mill.	Deutsche.
1	„	Italiener und Levantiner.
9	„	Madjaren.
1,8	„	Türken.
11,5	„	Rumänen.
9,6	„	Serben.
4	„	Bulgaren.
3,5	„	Slowaken und Slowenen.
2,5	„	Albaner.
4,5—5	„	Griechen.
1,5	„	Juden.
2	„	Fremde.

[1]) 2½ Millionen Einwohner, darunter 1¼ Million Rumänen und sehr viele Juden.

Den Grundstock für die heutige Bevölkerung der Balkanhalbinsel bildet, wie erwähnt, die alte thrako-illyrische Unterschicht. Diese Unterschicht muß von ganz besonderer Lebenskraft gewesen sein, wie ja seit alters die Thraker durch dionysische Lebenslust und die Illyrier durch ungebändigte Rauflust berühmt waren. In der Gegenwart sind die Balkanvölker diejenigen, die am meisten Hundertjährige haben. In Bulgarien waren vor dem jüngsten Kriege beinahe 4000, in Rumänien über 1000, in Serbien 573 Leute, die über hundert Jahre alt waren, während das ungeheure Rußland deren nur 89 und Deutschland nur 76, Spanien aber mit seiner iberischen, den Ur-Illyriern verwandten Rasse 410 aufwies; daß die stattliche Zahl hochbetagter Menschen nicht etwa auf das Klima zurückzuführen sei, zeigt die Schweiz, die sich nicht eines einzigen Hundertjährigen berühmen kann, obwohl doch ihr Klima besser ist als das Bulgariens.

Die neuen Rassen, die seit dem sechsten Jahrhundert n. Chr. kamen, brachten frisches Blut, andere gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen und vor allen Dingen neue Sprachen mit.

Gleichartig ist das Bild der Balkanbevölkerung niemals gewesen; durch den Einbruch der Slawen, der Lateiner und Osmanen wurde es jedoch so bunt und mannigfach, daß nur ganz wenige Gebiete, wie Formosa und der Kaukasus, die heutige Balkanhalbinsel an Verwickeltheit der ethnologischen Lagerung übertreffen. Lauter metamorphische Verwerfungen wie in der Geologie. Durch den jüngsten Krieg sind die ohnehin schon verworrenen Verhältnisse für den Augenblick neuerdings erschwert worden. So war der Kern Albaniens leidlich reinrassig, jetzt aber treten Serben und Griechen mit ihren Ansprüchen hervor. Auch werden sich jetzt mehr fremde Europäer auf dem Balkan niederlassen.

Es gehört zu den mühseligsten Unternehmungen der Statistik, über die Zahlenverhältnisse auf dem Balkan Klarheit zu gewinnen. Zwar ist in allen christlichen Staaten die Zählung ziemlich gut durchgeführt; um so mehr liegt sie in allen den

Gebieten im argen, die einst türkisch waren. Die Angaben weichen um 1000 Prozent und mehr voneinander ab. Das eine nur kann als sicher gelten, daß die Türken noch nicht ein Viertel der Gesamtbevölkerung darstellen, wenn auch die Ziffer der Mohammedaner die Hälfte ausmacht. Empfehlenswert ist es, Bulgaren und Serben zusammenzufassen und so wenigstens eine auch für die Statistik sehr gefährliche Klippe der Eifersucht aus dem Wege zu räumen. Besonders mißlich war Mazedonien, das in drei Wilajete, Saloniki, Monastir und Kossowo, zerfiel. Nach Peuker, dessen Angaben jedoch keineswegs unangefochten geblieben sind, wäre die mazedonische Bevölkerung vor 1900 aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt:

550 000 mohammedanische Türken.
240 000 orthodoxe Griechen.
1 215 000 orthodoxe Slawen, Bulgaren und Serben.
140 000 mohammedanische Slawen, Bulgaren und Serben.
10 000 katholische Albaner.
12 000 orthodoxe Wlachen.
12 000 orthodoxe Albaner.
615 000 mohammedanische Albaner.
93 000 orthodoxe Wlachen.
63 000 Juden.
38 000 mohammedanische Zigeuner.
24 000 orthodoxe Türken, mohammedanische Wlachen, mohammedanische Griechen und Fremde.

Es ist ein aufregendes Turnier für Variations- und Permutationsrechner, die Volkheiten Mazedoniens gegeneinander abzuschätzen; bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Mit großer Gründlichkeit und Ausführlichkeit beweist der eine Ethnolog, wie Spiridion Gopčević, der darüber ein dickes Buch geschrieben hat, daß Mazedonien von Serben bewohnt sei; nur schade, denn es kommt sofort ein anderer, ebenso gründlicher Mann und beweist das Gegenteil, nämlich daß dort nur Bulgaren wohnen. Es ist ganz unterhaltend, einmal eine Tabelle über die verschiedenen Ansichten zusammenzustellen. Es leben demgemäß in Mazedonien:

Die Volkheiten Mazedoniens.

	Wlachen	Griechen	Serben	Bulgaren	Türken	Albaner	Juden
Nach Gopčević	0	222 000	1 600 000	50 000	228 000	80 000	—
Nicolaides	50 000	650 000	250 000	200 000	620 000	—	—
Kunčew	0	211 000	0	1 168 000	495 000	165 000	80 000
Gerſin	80 767	228 702	1,182 036		499 204	28 711	67 000
Verdêne	520 000	500 000	800 000		900 000	2 600 000	95 000
Bulgariſche Regierung .	429 000		—	1 038 000	1 324 000		80 000
Italieniſche Quellen . .	375 000	250 000	50 000	450 000	300 000	300 000	100 000

(Laut Urban[1]).

[1]) Ich benutze dabei die zuverläſſige und unparteiiſche Studie des Rittmeiſters Modeſtus Urban, der Mitglied der Internationalen mazedoniſchen Reformkommiſſion war, in der „Öſterreichiſchen Monatsſchrift über den Orient," 1913.

Die bulgarische Sprachgrenze zieht sich nordwestlich von Egri Palanka über Kumona in der Richtung nördlich von Üsküb, dann nach Tetovo (Kalkandalen) und Gostivar bis Dibra und Struga in südlicher Richtung, von wo sie, den Ochrida- und Presbasee einschließend, südlich von Monastir bei Vodena vorbei gegen Saloniki verläuft. Erst bei Monastir, Krusewo und Vodena stößt die bulgarische Sprache auf wlachische Sprachinseln, in den drei bis vier größeren Städten des Wilajets Monastir und innerhalb des bulgarischen Sprachgebietes überdies auf Albaner und Griechen. Die Küsten des Ägäischen Meeres sind jedoch zumeist von Griechen bewohnt.

Obige Zusammenstellungen geben einen ungefähren Begriff von der verwirrenden Buntscheckigkeit der mazedonischen Frage. Dazu nehme man eine Stadt wie Monastir: 15000 Bulgaren, 6000 Juden, 30000 Serben, Albaner und Wlachen. Aber die mazedonische Frage ist nur ein kleiner Ausschnitt des Gesamtproblems. Man hat bei den Summen häufig mit zwei, ja drei Unbekannten zu tun. So ist die Zahl der Albaner weder in Albanien selbst, noch im Sandschak, noch in Montenegro mit Sicherheit zu ermitteln. Im allgemeinen tut man besser, wenn man die höheren Ziffern annimmt. Neuere Forschungen führen mit großer Wahrscheinlichkeit zu dem Ergebnis, daß der Sultan über gut und gern die doppelte Zahl der Untertanen gebot, als ihm in einigen europäischen Landstrichen[1]) bisher von der Statistik zugebilligt wurde. Denn da die Osmanen weitaus in der Minderzahl waren gegenüber den Rajahvölkern, so hatten die Herrscher naturgemäß kein Interesse daran, eine genaue Statistik zu veranlassen, da eine solche lediglich die Unterworfenen auf die Gunst ihrer numerischen Überlegenheit aufmerksam gemacht und dadurch zu Gedanken der Auflehnung angeregt hätte. Übrigens hat gerade das letzte Jahrzehnt eine solche Fülle tief ein-

---

[1]) Wohl auch in asiatischen, namentlich in Syrien. Wenn Düring Pascha von Entvölkerung spricht, so glaube ich, daß er örtliche Erscheinungen, in Kastamuni gesammelt, viel zu sehr verallgemeinert.

greifender Umwälzungen in Mazedonien und Thrazien gebracht, daß Zahlen des vorigen Jahrhunderts jetzt völlig wertlos sind. Auf der einen Seite hat nämlich die außerordentliche Belebung von Handel und Wandel, wie sie durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt und überhaupt den Geist der Neuzeit bedingt ist, ein erhebliches Wachstum der städtischen Bevölkerung mit sich gebracht, auf der anderen Seite haben die Bandenkämpfe und die Kriegswirren Hunderttausenden von Menschen das Leben gekostet. Im allgemeinen kann man an dem Grundsatze festhalten, daß die Bevölkerung der Balkanhalbinsel weit größer ist, als in den Büchern verzeichnet wird. Das kleine Montenegro wurde stark unterschätzt, weil die in Amerika weilenden Volksgenossen — wohl über 12000 an der Zahl — nicht berücksichtigt wurden, und ferner, weil viele Fremde, namentlich Albaner und Italiener (die zum Teil während des jüngsten Krieges Montenegro eifrig unterstützten) nach der Abhaltung des letzten Zensus ins Land gezogen sind. Podgoritza hatte vordem nur 2—3000 Einwohner und ist jetzt mit 15000 die führende Stadt der Schwarzen Berge. Die bisherige Unterschätzung Montenegros mag reichlich 12 Prozent unter der richtigen Zahl geblieben sein. Noch weit auffallender ist die Unterschätzung in türkischen Dingen. Offenbar haben die Provinzstatthalter und -landräte, haben die Wali und Kaimakame gar nicht selten absichtlich eine niedrige Zahl der ihnen überantworteten Bevölkerung angegeben, um den Überschuß an Steuern in ihre eigene Tasche zu leiten. Auch mögen sich viele Leute ängstlich dem Zensus entzogen haben, der zu jeder Zeit und bei allen Völkern unbeliebt war: kommt doch auf die Schätzung gleich die Schatzung. Man weiß von verschiedenen Fällen, daß ein Herrscher von der Zählung abstehen mußte, da er sonst des Todes gewärtig war. Die Bibel weiß davon zu erzählen.

Auf der ganzen Erde ist, mit wenigen Ausnahmen wie in Island, am unteren Kongo, in der Mandschurei, die Bevölkerung während des letzten Menschenalters stark gestiegen. Die wachsenden

Erwerbsmöglichkeiten brachten das mit sich. Die neuen Länder, die jetzt erst der technischen Zivilisation der Neuzeit erschlossen wurden, wie Südafrika, Argentinien, Ägypten, Kanada, verzeichneten eine fabelhafte Zunahme der Volkszahl. Namentlich die Küstenstädte, die vom heutigen Verkehr am ehesten und ausgiebigsten berührt werden, vergrößerten sich ungemein. Das marokkanische Casablanca wuchs während der Jahre 1907 bis 1913 von nur 4000 auf 120000 Seelen. In der Levante ist Port Said aus dem Nichts zu 50000 Einwohnern emporgeklommen; der Piräus bestand 1830 aus einer Hütte, jetzt bewohnen ihn über 80000 Seelen. Mersina war überhaupt nicht vorhanden, als dort Ibrahim Pascha, der Adoptivsohn des Paschas Mehemed Ali von Ägypten im Jahre 1839 ankerte, und jetzt zählt es 22000 Bewohner. Ähnlich sind türkische Balkanhäfen einzuschätzen. Dedeaghatsch war vor vierzig Jahren noch gar nicht da; Rodosto (28000 Einwohner) verdoppelte seine Ziffer in zehn Jahren. Aber auch im Innern ging es vorwärts. Manchmal freilich spielt der Kobold Zensus hinein.

In Albanien wurde eine Volkszählung im Anschluß an den Aufstand von 1910 ausgeführt. Sie hatte sehr merkwürdige und überraschende Ergebnisse. So wurde (der Wiener Allgemeinen Zeitung zufolge) in der Stadt Djakowa, deren Einwohnerzahl bisher mit 21000 Seelen angegeben wurde, eine Bevölkerung von 80000 Seelen festgestellt, und auch die Einwohnerzahl des Wilajets Kossowo betrug mehr als doppelt so viel, als bisher angenommen wurde. Was ist nun unter dem alten Regime mit den 60000 Einwohnern, die Djakowa mehr zählt, als offiziell angegeben wurde, geschehen? Nun, die Erklärung ist ziemlich einfach: sie sind unterschlagen worden, nicht die Einwohner, sondern nur die Steuern. Eine Stadt von 80000 Einwohnern liefert viermal so viel Steuern wie eine solche von 20000, und der Pascha, der nur 20000 Einwohner „fatiert", streicht bei dem Geschäft eine sehr schöne Summe ein. Jetzt kann man sich ungefähr einen Begriff

davon machen, was unter den alten getreuen Beamten des Padischah verdient worden ist, und woher die ewige Finanznot des Türkischen Reiches stammte.

Das ist wenigstens bis vor einem Jahrzehnt wahr gewesen, denn seitdem haben sich die Verhältnisse abermals geändert. Durch die furchtbaren Bandenkämpfe und die Verwüstungen, die sie in den Dörfern des Balkans herbeiführten, sollen — persönlich halte ich das für übertrieben — 300000 Menschen das Leben verloren haben. Wie groß aber sind vollends die Verluste durch die jüngsten Kriegswirren einzuschätzen? Wenn man nicht bloß die berücksichtigt, die in der Schlacht gefallen und an ihren Wunden gestorben sind, sondern auch die Bauern und Städter, die niedergemetzelt wurden, oder die, aus der Heimat fliehend, durch Hunger, Entbehrungen und Kälte umkamen, wenn man endlich die Auswanderer nicht vergißt, die Europa verließen, um sich in Anatolien, Amerika oder sonstwo anzusiedeln, so wird man zu einer Ziffer gelangen, die wohl nicht unter 450000 anzunehmen ist. Wenn wir somit einmal das starke Wachstum der Bevölkerung in Betracht ziehen, das unter Abdul Hamid Platz griff, und auf der anderen Seite die Verluste, so kommen wir zu folgender Berechnung, die sich auf die Balkanhalbinsel allein, mit Rumänien, aber ohne Istrien, bezieht:

7	Mill.	Rumänen und Kutzowlachen.
6,25	„	Serben.
4,5	„	Griechen.
4	„	Bulgaren.
2,3	„	Albaner.
1,8	„	Türken (davon eine halbe Million im alten Bulgarien).
0,6	„	Juden.
0,75	„	Italiener und Levantiner.
0,2	„	Armenier.
0,1	„	Kurden.
70000		Deutsche.
0,15	Mill.	Zigeuner.
27,7	Millionen.	

Dazu noch Tscherkessen, Araber und andere.

In jedem Falle hat die Balkanhalbinsel eine größere Bevölkerung als Spanien, dem sie an Flächeninhalt ungefähr gleich ist. Um nun freilich die erdkundliche Stellung und die politische Bedeutung der Balkanier richtig zu erkennen, dazu wäre nicht nur ein Seitenblick nach Ungarn und Rußland, sondern auch nach Vorderasien nötig; denn die Türken haben ja doch den Hort ihres Volkstumes in Anatolien, und auch die Griechen haben über eine Million [1]) Brüder in Kleinasien und Syrien, sowie andere in Alexandrien und Kairo. Besonders für die Inselfrage fällt es ganz erklecklich ins Gewicht, daß der ganze westliche Küstensaum Kleinasiens und so manche Stücke des Hinterlandes überwiegend von Griechen bewohnt sind.

[1]) Kirnberger, Die mazedonische Frage, zählt $^2/_3$ Millionen Griechen.

Geschichte.

Von der Urzeit bis zum Slawensturm.

Schon eingangs wurde auf Beziehungen hingewiesen, die das alte Kreta und die vorgeschichtliche Dordogne mit Albanien hat. Auf Berührungen der ganzen Balkanhalbinsel, die dem dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. angehören, mit Kleinasien und Südrußland hat besonders Baron Nopcsa aufmerksam gemacht. Das Mißliche bei all diesen Untersuchungen ist stets die Ungewißheit, ob wir eine bestimmte äußere Zivilisation, eine bestimmte Art von Töpferei, Hausbau, Begräbnis und Waffen, von gewissen Ornamenten auch einem ganz bestimmten Volke zuweisen dürfen. Das scheint mir gar nicht so ohne weiteres tunlich zu sein. Trinken wir doch auch Tee, und besitzen unsere Damen japanische Schirme, Vasen und Kimonos, ohne daß wir Chinesen oder Japaner wären. Eine neuzeitliche Stadt der Slawen sieht gar nicht so viel anders aus als ein von Germanen oder Romanen bewohnter Ort; Zylinder und Frack tragen heute auch manche Mohammedaner und Ostasiaten. Ebensowenig ausgemacht ist es, ob wir bestimmte Schädel einer bestimmten Rasse zuschreiben können. Die Maße der in den Grabfeldern aufgefundenen Schädel sind ja zweifellos etwas Festes, Greifbares, Unträgliches; allein es ist doch sehr die Frage, ganz besonders aber in Durchgangsgebieten, wie Südosteuropa, ob Brachyzephalie und Dolichozephalie den Vorfahren eines genau umschriebenen geschichtlichen Volkes eigentümlich gewesen sei. Kurzschädel gibt

es bei Pygmäen und bei hochwüchsigen Tscherkessen, Langschädel bei Schwarzen und Weißen. Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft können wir zwar mit ziemlicher Sicherheit die Aufeinanderfolge von Kurz- und Langschädeln, von Hypsisto- und Mesozephalen nachweisen, wir können ferner sogar mit Montelius die einzelnen Zeiträume der älteren und jüngeren Steinzeit, des Bronze- und Eisenalters in den verschiedenen Gegenden mit erstaunlicher Genauigkeit messen: aber das alles hilft uns nicht sehr viel weiter, weil wir niemals wissen, wes Leibes und wes Geistes Kinder die waren, die da die Stein- und Eisenäxte schwangen. Infolgedessen wird es am geratensten sein, über die ganze Urzeit, obwohl aus ihr schon recht zahlreiche Funde und Denkmäler vorliegen, mit einem raschen Schritt hinwegzugehen und vorläufig keinen Versuch zu machen, ihr Dunkel zu lichten.

Nur eines muß ein wenig eingehender behandelt werden, die Tracht der Urzeit, weil sie teilweise bis zur Gegenwart andauert und weil sie so ungemein merkwürdige Ausblicke eröffnet. Der Glockenrock heutiger Malisorinnen in Nordalbanien taucht in mykenischen und altkretischen Frauengestalten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, in einer uralten Tonfigur, die man in Serbien fand, bei dem Gewande Naramsins bald nach 3000, endlich in der Dordogne und in der Grotte Altamira (Pyrenäen), angeblich um 15000 v. Chr., auf. Nopcsa [1]) hat das Nötige zusammengestellt. Daß eine solche Zusammenstellung sich ohne weiteres ergibt, mag auch daraus erhellen, daß sie mehreren ziemlich zu gleicher Zeit einfiel. Denn die Entdeckung, daß der albanische Glockenrock schon im paläolithischen — Nopcsa sagt: neolithischen — Spanien und Frankreich im Gebrauch war, hatte zuerst Evans und dann ich unabhängig voneinander gemacht [2]). Mit dem kurzärmeligen Džurdin, der Albanerjacke, vergleiche ich die kurze, sehr bunte Jacke

---

[1]) Beiträge zur Vorgeschichte Albaniens, Wien 1913, Seite 47 ff.

[2]) „März" 1910. „Atlantis" in P. A. Revue 1911 und dann in meinem Buche „Männer, Völker und Zeiten" 1912.

von Garmisch und Berchtesgaden und, wenn auch entfernter, den ärmellosen spanischen Bolero. In jedem Falle ist die Trachtenkunde Europas noch eine bisher zu wenig ausgebeutete Fundgrube für ethnologische Verwandtschaften.

Nicht allzuviel ist dagegen aus den Bauten zu entnehmen.

Die verschiedenen Länder der heutigen Balkanhalbinsel haben auf dem Gebiete der Baukunst wenig Gemeinsames. Nur im Norden ist Name und Sache für Sennhütte gleich; sie heißt stan im Albanischen und Rumänischen, das ist die „Asten" Nordtirols und die säter Norwegens.

Mehrfach gibt es Höhlenwohnungen, noch in der Gegenwart. Pfahlbauten sind vielleicht einmal am Kopaissee gewesen. Das heutige Wohnhaus ist überall verschieden. In den Städten tritt zudem schon westliche Architektur auf.

Das einzige, was der ganzen Halbinsel, mit Ausnahme des Nordostens, gemeinsam ist und was als Schöpfung der Urrassen gelten kann, ist die auf steiler Höhe ragende Burg. Für das früheste Altertum ist außerdem die „Schatzkammer des Atreus" bezeichnend, zu der Kluge östlich von Etschdmiadzin, in Transkaukasien, überraschende Gegenstücke aufgedeckt hat. Der mykenische Stil ist jedoch untergegangen; der griechische Tempel ist eine neue Errungenschaft, wohl auf ägyptische Muster zurückgehend.

In der Baukunst sind die Völker nicht konservativ, sie folgen vielmehr gern dem Fortschritte der Zeit, der ein bequemeres Wohnen und namentlich bessere Beleuchtung ermöglicht. Daher steht die fensterlose Kula Albaniens jetzt allein. Wohl aber sind die Menschen konservativ in ihrer Tracht, wenigstens auf dem Lande, wo sich Jahrtausende hindurch die Grundzüge der Lebensführung nicht ändern. Für die Landleute bedeutet städtisches Kleid keinen Fortschritt. Daher dauert auf dem Gebiete der Trachten noch jetzt Ältestes fort.

Bei der Anlage des ganzen Werkes haben wir vorzugsweise die heutigen Verhältnisse im Auge. Infolgedessen emp-

fiehlt es sich, bei der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse die zu bevorzugen, die noch heute Nachwirkungen ausüben, die zu der Gestaltung der Gegenwart beigetragen haben. Ohnehin wird uns der Leser Dank wissen, wenn wir uns nicht lange bei der altgriechischen, altrömischen und byzantinischen Geschichte aufhalten, über die er sich leicht aus einer Fülle gangbarer Bücher unterrichten kann, sondern wenn hier möglichst nur das geboten wird, was sonst nirgends oder doch wenigstens nicht im Zusammenhange gefunden werden kann.

Durch den Anstoß der Perser wurden die Hellenen eigentlich erst so recht zum Bewußtsein ihrer selbst und dann zu einer freilich nicht sehr dauerhaften Einigkeit erweckt. Die Schlachten von Platää und von Salamis mußten die Athener noch allein ausfechten, während sie bei den Thermopylen fehlten; erst nach 480 wirkten spartanische und athenische Heere und Flotten zusammen. Aber auch nur, wo es und solange es gegen die Perser ging. In der Kunst wurde das neue Gefühl der Gemeinbürgschaft dadurch veranschaulicht, daß die Tragiker ihre Helden in attischer Rede sprechen ließen, den Chören jedoch dorische Verse in den Mund gaben.

Schon vor Ablauf eines halben Jahrhunderts, als die Persergefahr erloschen schien, war es mit der Einigkeit aus. Der Peloponnesische Krieg entstand, durch den Athen von steiler Höhe hinabgestürzt wurde. Sparta errang die Führerschaft, um von Theben abgelöst zu werden.

Alexander der Große benutzte die gesammelte Kraft der Balkanier, um Vorderasien zu unterwerfen. In nur acht Jahren durchstreifte und bezwang er Anatolien, Syrien, Ägypten, Iran, einen Teil Westturkestans, endlich das Pendschab und Sindh. Nach seinem Tode kam es zu unaufhörlichen Kriegen zwischen seinen Nachfolgern.

Ein Dreiecksverhältnis entstand, und eine Art Gleichgewicht wurde im östlichen Mittelmeere und seinen Hinterländern begründet. Im Süden walteten die Ptolemäer, die vom Nil aus nicht selten nach dem Süden der Balkanhalbinsel hinübergriffen,

wie später die Araber und noch im neunzehnten Jahrhundert Ibrahim Pascha; in Vorderasien geboten die Seleukiden, auf dem Balkan die Mazedonen.

Inzwischen war eine neue Rasse von Norden her erschienen, die Kelten. Sie scheinen sich im sechsten Jahrhundert in Bewegung gesetzt zu haben. Die Donau überschritten sie vielleicht um 400. Alexander der Große kam mit ihnen in Berührung und schlug sie zurück, obwohl sie „nichts anderes fürchteten, als daß einmal der Himmel einfiele". Nach 280 dehnten die Kelten ihre Züge bis nach Hellas und bis ins Herz von Kleinasien aus. Gleichermaßen faßten sie Fuß in Illyrien, ohne daß jedoch sehr greifbare keltische Spuren dort zu finden sind. Ganz unbedeutend kann jedoch ihre Einwirkung nicht gewesen sein. In Bosnien hat Patsch Grabinschriften gefunden, die keltische Namen aufweisen [1]), und vor allem wissen wir von einem Mischstamme der Kelto-Illyrier. Ob jemals Kelten zur See aus Venetien oder Umbrien nach dem Ostufer der Adria gekommen sind, ist ganz ungewiß.

Seit rund 220 machen sich die Römer auf der Balkanhalbinsel geltend, um seit 168 dort die maßgebende Herrschaft auszuüben. Vom römischen Einflusse wurde namentlich Albanien betroffen und in zweiter Linie das heutige Dalmatien.

Die erste halbwegs beglaubigte geschichtliche Nachricht über die Ostküste der Adria ist die Gründung Ambrakias, das heute Arta heißt, durch Leute von Kerkyra, angeblich im Jahre 635. Kurz darauf folgte die Gründung von Dyrrhachium, dem heutigen Durazzo, von Chimara und Apollonia. Im sechsten Jahrhundert erschienen die Gallier unter Sigovesus. In den Peloponnesischen Krieg wurden auch epirotische Städte verwickelt; der ganze Krieg begann ja mit einem Streit der illyrischen Taulantier und der Dyrrhachier, einem Streit, in den sich die Korfioten und dann die Korinther und Athener

---

[1]) Nopcsa, Beiträge zur Vorgeschichte Nordalbaniens, S. 59.



Mohammedanischer Albaner aus Skutari.



Albanische Kula.



Phot. J. W. Mc Lellan.

Die Hagia Sophia (Sophienmoschee) in Konstantinopel.

Das großartigste Bauwerk byzantinischen Stils, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts als christliche Kirche erbaut.

einmischten. Dionys der Ältere gründete Lyssos, das heutige Alessio. Man braucht sogar die Hoffnung noch nicht aufzugeben, daß man dort oder auch in der Umgegend von Skutari altgriechische Inschriften findet, wie man bereits derartige Münzen dort aufgespürt hat.

Gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts begann die Eroberung durch die Mazedonen, denen der König Bardyles weichen mußte. Illyrische Hilfstruppen begleiteten Alexander nach Persien. Unter den Königen Kleitos, Pleurates und Agron gewannen die Illyrier ihre Unabhängigkeit zurück, bemächtigten sich sogar Korfus und errichteten ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Skotra.

Die Witwe Agrons, die berühmte Königin Teuta, wandte sich nach Norden und unterwarf um 230 alle dalmatischen Inseln. Hierauf versuchte sie sogar in Mazedonien einzudringen. Selbst der Mord eines römischen Gesandten, den sie angeordnet hatte, blieb ungerächt. Im übrigen standen die Illyrier auf römischer Seite gegen Philipp V. von Mazedonien und Hannibal. Philipp drang bis nach Lyssos vor und wollte nach Italien übersetzen, um seinem Verbündeten, Hannibal, zu helfen; da überraschte der Prätor Markus Valerius mit einem kleinen Geschwader die mazedonischen Schiffe an der Mündung des Aous, der heutigen Vojussa, mit dem Erfolg, daß Philipp seine Fahrzeuge verbrennen ließ. Illyrien verlor allmählich seine Unabhängigkeit und wurde nach der Niederlage des Genthius 168 römische Provinz. Genthius selbst und seine Gattin Etleva zierten den Triumphzug des Siegers. An 150000 Epiroten wurden gleichzeitig in die Sklaverei verkauft, und Epirus wurde eine Provinz wie Illyrikum. Römische Kolonisten wurden nach Skotra und Antibarum geführt. Die illyrischen Häfen nahmen einen großen Aufschwung. Für den Verkehr im Inneren sorgte die ausgezeichnete Via Egnatia, die von der Adria bis Byzanz führte.

In den Bürgerkriegen spielte Albanien eine hervorragende Rolle von Sulla bis Oktavianus, der in Apollonia, nördlich

von dem jetzigen Valona, studiert hatte. Cäsar siegte bei Pharsalus, Oktavian bei Philippi, in der Nähe Kawalas. Pola wurde ein beliebtes Bad kaiserlicher Prinzessinnen. Auf die Kaiserzeit im übrigen ist hier nicht näher einzugehen. Diokletian, der in Antivari, oder beim heutigen Podgoritza, oder nach anderen Nachrichten in Salona geboren sein soll, errichtete einen ungeheuren Palast in Spalato. Jedenfalls stammte die Sippe Diokletians von Dioklea, dem heutigen Dukla, an der Südostgrenze Montenegros. In Prizrend wurde Julianus der Abtrünnige geboren, in Ochrida oder Üsküb angeblich Justinian, den bessere Nachrichten von Küstendil, dem ehemaligen Duskiniana, stammen lassen.

Schon 267 n. Chr. wurde Athen von den Herulern und 395 n. Chr. von den Goten unter Alarich erstürmt. Die Goten gewannen 378 die große Schlacht von Adrianopel. Im vierten Jahrhundert hielt überall das Christentum seinen Einzug. Die Byzantiner erstreckten ihre Verwaltung bis über Albanien, das zur Präfektur Illyrikum gehörte. Zeitweilig herrschten dort die Goten, von 378 bis 400 und wieder um die Mitte des sechsten Jahrhunderts. In Durazzo soll Amalasuntha, die Tochter Theodorichs des Großen, Hof gehalten haben. Dann kamen abermals die Byzantiner.

Seit der Neugründung Konstantinopels 324 v. Chr. — amtlich 330, aber die Hagia Sophia wurde schon 326 begonnen — und der Teilung des Reiches 395 und 410 war das Schwergewicht des Römerreiches nach Byzanz verlegt. Von hier aus beherrschten ein Kaiser und eine Beamtenschaft, die zuerst lateinischen und griechischen, dann slawischen, illyrischen, isaurischen (südkleinasiatischen), armenischen Ursprungs waren, einen mehr oder weniger großen Teil der Mittelmeerküsten und des Hinterlandes. Ein Rassenchaos entstand. Das Hauptwunder ist, wie ein so bunt zusammengewürfelter Staat so lange bestehen konnte. Byzanz ist das erste Beispiel eines imperialistischen Nationalitätenstaates, in dem kein einziges Volk zahlenmäßig das Übergewicht hatte. Meisterhaft schildert die dortigen kapitalistischen

Zustände der Amerikaner Brooks Adams[1]), auf dessen Darstellung wir verweisen.

Im frühen Mittelalter war Byzanz der Hort der christlichen Kultur, bewundert sowohl von Germanen, Slawen und Kaukasusvölkern, wie von Armeniern, Syrern und Abessiniern. Byzantinische Kunst wirkte auf Italien, namentlich Venedig und Rußland, auf die Moscheen der Araber, wie auf die Kirchen und die Hoftracht Deutschlands ein.

Die Hagia Sophia, nach einem Brande von Justinian neu erbaut, ward das herrlichste Denkmal der Christenheit.

Durch die germanische und später die slawische Völkerwanderung wurde die Kulturwelt des Südens auf das tiefste erschüttert. Zuerst sank die Westhälfte des Imperiums vor den Streichen der Nordleute. In Rom hielten gotische Könige Hof. Danach freilich, seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, wurde Italien nebst angrenzendem Illyrikum von den Byzantinern neu gestützt. Die Osthälfte des Imperiums hatte ebenfalls stark unter nordischen Angriffen zu leiden, aber hielt sich doch unter wechselnden Schicksalen, bald sinkend, bald wieder aufsteigend, heute dem Untergang nahe, morgen durch das Aufkommen einer neuen Dynastie frisch gekräftigt, bis zum Jahre 1204, bis zur Eroberung durch die germanische, aber inzwischen romanisierte Ritterschaft Westeuropas, der die Flotten Venedigs und Genuas halfen.

Am wichtigsten für die heutige Gestaltung der Balkanhalbinsel sind die römischen Kolonien und der Slawensturm gewesen. Zwei neue Rassen sind dadurch auf den Balkan gekommen, Rassen, die an Kopfzahl das alteingesessene griechische Element weit überragen und die das illyrische in den Südwesten der Halbinsel, in die albanischen Alpen und deren Vorland zurückdrängten.

Die Anten, deren Nachfahren wohl die Andi im Ostkaukasus darstellen, sind schon 527 und 546 nach Thrazien vorgedrungen.

---

[1]) Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls (1907), S. 118 ff.

Die Anten wurden offenbar slawisiert, wie später ihre Nachbarn, die Bulgaren und die Tschechen. Im Jahre 548 gelangten zum ersten Male die Slawen nach der Adria, nach Dyrrhachium (Durazzo), das damals gelegentlich noch wie zu korinthischer Zeit Epidamnus hieß; 551 näherten sie sich Saloniki. Einmal werden die Slawen „Geten" genannt. Nach Griechenland schwärmten die ersten slawischen Scharen 581 [1]). Nun zogen auch die Awaren an die Adria, sicher bis Spalato, vielleicht bis Skutari. Wann die Slawen dauernd an der Adria und in deren Hinterland ansässig wurden, ist ganz in Dunkel gehüllt, jedenfalls nicht vor der Mitte des siebten Jahrhunderts. Einstweilen waren noch Awaren, waren „Turanier" die Herren. Eine Folge des Slawensturmes war die Flucht vieler Griechen, zum Beispiel der von Patras, nach Kalabrien, wo sie blühende Niederlassungen gründeten und bis zur Neuzeit ihr Griechisch behaupteten.

Im Jahre 623 plünderten slawische Seeräuber Kreta; 623 und 626 belagerten Slawen und Awaren Konstantinopel. Thessalonika (Saloniki, slawisch Solun) wurde 675—681 mehrfach von den Mazedoniern bedroht. Die Bulgaren überschritten 679 unter Asparuch die Donau und besetzten ihr jetziges Land; 711 erschienen sie vor Konstantinopel. Verschiedene Einfälle erstreckten sich von rund 590 bis 807 auf den Peloponnes, den ein angelsächsischer Pilger um 730 als Slawenland bezeichnet [2]). Der Bulgarenfürst Krum wählte sich 809 Sardica, das in Sofia umgetauft wurde, zur Hauptstadt. Wenn wir die Summe von all dem ziehen, können wir sagen: seit dem achten Jahrhundert ist die nördliche Hälfte der Balkanhalbinsel und sind viele Striche noch darüber hinaus in den Händen slawischer Auswanderer. Es sind vorläufig Heiden, Barbaren mit den grausamen Gewohnheiten damaliger Zeit. Die Chronisten können sich nicht genug mit den Schilderungen der Drangsale tun, die der an-

---

[1]) Stritter, Notitia pop. Danubium. incol., Petersburg 1770, Bd. II. — Fallmerayer, Fragmente II.

[2]) Fallmerayer, Fragmente II. (1845), S. 367—479.

sässigen Bevölkerung von den fremden Eindringlingen zugefügt wurden. Dörfer und Städte wurden verwüstet; die Siedler, wo es anging, ausgerottet. In einem einzigen Jahre wurden 200000 frühere Bewohner getötet und ebensoviele versklavt. Die Flut schwoll und schwoll. Neue, schier unerschöpfliche Scharen rückten auf. Nach 800 war nicht nur der ganze Süden der Balkanhalbinsel, mit alleiniger Ausnahme von Konstantinopel und einigen großen Griechenstädten, sondern auch ein stattlicher Teil von Mitteleuropa bis zu einer Linie, die sich vom Staigerwalde (zwischen Miltenberg und Aschaffenburg) über die Salzach und das Pustertal nach Istrien hinzog, in slawischen Händen. Selbst nach Frankreich und der Lombardei sind reisige Scharen erobernd gelangt. Am mächtigsten waren die Mähren und vor allem die Bulgaren. Das Reich Krums erstreckte sich von der Tschataldschalinie bis nach Komorn und vom Schwarzen Meere bis zu den albanischen Bergen im Angesichte von Korfu.

Nicht überall wurden die früheren Bewohner vernichtet. Ein großer Teil blieb doch lebend und vermischte sich naturgemäß mit den Siegern. Dergestalt dauert, so dürfen wir mit Recht annehmen, die thrako-illyrische Rasse noch bis zu dem heutigen Tage fort. Ihr wird der Stamm der Sophen, in deren Gebiet die Stadt Sofia erbaut wurde, zuzuschreiben sein; der Namensanklang ließ die später bekehrte Bevölkerung auf die heilige Sophie als Schutzpatronin verfallen. Außerdem waren noch aus älterer Zeit italienische und griechische und aus jüngerer Zeit germanische Reste vorhanden. Dazu kam der Herrenstamm der nichtslawischen Kondottieri. In verhältnismäßiger Reinheit erhielt er sich drei Jahrhunderte hindurch; dann aber wurde er verslawt. Es ist das ein Vorgang, der in der Weltgeschichte sehr bekannt ist; genau so wurden die germanischen Langobarden in Italien romanisiert und verschwanden die Goten, Sueven und Alanen in der iberolatinischen Bevölkerung Spaniens. In Ostasien sind die Mandschu, ebenfalls nach annähernd drei Jahrhunderten, von den besiegten Chinesen so gut wie vollständig aufgesogen worden. Bei den

Slawen selbst ist der berühmteste Fall der der Russen. Normännische Wikinger haben das Zarenreich gegründet, aber auch sie verfielen, und zwar früher schon als andere Eroberer, dem Zauber und der Übermacht ihrer Umgebung.

Die unmittelbaren Gefolgsmannen, die Rassegenossen der Bulgaren, sollen ganz gering an Zahl gewesen sein; 30—50000 Seelen mit Frauen und Kindern; trotzdem haben sie bis zur Gegenwart das Slawentum im Becken der Maritza und in den weiten Flächen Mazedoniens dermaßen beeinflußt und umgeformt, daß es noch heute in Aussehen und Gestalt wie Charakter und Begabung den fremden Einschlag deutlich verrät. Die Nachbarn fühlen das sehr gut heraus; sie behaupten, die Bulgaren seien schlechte Slawen. Woher aber kamen jene Fremden? Woher kam der rätselhafte Herrenstamm? Ganz allgemein heißt es, sie seien altaischen Ursprungs. Die meisten Gelehrten sind ihrer Sache so sicher, daß sie schlankweg behaupten, das finnisch-ugrische Blut sei unverkennbar. Ich glaube nicht daran.

Von 800 bis 1683 n. Chr.

Im Jahre 807 wurden die Awaren von Pipin, dem Sohne Karls des Großen, vernichtet. Der Hauptschlag fand in Ungarn statt; die Wagenburg der Awaren daselbst wurde von den Franken zerstört. Vermutlich werden sich Reste des Volkes erhalten haben; sogar in Bayern kennt der Chronist loca Avarorum, die nicht näher bestimmt werden können; auch werden so manche Splitter in Böhmen und bei den Szeklern geblieben sein; als Volk aber sind die Awaren uns im Kaukasus erhalten, im Abendlande sind sie verschollen. In Rußland kam sogar ein Sprüchlein auf: Gott vernichtete sie wie einst die Obri. Es vergingen zwei Menschenalter, ehe wiederum in den Donauländern Anarier mächtig wurden. In den Dreißigerjahren des neunten Jahrhunderts erscheinen die Madjaren auf dem Balkan.

Ihr Ursprung ist noch nicht ganz klargestellt. Daß die

Hauptmasse der Madjaren aus finnischen Stämmen, die jenseit des Urals gejagt und gefischt hatten, besteht, ist zwar sicher. Sonderbarerweise jedoch werden die neu auftauchenden Raubscharen in Byzanz Turkoi genannt. Das soll auf die Ungri oder Ugri, sowie die Ἰύρκαι des Herodot gehen, mit einem vorgesetzten T. Diese Annahme Marquarts hat allgemeinen Beifall gefunden; mir scheint sie jedoch außerordentlich unwahrscheinlich; das Natürliche ist es doch, an die Türken zu denken. Tatsächlich hatten die Türken schon seit dreihundert Jahren die Striche zwischen Kaspisee und unterer Donau beeinflußt. Und bei mehreren Kaukasusvölkern, wie namentlich den Chazaren, war ihre Sprache zwar nicht alleinherrschend, aber doch als Verwaltungssprache maßgebend geworden. Tatsächlich hat auch das heutige Madjarische noch sehr viele türkische Wörter dergestalt, daß Vambéry in den Ungarn geradezu Türken erblicken will. In der Folge ist eben das türkische Element von dem finnischen genau so verschlungen worden wie bei den Lombarden das germanische, oder doch wenigstens stark zurückgedrängt worden. In einem dagegen kann die Beweisführung der Türkenfreunde nicht ohne weiteres anerkannt werden; Arpad, der sagenverklärte Gründer des Madjarentums, der Sohn des Salmutschy — der Name erinnert an den thrazischen Salmoxis — war vom Herrenstamme der Kabaren. Diese werden als Türken gedeutet. Warum? Weil Kabar türkisch „die Empörer" heißen. Dieser Grund zieht durchaus nicht. Dagegen sollte bekannt sein, daß die Kabaren, von denen noch jetzt Überbleibsel in der Kabarda wohnen, ein Hauptstamm der Tscherkessen sind. Damit stimmt auf das beste, daß im Ungarischen sehr viele Anklänge an Kaukasussprachen, darunter auch an Tscherkessisch, beobachtet werden. Derartige Anklänge wurden allerdings ohne Zweifel verstärkt durch den Zustrom von tscherkessenähnlichen Horden, die sich erst in den Donauländern den siegreichen Madjaren anschlossen. Außerdem ist das Ungarisch iranischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen; das Wort für Teufel, Isten, kommt dergestalt von dem persischen Yazata.

Zuerst tauchen die Madjaren 833 auf. Damals wohnten sie zwischen der Krim und dem Kuban, mithin in demselben Gebiete, das einst die Bulgaren innegehabt. Das kriegerische Volk war schon mächtig genug, um die gefürchteten Chazaren dermaßen zu bedrängen, daß diese in Byzanz um Schutz baten. Im Jahre 839 zogen die Ungarn an die untere Donau und griffen in die bulgarisch-byzantinischen Wirren ein. Arpad wird kurz nach 862 Herzog. Zum zweiten Male wandten sich die Ungarn 889 westwärts und verließen endgültig ihre Sitze östlich vom Dnjepr. Sie wurden jetzt von den Petschenegen vorwärts gestoßen. Wir müssen uns einen Augenblick diese wilden Leute ansehen. Sie sind zuverlässig ein Kaukasusstamm, wie schon die Endung neg oder nak beweist. Sie können als „Schnurrbartmänner" gedeutet werden, wie es Lopatinski tat. In der Tat ist von den Indoszythen, die vor zwei Jahrtausenden ins Pendschab einfielen und von denen wohl so manche charakteristische Buddha-Standbilder ein körperliches Zeugnis ablegen, bis zu den heutigen Anwohnern der Theiß der mächtige Schnurrbart eine hervorragende Zier des Mannes; nicht minder bei den Albanern, die auf diesen Schmuck den allerhöchsten Wert legen, während sie einen Vollbart verabscheuen. Möglich wäre freilich auch, an die Bats zu denken, einen nicht unbedeutenden Stamm des Kaukasus, auf den sogar der Münchener Bazi zurückgeführt worden ist (unsicherer Herkunft, sonst gewöhnlich von Pazzo abgeleitet). Die Petschenegen also wurden jetzt auf kurze Zeit die Gebieter zwischen Don und Dnjepr, um dann bald den Angriffen der normannischen Ros, die seit 830 Osteuropa beunruhigten, seit rund 860 das russische Reich aufbauten, 865 und 885 Konstantinopel bedrohten, zu weichen. Auf byzantinische Einladung hin zogen inzwischen die Ungarn 894 nach der Balkanhalbinsel, um gegen die Bulgaren zu kämpfen; sie wurden jedoch von dem Zaren Symeon aufs Haupt geschlagen. Nunmehr, 896, wichen die Madjaren nach Nordwesten hin aus, und besetzten das Becken der Theiß. Erst jetzt eigentlich schlossen sich die acht Stämme der Ungarn enger zusammen und errich-



Plünderung eines römischen Landhauses in Dalmatien durch die Hunnen.
Gemälde von G. Rochegrosse.



Arpad und seine Heerführer nehmen Ungarn in Besitz.
Gemälde von A. Feszty.



Nach einem Kohledruck von Braun & Cie. Nachf., Dornach i. Els.

Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204.
Gemälde von E. Delacroix.

teten einen Blutbund. Hinfort bildeten sie einen Keil zwischen den Südslawen und den Slawen im Nordosten, einen Keil, der von ihren Rassefeinden noch heute als ein höchst unbequemer Pfahl im Fleische schmerzlich empfunden wird. Dadurch wurden die Ungarn zu den natürlichen Freunden der Deutschen und der Byzantiner. Sie wurden von Kaiser Arnulf auf die ihm lästigen Mähren gehetzt, und Byzanz suchte sie, wie erwähnt, gegen die Bulgaren auszuspielen.

Allein kaum ein Jahrzehnt verging, da schritten die Ungarn bereits über die Köpfe der slawischen Völker hinweg und richteten ihre Raubzüge auch gegen Deutsche und Griechen. Bis zur Gegenwart hat die sonst doch so stark entwickelte staatsmännische Begabung der ungarischen Führer nicht ausgereicht, um ein erträgliches Verhältnis zu ihren natürlichen Freunden herzustellen. Im Jahre 907 fügten die Madjaren den Bayern eine vernichtende Niederlage zu, 924 erschienen sie in Venetien, 933 wurden sie von Heinrich dem Vogler geschlagen, 934 aber unternahmen sie, diesmal durch Petschenegen verstärkt, einen großen Kriegszug nach Süden, der sie bis vor die Mauern von Konstantinopel führte. Genau so wie in der Zeit der Völkerwanderung die Germanen ihre Kräfte nutzlos zersplitterten, so verzettelten auch die Ungarn ihre Kraft ein Jahrhundert lang mit recht nutzlosen Zügen. Sie drangen bis zur Nordsee, bis Bremen vor, und verwüsteten in ein und demselben Jahre, 943, die Balkanhalbinsel und Teile Galiciens und Andalusiens als Söldner arabisch-spanischer Emire. Das letzte Mal für mehrere Menschenalter ritten sie 948 nach dem Balkan.

Die Byzantiner wurden überall zurückgedrängt, es blieb ihnen nur ein schmaler Küstenstreifen in Europa übrig, der von der Krim bis nach Sizilien reichte. Die Zugehörigkeit der einzelnen Teile dieses Streifens mit dem Zentrum war so lose, daß ihre Zusammengehörigkeit mit dem Reiche oft nur nominell war. Räuberische Nomadenvölker, die plündernd im Lande umherzogen, hausten in den Steppen und Klüften des Balkans, und solange die ägyptischen Getreidepreise maßgebend waren,

konnte keine Änderung in ihren Sitten eintreten. Bis in die Mitte des siebten Jahrhunderts lebten sie meist von Viehzucht und Raub. Mit dem Auftreten der Araber jedoch änderten sich allmählich die Verhältnisse. Konstantinopel wurden die Hauptnahrungsquellen nun gesperrt, da die Sarazenen Nordafrika eroberten und auf ihren Plünderungszügen einige der reichsten Gegenden Kleinasiens verwüsteten. So waren die Bewohner der griechischen Kleinstädte fast nur auf europäisches Getreide angewiesen, und die Preise gingen in die Höhe. Auf die Weise aber kam nunmehr wieder der Ackerbau auf der Balkanhalbinsel zu Ehren, und so fing ein Aufblühen wieder an. Die Nomadenstämme wurden ansässig; um die Mitte des neunten Jahrhunderts bekehrte sich der Bulgarenfürst Bogoris zum Christentum, und im zehnten Jahrhundert konnte der bulgarische Hof mit denen von Konstantinopel und Bagdad an Glanz wetteifern.

Teils freiwillig, teils durch die Kraft der Waffen bezwungen, beugten sich die Slawen unter das Kreuz, das ihnen von zwei verschiedenen Seiten, von Rom und von Griechenland aus, zugetragen wurde. Zuerst ging dasselbe den südlichen Völkern auf, und schon frühzeitig kamen griechische und italienisch-deutsche Mönche zu ihnen hinüber. Was diese zaghaft begonnen, vollendeten die zwei großen Apostel Cyrill (827—869) und Method († 885), beide zu Saloniki geboren, welche die Bahnbrecher der byzantinischen Kultur wurden und eine fast panslawistische Tätigkeit entfalteten [1]). Durch sie wurde der schon erwähnte Fürst Bogoris gewonnen, Mähren dem Christentum zugeführt und später von dort aus am Schlusse des neunten Jahrhunderts auch Böhmen, wo die neue Religion nach schweren Kämpfen endgültig zur herrschenden erhoben wurde. In Rußland setzte sie sich schließlich unter Wladimir dem Großen (980—1015) dauernd fest, der nach langer sorgsamer Prüfung der bestehenden Gottesverehrungen die Taufe durch griechische Priester empfing. Cyrill

[1]) Vgl. Hart, Geschichte der Weltliteratur.

und Method hatten den Slawen die neue Botschaft in der Landessprache verkündigt, die Evangelien übersetzt und den Bekehrten als eines der wichtigsten Kulturmittel die Schrift gebracht. Sie waren für die Slawen dasselbe, was Ulfilas für die Goten gewesen. Cyrill drang mit seinem Spürsinn in das Wesen der slawischen Laute ein und schuf, unter Benützung der griechischen Buchstaben, überall ausbauend und den Bedürfnissen anpassend, den östlichen Völkern Europas ein Alphabet.

Und leicht hätte diese cyrillische Schrift ein Gemeingut für alle Völker dieser großen Rasse werden können; „der Dialekt der zwei Brüderapostel,“ sagte Šafarik, „dessen sie sich bei der Übersetzung der heiligen Bücher bedienten, die sogenannte altslawische Kirchensprache, war auf dem Punkte, wie späterhin in Italien der toskanische und der obersächsische in Deutschland, für immer zur Büchersprache erhoben zu werden. Da brach 1054 das Schisma zwischen der griechischen und römischen Kirche aus, und auch die slawische Welt schied sich in zwei Hälften. Die südöstlichen Völker, Bulgaren, Serben und Russen, scharten sich um die byzantinische Kirche, die westlichen hingegen begaben sich in den Schutz Roms. Dort blühte das wunderliche Gewächs der byzantinisch-kirchlichen Literatur üppig empor, und der greisenhafte, zeremonielle, pedantische und schnörkelhafte Byzantinismus durchdringt mit seinem Gifte das ganze Leben und Schaffen. Die jungen Völker, eben der Barbarei entwachsen, ahmen sklavisch ihren senilen griechischen Lehrern nach, nehmen deren politische Verfassung und Sitten an, den ganzen in Formalismus erstarrten Geist. Die westlichen Völker aber schließen sich der christlich-lateinischen Bildungswelt an, der Kultur der germanischen und römischen Völker. Dort schreibt man in cyrillischen Buchstaben, hier bedient man sich des lateinischen Alphabets.“

Method, 885 in Mähren gestorben, und seine Schüler, die nach Bulgarien geflohen, legten den Grundstein der bulgarischen Literatur; unter dem Zaren Symeon, der selbst schriftstellerisch tätig, ist diese zur höchsten Blüte gelangt. Sie ist vorwiegend

streng kirchlichen Inhalts und besteht zum großen Teil aus Übersetzungen der griechischen Theologen, dogmatischen Schriften, Legendenbüchern und ähnlichen Werken. Auch die Originalerzeugnisse tragen einen echt byzantinischen Charakter und haben nur den Wert von Kopien. Das religiöse Interesse ließ ein wissenschaftliches nicht aufkommen, und mit hochmütiger Verachtung sah die bulgarische Geistlichkeit auf alles volkstümliche Wesen herab. Gleichzeitig neben dem offiziellen Kirchentum hatte sich schon früh ein ketzerisches Sektenwesen ausgebildet, das mit seinen letzten Wurzeln zurückging auf die im dritten Jahrhundert weitverbreitete, aus christlichen, jüdischen und persischen Elementen gemischte Lehre Manis.

Außer den religiösen Sagen der Byzantiner drangen die Sagen von Alexander dem Großen und der Zerstörung Trojas, sowie andere Legenden und Erzählungen herein [1]).

Die bulgarische Literatur ist die älteste und erste unter den slawischen Literaturen, und die Sprache, in der sie abgefaßt ist, die sogenannte altslawische, hat sich bis zum heutigen Tage als die Kirchensprache für das gesamte griechisch-katholische Slawentum erhalten. Die altbulgarische Literatur gehört gemeinsam dem ganzen rechtgläubigen Slawentum an. Im neunten Jahrhundert bildete sich nach dem Muster und Vorbild von Byzanz ein monarchisch regierter Staat in Bulgarien aus, der unter dem Zaren Symeon (892 bis 927) und später noch einmal unter Johann Asen II. (1218 bis 1241) seinen höchsten Glanz entfaltete.

Im achten, neunten und zehnten Jahrhundert berannten die Araber zu wiederholten Malen die Küsten der Balkanhalbinsel. Schon 671 erschienen sie vor Konstantinopel. Von 711 bis 718 sperrten sie das Marmarameer und den Bosporus; das griechische Feuer besiegte sie aber. 822 nahmen sie Kreta; 904 plünderten sie Saloniki. Seitdem sie auf Sizilien festen Fuß gefaßt, suchten sie — zwischen 850 und 950 — die illyrischen

---

[1]) Vgl. Hart, Geschichte der Weltliteratur.

Küsten heim. Ebenso von Kreta aus, das sie 135 Jahre lang behaupteten, die Gestade von Hellas. Einmal vereinigten sich Madjaren mit arabischen Seeräubern und gelangten mit ihnen von der Adria nach dem Busen von Iskenderun, bis nach Tarsus [1]).

Unter Zar Peter (927—969) fiel der soeben noch so mächtige Bulgarenstaat in Trümmer. Peter heiratete eine byzantinische Kaisertochter und eröffnete damit dem byzantinischen Einfluß Tor und Tür. Außerdem wurde er von den Ungarn und von seinen Rassegenossen, den Serben, bedrängt. Dann erhoben sich seine Brüder gegen ihn. Die Petschenegen dehnten ihre Raubzüge bis nach Bulgarien hin aus. Der unkriegerische Peter führte unterdes im Kreise seiner byzantinischen Verwandten und Höflinge ein beschauliches Leben. Auch das kirchliche Leben war schlimmen Erschütterungen ausgesetzt. Armenische Paulizianer verbreiteten ihre Sekte bis Bulgarien, wo sie in den Bogumilen, Schülern des Popen Bogumil, Anhänger und Fortsetzer fanden. In dem Dualismus, der ein Element der synkretistischen Lehre der Bogumilen darstellt, lebt altheidnische Kosmogenie wieder auf. Gott erschafft die Welt mit Hilfe des Satans, der dann die Herrschaft an sich reißen will. Aus der Trennung ist das Gute und das Böse hervorgegangen. Gott schafft die unsichtbare Welt, der Teufel die sichtbare, körperhafte, lebendige wie leblose Welt. Die Seele des Menschen ist „ein vom Himmel gefallener und im Leib eingekerkerter Engel, der nach des Leibes Tode dahin zurückkehren wird, woher er gekommen ist". Bulgar wurde eine Bezeichnung für Ketzer, daher französisch bougre, was jetzt „Schuft" bedeutet. Noch schlimmer ist das englische bugger. Die Bogumilen dehnten sich indes bis Dalmatien aus.

Im Jahre 963 riß der Bojare Schischman Mazedonien und Albanien von Großbulgarien los. Fünf Jahre später brach der germanisch-russische Großfürst Swjatoslaw, von den

---

[1]) Marquart, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge.

Byzantinern gerufen, in Bulgarien ein. Die Russen setzten sich zeitweilig im Lande fest. Eine Wiedergeburt des bulgarischen Reiches erfolgte von Westen her. Der jüngste von den vier Söhnen Schischmans, Samuel, der bis 1014 Zar war, drängte die Byzantiner zurück, verwüstete Thessalien, Thrazien und Hellas und eroberte das adriatische Küstengebiet. In der zweiten Hälfte seines Lebens mußte er aber doch wieder vor den Byzantinern weichen. Im Jahre 1014 verlor er eine große Schlacht am Berge Bjelasitza, dessen Lage nicht bekannt ist. Der Kaiser Basilius II. ließ zehntausend gefangene Bulgaren blenden; je einem von hundert wurde nur das eine Auge ausgestochen, der Einäugige diente dann den neunundneunzig anderen als Führer, und so kehrte die traurige Schar heim. Als Samuel die Rückkehrenden sah, bekam er vor Schrecken den Schlag und starb. Von nun an beherrschten die Byzantiner Bulgarien bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

Den Vorteil davon hatten die Serben. Bei ihnen herrschten noch immer einzelne Zupane. Im zehnten Jahrhundert war es einmal einem Zupan, Ceslaw, gelungen, mehrere serbische Stämme zu vereinigen. Eine Anzahl von Häuptlingen oder kleinen Fürsten, die den Titel Zupan führten, stiftete hier und dort kleine Feudalherrschaften. Im elften Jahrhundert wurde von ihnen Stephan Dobroslaw als Oberherr anerkannt; sein Sohn Michael nahm den Titel Kralj an und wurde als solcher von dem Papst Gregor VII. bestätigt. Einer der Vasallenzupane waltete in Hochalbanien und einem Teile Montenegros und machte Skutari zu seiner Hauptstadt. Gleichzeitig machten sich die Bulgaren bemerkbar. Zar Symeon eroberte Anfang des zehnten Jahrhunderts Südalbanien, das auch nach verschiedenen Spaltungen den Bulgaren verblieb. Durazzo wurde erst gegen 1010 den Bulgaren von den Byzantinern entrissen. Die Geschichte Albaniens wird jetzt sehr zerklüftet und mannigfach. Aus Amalfi kommen abenteuernde Kaufleute nach Durazzo, ebenso Männer von Ragusa. In Üsküb war ein eigener Han, ein Magazin und zugleich Wirtshaus, den Ragusanern

angewiesen. Nicht minder erschienen im elften Jahrhundert die Venezianer und die Ungarn, endlich die Normannen.

Die Normannen kamen von drei Seiten: unmittelbar von Skandinavien über Gibraltar, wie Harald Hardrade, der 1044 den Piräus plünderte; von Sizilien, wie Boemund, der 1081 bis Thessalien vordrang; endlich von Kiew, das die Waräger beherrschten. Die schon erwähnten normannischen Ros bestürmten im neunten und zehnten Jahrhundert dreimal Konstantinopel. Gegen 970 siegte Swjatoslaw bei Philippopel und ließ zwanzigtausend seiner Gegner pfählen. Sowohl östliche Waräger als auch westliche Normannen und Angeln dienten als Söldner in byzantinischen Heeren. So standen sich 1080 bei Durazzo östliche und westliche Germanen gegenüber. Nicht minder gab es deutsche und slawische Söldner zu Zehntausenden. Schon um 700 kämpften dreißigtausend Slawen für die Byzantiner gegen die Araber [1]). Die Kreuzzüge gingen seit dem ersten Zuge, dem Gottfrieds von Bouillon, 1096, bis zum dritten, dem Barbarossas, durch die Balkanhalbinsel. Im Jahre 1185 fiel Saloniki in die Hände der Normannen unter Tankred.

Kehren wir zu den slawischen Staaten zurück. Serbien umfaßte den ganzen Nordwesten des Balkans; auch Montenegro, das sich erst im vierzehnten Jahrhundert davon löste, gehörte dazu.

Der Großzupan Michael erhielt vom Papste den Königstitel, Epoche machte aber erst der Aufstieg der Nemanjiden. Um 1120 tritt Bela Urosch von Rassa auf. Er stammt aus der Zeta, dem Gebiete Montenegros. Rassa ist das Raszien abendländischer Annalisten, das jetzige Novibazar. Er verheiratete seine Tochter an einen Ungarnkönig und verhalf den Ungarn zum Besitze Bosniens.

Der Sohn des Urosch, Stephan Nemanja, war zuerst römischer, dann griechischer Katholik. Er wurde von dem byzantinischen Kaiser Manuel I. als Großzupan bestätigt. Auf ihn geht

---

[1]) Fallmerayer, Fragmente II, S. 418.

die Organisation der serbisch-griechischen Kirche zurück. Sein jüngster Sohn war der erste „orientalische" Erzbischof in Serbien. Trotzdem ging Nemanja gegen Byzanz mit Kriegsmacht an. Im Bunde mit dem Ungarnkönig Bela III. besiegte er die Byzantiner, und es scheint, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst Kaiser von Byzanz zu werden. Da nahte Friedrich Rotbart auf seinem Kreuzzuge. In Nisch stieß Nemanja zu ihm und bemühte sich um seine Freundschaft, ja, er wollte sein Land (und vielleicht das zu erobernde Byzanz) von dem deutschen Kaiser zu Lehen nehmen. Der Staufer ging jedoch nicht darauf ein. Er wollte die Griechen, deren er zur Durchführung seiner Kreuzzugspläne bedurfte, nicht reizen. Nemanja pilgerte später auf den Athos, auf dem auch serbische Klöster gegründet waren, und starb da 1200 unter den Mönchen. Zwischen seinen Söhnen kam es zu Thronstreitigkeiten. Der jüngere, Vik oder Wukan, lehnte sich an Rom und an Ungarn an. Aber der ältere Sohn Stephan wurde von dem päpstlichen Stuhle, den damals Innozenz III. innehatte, von einem Nuntius zum König von Serbien, Diokletien (nach dem Geburtsort Diokletians benannt), Trasunien (bei Trebinje, in der Nähe der Bocca di Cattaro), Dalmatien und Chium gekrönt. In Zukunft jedoch wandten sich die serbischen Herrscher uneingeschränkt der „orientalischen" Kirche zu, wenn sie auch noch mit Rom ab und zu politische Verbindung pflegten. Kroatien dagegen blieb römisch-katholisch. Bis in die jüngste Zeit ist die Kluft zwischen der griechischen und römischen Kirche bei dem Serbenvolke geblieben, bis endlich infolge der Angliederung Bosniens an die habsburgische Monarchie und durch den jüngsten Balkankrieg der heftig angefachte Nationalismus über die Kirchenspaltung siegte und das Gefühl der Gemeinbürgschaft wieder erweckte.

Die Thronkämpfe hatte Emmerich, der Ungarkönig, benutzt, um 1202 Serbien zu besetzen. Er nannte sich Rex Rasciae; lange hat aber seine Herrschaft nicht gedauert. Nun erstarkte wieder Bulgarien, während der Glanz der Byzantiner erblich.



Die Bekehrung des Bulgarenfürsten Bogoris.
Gemälde von E. Lauffer im Rudolfinum zu Prag.



Ungarn während eines Raubzuges durch die Balkanhalbinsel.
Originalzeichnung von H. Grobet.



Photographieverlag von J. Löwy, Wien.

Sturm der Türken auf die Löwelbastei bei der Belagerung Wiens.
Gemälde von L. Ruß in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Im Bunde mit den Kumanen, einem Türkenvolke, das von dem Aralsee gekommen war, gewann der Bulgare Kalojan oder Joanissa jährlich an Boden in Thrazien und Mazedonien. Sein Machtgebot reichte von Belgrad bis ans Schwarze Meer und im Südwesten bis zur Struma. Die Kumanen bekriegten den soeben genannten Wukan. Nun wandte sich auch Kalojan an Innozenz III. und bat um den Kaisertitel sowie um einen unabhängigen Patriarchen; dafür solle Bulgarien auf ewige Zeiten der päpstlichen Oberhoheit unterworfen sein. Innozenz ging darauf ein; aber das Bündnis mit Rom erwies sich als rein politisch, es hatte auf den Gottesdienst und die Lehre keinen Einfluß.

Im Jahre 1204 wurde Konstantinopel von der abendländischen Ritterschaft erstürmt. Die byzantinischen Besitzungen gerieten an mächtige Adelsgeschlechter des Westens. Im Verhältnis zu den Nordreichen der Balkanhalbinsel, zu den Slawenvölkern, änderte sich insofern nichts, als die romanischen Ritter einfach an Stelle der Byzantiner traten und statt ihrer mit den Slawen so manchen blutigen Strauß ausfochten. Schon 1205 hatte Balduin von Flandern, der sich in der Sophienkirche zu Konstantinopel die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, mit Kalojan, dem Bulgaren, bei Adrianopel zu kämpfen und ging dort mit seinem Heere zugrunde. Merkwürdigerweise behauptete sich trotzdem der Herzog von Philippopel, Renier de Trit, noch dreizehn Monate lang gegen die bulgarische Übermacht. Zwei Jahre später wurde der „fränkische König von Thessalonich", Bonifaz, von Bulgaren getötet. Nun aber ereilte auch den Kalojan, der durch mannigfache Grausamkeiten seinen Namen befleckt hatte, das Geschick. Es war ähnlich wie das, das dem Alboin die Rosamunde bereitete. Er wurde nämlich auf Anstiften seiner Gattin im Schlafe durch einen seiner kumanischen Bundesgenossen, den Manstras, ermordet. Insofern jedoch war ein Unterschied gegen die alte byzantinische Zeit, als an dem Westsaume und in dem ganzen Südwesten der Balkanhalbinsel sich jetzt stärkere Fremdmächte festsetzten,

durch die das Slawentum zurückgedrängt wurde. Am erfolgreichsten waren die Venezianer gewesen, die sich seit rund 1000 — früherer Versuche nicht zu gedenken — an dalmatischen Plätzen dauernd niedergelassen hatten. Das ganze Küstenland Dalmatiens und Albaniens ward einmal von den Feldherren der Serenissima und dann von den verschiedensten südfranzösischen, katalonischen, neapolitanischen und mittelitalienischen Herren dem Slawentume entrissen, Venedig nahm Saloniki und Korfu in Besitz, der ganze Peloponnes und ein großer Teil Griechenlands fiel ebenfalls in die Hände solcher Großen, während auf manchen Inseln des Südostens die Genuesen ihre starken Zwingburgen erbauten. Die romanische Herrschaft auf der Balkanhalbinsel zeitigte ein buntes Leben, eine nie abreißende Kette von Abenteuern, dazu eine reizvolle Wechselwirkung der Rassen und Kulturen — die Grundlage zu den Liedern der Troubadoure und zu den Erzählungen der Novellisten des Trecento, wie zu manchen deutschen Novellen, die in den Schwabschen Volksmärchen fortleben und noch jetzt das Entzücken der heranwachsenden Jugend sind. Selbst einige späte Begebenheiten von Tausendundeine Nacht sind erst in damaliger Zeit entstanden.

Die lateinische Herrschaft war im Grunde für die Erstarkung der neuen Völker der Balkanhalbinsel recht günstig. Vor allen Dingen tauchen jetzt die Albaner aus dem Dunkel auf. Sie werden im dreizehnten Jahrhundert zum ersten Male erwähnt; und von Stund an wächst ihre Bedeutung, wächst der Schall ihres Namens, bis er in der Gegenwart noch die Welt erfüllen sollte. Der lateinischen Herren waren eben doch immer nur wenige; auch war ihre Macht von der des Mutterlandes oder der Mutterländer bedingt, war in jedem Falle äußerst schwankend. So mußte ganz von selbst das einheimische Element an Geltung steigen. Dazu kam noch, daß die alten Herren, die Byzantiner, ihr Reich wieder zu gewinnen trachteten und sich überall mit den neuen Herren, den Lateinern, in den Haaren lagen. Das kam besonders den Bulgaren zugute.

Gar bald war abermals das Bulgarenreich auf drei Seiten von dem Meere bespült. Neuerdings gerieten kumanische Stämme nach der Balkanhalbinsel. Sie flohen vor den Mongolen und suchten in Bulgarien und Thrazien, ja sogar in Kleinasien einen Unterschlupf. Die Moldau und Walachei hieszen noch lange Kumania, auch die Stadt Kumanowo im Becken des Wardar soll von ihnen begründet sein, doch ist die Etymologie des Namens viel älter.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts kamen die Byzantiner wieder zur Macht, um sich noch zweihundert Jahre lang, allerdings meist unter recht dürftigen Verhältnissen, zu behaupten. Unterdessen richteten sich die Ungarn riesenhoch empor. Unaufhörlich unternahmen sie Feldzüge gegen die Bulgaren; Stephan V. legte sich um 1270 den Titel eines Königs von Bulgarien bei. Derselbe kriegte gegen die Byzantiner, die von einem Mongolen, einem Häuptling der Goldenen Horde, Nogai Khan, geschützt wurden. Weiter erstarkten die Ungarn durch die dynastische Verbindung mit dem Geschlecht der Anjou von Neapel.

Die Ungarn hätten damals die schönste Gelegenheit gehabt, die Nachfolger der Byzantiner und Lateiner auf der Balkanhalbinsel zu werden. Sie hätten bei zielbewusztem Vorgehen die ausschlaggebende Macht nicht nur, wie sie es tatsächlich wurden, in halb Europa, sondern in der ganzen occidentalischen Welt, und zwar von Kleinasien bis nach England gerechnet, werden können. Nach dem Sturze der Staufer war niemand, der entschlossen die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte. Die Franzosen unternahmen wohl, von dem weitblickenden Publizisten Dubois, der in Kontinenten dachte, angestachelt, Eroberungsfahrten, sogenannte Kreuzzüge nach Syrien und Ägypten, jedoch ohne Erfolg. Anderseits waren die Seldschukken im Niedergang und haderten unaufhörlich mit den ägyptischen Tscherkessen und Mameluken. Ruszland seufzte unter dem Joche Kublai Khans; die Spanier waren noch mit den Mauren beschäftigt. So war keine Macht vorhanden, die im Abendlande

— dieses im weitesten Sinne gefaßt — den Ungarn die Weltherrschaft hätte streitig machen können. Einen Nebenbuhler hatten sie einzig und allein in dem Przmysl Ottokar. Als dieser gefallen, wäre der Weg zum Imperium frei gewesen. Die Ungarn haben die Gunst der Lage nicht verstanden und haben ihre Kraft in Kämpfen an der Adria und in Transsylvanien verzettelt. Auch in der Gegenwart kommt das sonst so tatkräftige und politisch scharfblickende Volk der Madjaren nicht nur in das Hintertreffen, sondern geradezu in Existenzgefahr, weil es zwar sehr gut die Verhältnisse in der Nachbarschaft, aber nicht die allgemeine Lage überblickt, insbesondere auch, weil es, genau wie vor 600 Jahren, die Rumänen unterschätzt. So sind denn die Vettern der Ungarn, die altaischen Türken, deren erste Scharen in den Dreißigerjahren des vierzehnten Jahrhunderts bis Thessalien und Albanien kamen, in die Bresche getreten und haben das Erbe von Byzanz übernommen.

Das ganze Zeitalter ist ganz ungemein verworren. Der Mongolensturm berührte in seinen Ausläufern auch die Balkanhalbinsel. Schon 1241 waren die Mongolen, dem fliehenden Ungarnkönig Bela nachjagend, bis an die dalmatische Küste, ja bis über Dulzigno hinaus[1]) gelangt. Bela flüchtete sich nach Trau (slawisch Trogir) bei Spalato. Später hatte der erwähnte Nogai Khan viel zu sagen. Die Albaner erhoben sich bei Berat im Bunde mit Karl I. Anjou von Neapel, dem berüchtigten Feinde Konradins, des letzten Hohenstaufen. Ein französisches Heer, das in Albanien landete und sich durch Einheimische vergrößerte, wurde von den Byzantinern 1281 bei Berat vernichtet. Die Mongolen besetzen nach Willkür den bulgarischen Thron. Die Kumanen

[1]) Siehe das ausgezeichnete Werk von Gustav Strakosch-Großmann „Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa" (Innsbruck 1893) S. 161—174. Das dort erwähnte Suagium an der Drina, der äußerste Punkt mongolischen Vordringens, ist der alte Bischofsitz Siazes, schon, wenn ich nicht irre, in den kirchlichen Annalen des neunten Jahrhunderts erwähnt, zwischen Dulzigno und Alessio. Skutari selbst scheint von den Mongolen nicht erobert worden zu sein.

tummeln sich allerorten als Söldner. Serben sind gegen Bulgaren, Tataren und Ungarn gegen die Rumänen, kurz die Hand aller gegen alle. Und schon nahen die Osmanen und andere Türken. Am höchsten steigt, aber nur für kurze Zeit, das Reich der Ungarn. Es erstreckt sich unter Ludwig dem Großen von Polen, das damals bis zur Ostsee gebot, über den Nordwesten der Balkanhalbinsel (bis Durazzo) hinüber bis nach Neapel.

Bemerkenswert ist auch deshalb der Vorstoß der Ungarn, weil sie ein halbes Jahrtausend später wiederum auf der Balkanhalbinsel südwestlich vordrangen, insofern sie Fiume und ein Kondominium über Bosnien und die Herzegowina besitzen. Neben Ofen-Pest war damals die zweite Hauptstadt des Reiches, das zweifellos die bedeutendste Macht in ganz Europa darstellte, Vischegrad, eine Tagereise von Sarajewo entfernt.

Schon Bela, der Kumanien (Walachei) und Siebenbürgen im Westen den Johannitern eingeräumt hatte, besaß ausgedehnte serbische Lande. Achtzig Jahre später suchte Karl Robert vor allem das Übergewicht Ungarns auf der Balkanhalbinsel und an der unteren Donau wiederherzustellen. Das gelang ihm Serbien gegenüber, indem er das Masocher Banat zurückgewann und den König Urosch zwang, ihm den Lehenseid zu leisten. In Dalmatien, dessen Hafenstädte sich in die Arme der Venezianer geworfen hatten, wagte er gegen Venedig mit Rücksicht auf seine neapolitanischen Pläne, für die er Venedigs Wohlwollen brauchte, nicht energisch aufzutreten. Bosnien verlieh er seinem Anverwandten Stephan Kotromanowich, dessen Tochter sein Sohn Ludwig später heiratete. Gänzlich fehl schlugen seine Versuche, die Herrschaft Ungarns über die Walachei wiederherzustellen. Seit den Zeiten Belas hatten sich die ungarischen Könige um dieses ehemalige Kumanien nicht gekümmert. In der Zwischenzeit war dort ein selbständiges Staatswesen von Radul Negru gegründet worden. Als Hauptstadt hatte es Curtea de Argyis, und an der Spitze stand damals Ivanko Bassaraba — das Haupt einer Familie,

von der die Landschaft Bessarabien ihren Namen erhielt. Dieser Fürst hatte sich des Severiner Banats bemächtigt. 1330 zog Karl Robert durch den Roten Turmpaß gegen ihn, erlitt aber in einem Gebirgskessel eine so furchtbare Niederlage, daß er nur mit Mühe und unter Selbstaufopferung seiner Getreuen sein Leben retten konnte. Hinfort bildete Rumänien, das jetzt zum ersten Male so recht eigentlich eine historische Größe wird, ein selbständiges Reich.

Den ungarischen Thron bestieg Ludwig, zubenannt der Große[1]. Er kriegte 1356 mit Venedig, das sich mit dem Serbenzaren Duschan verbündete, und eroberte Dalmatien. Sogar die Republik Ragusa beugte sich. In einem zweiten Kriege, 1378, ging Ludwig mit Genua und Wilhelm von Österreich gegen Venedig. Sein Feldherr, Karl von Durazzo, entriß der Serenissima ihren oberitalienischen Besitz; die Genuesen unter (dem von Schiller verherrlichten) Andrea Doria schlossen Venedig von der See her ein. Auf dem Balkan kämpfte Ludwig gegen Serben, Bulgaren und die bosnischen Bogumilen, errichtete in Widdin das bulgarische Banat, ernannte zum Ban Bosniens den Anverwandten seiner Gemahlin Elisabeth, Twartko, der später den Königstitel annahm und sich von Ungarn unabhängig machen wollte. Den Woiwoden der Walachei, Wlaiko, der 1368 Talmac verbrannt hatte, suchte er dadurch an die ungarische Krone zu fesseln, daß er ihn mit dem Severiner Banat und mit den Herzogtümern Fogaras und Omlas belehnte. Von dem Woiwoden wurden in diesen beiden Gebieten neue wlachische Ansiedlungen angelegt. Diese romantischen Verwicklungen sind auch für die Gegenwart von Belang, da noch heute Italiener und Ungarn sich an der Adria begegnen, und zweitens, da die rumänischen Niederlassungen in Ungarn, die unter Ludwig begannen, heute einen ungemein wichtigen Faktor für die ganze südosteuropäische Politik darstellen. Inzwischen

[1] Briebrecher, Lehrbuch der ungarischen Geschichte, 59—64. Genaueres in der ausführlichen Geschichte von Csuday.

war Ludwig gegen die Osmanen nicht ganz müßig; er schlug 1365 ein türkisch-bulgarisches Heer, das angeblich achtzigtausend Mann stark war, in der Nähe der Donau [1]). Auch erlangte er die Oberhoheit über die Walachei, die jetzt erst zum Christentum überging.

Um 1340 beginnen die Osmanen, denen andere Türken auf dem Süd- und Westbalkan voraufgegangen waren, ihren Siegeslauf in Europa; sie nisten sich bei Gallipoli ein. Schon zwanzig Jahre darauf erscheinen sie in Akarnanien und Albanien, wo serbische, skipetarische, kuzowlachische, griechische und lateinische Häuptlinge und Dynasten um den Vorrang kämpften. Im Jahre 1361 erobern die Türken Adrianopel; 1389 erdrücken sie das Südslawentum auf dem Amselfelde.

Den Türken gereichte es zum Vorteil, daß sie zunächst nirgends auf eine zielbewußte, einheitliche Macht stießen. Byzanz war völlig zerrüttet, und Großserbien war seit dem Hingange Duschans, seines bedeutendsten Herrschers († 1355), sehr rasch von seiner Höhe herabgeglitten. Ein Sprößling hatte den Thron inne, dem das Epos „Fürst Lazar" zuruft [2]):

Sieben Jahre sind ans Meer geflogen,
Sieben Jahre sind vorbei gezogen,
Sieben Jahr, seit Stephan Duschan tot ist.
Nun der Jahre achtes zieht vorüber,
Glänzt die Kron' auf Uroschs jungem Haupt.

— — — —

Bei dem weichen Klange griech'scher Flöten,
Bei dem lauten Schalle voller Becher
Nahet, nicht bemerkt, die Mitternachtszeit.
Horch! da klinget leis wie Sterbeklage
Aus der Nacht herein durchs offene Fenster
Einer Gusle [3]) jammervolles Tönen. — — —

— — — —

---

[1]) Csuday I, 362. Briebrecher spricht von einer Schlacht — unbekannt wo — 1366.

[2]) Dem Jahre 1357 zugeschrieben; da aber Duschan sieben Jahre tot ist, muß es 1362 sein, also kurz nachdem die Osmanen in Südserbien, das bis nach Akarnanien und Thessalien reichte, erschienen waren.

[3]) Gusle, die einsaitige serbische Geige, deren sich die Blinden bei

Und der Guslar kauert sich zur Diele,
Stemmt die Gusle fest in beide Knie
Und beginnt nach kurzem Saitenspiele:
Eichen, edles Eichenreislein!
Schad' um dich ist's ew'ge Zeiten,
Daß du nicht die grünen Zweige
Wirst empor zum Himmel spreiten.
Schad' um dich, daß schlechter Farren
Dich erdrückt und überschattet
Und die Kraft des jungen Markes
Im verdorb'nen Pfuhl ermattet!
Könntest sprossen jung und kräftig,
Könntest grünen frisch und heiter,
Könntest strecken deine Glieder
Immer weiter, immer weiter!
Könntest heben aus dem Walde
Stolz und kühn die Kronenstirne —
Und so bricht dich, frühreif scherzend
Ach, das Kosen einer Dirne!

— — — —

Weißt du, wann die Sonn' am schönsten?
Morgens, noch nicht ganz erglühet!
Weißt du, wann die Ros' am schönsten?
Wenn sie noch nicht ganz erblühet!
Weißt du, wann die Lieb am schönsten?
Wenn kein Andrer vorgeküßt noch!
Schweige, flüstert Urosch tief ergriffen,
Jedes Wort traf ihn ins Herz, ins junge,
Wie ein Pfeil, geschnellt von straffer Sehne.
Doch wer bist du? sprich, und woher kommst du?
Milosch bin ich! spricht darauf der Guslar —
Dieses Treiben, Urosch, laß es bleiben!
Sieh, zum Zaren bist du uns geboren,
Und die Hand weiß noch kein Schwert zu schwingen,
Die zur Last des Zepters auserkoren!
Mächtiger Länder sollst du dereinst walten,
Und der Mund erlahmt in Frauenliedern,
Des Gebot ein Volk soll aufrecht halten!
Sieh um dich! und raff empor dich kräftig!
Weh dir! weh! zu deinem Untergange
Ist die Lust, die Heuchlerin geschäftig! — — —

— — — —

Absingung der Heldenlieder bedienen, um in das hierbei übliche eintönige Rezitativ einige Abwechslung zu bringen. Der diese Geige spielt, heißt Guslar.



Fratelli Alinari phot.

Kampf zwischen Venezianern und Türken in den Dardanellen.
Gemälde von P. Liberi im Dogenpalast zu Venedig.



Die Frauen von Erlau verteidigen die Festung gegen die Türken.
Gemälde von B. Székely.



Sieg des Prinzen Eugen über die Türken in der Schlacht bei Zenta.
Gemälde von F. Eisenhut.

Urosch wurde ein Vasall Ludwigs von Ungarn.

Bajazid schlägt die Blüte der deutschen und französischen Ritterschaft bei Nikopolis und erklärt bereits, sein Pferd solle im Vatikan Hafer fressen. Da naht die Sturmwolke der Tataren. Von ihren Rassengenossen werden 1403 bei Angora die Osmanen vernichtet. Dagegen entrinnen viele von den 8000 Serben, die unter Lazar dem Bajazid nach Angora gefolgt sind.

Der Einbruch der Tataren glich jedoch einer Hochflut, die rasch verlief. Ein Menschenalter später hatten die Osmanen sich wieder erholt. Sie fallen in Ungarn ein, dringen bis Dalmatien vor und nehmen 1453 Konstantinopel. Von jetzt an waren die Osmanen eine Weltmacht, die sich den Streitkräften des gesamten Westeuropas, der Tataren in der Krim und in Kasan, Rußlands, Persiens und Turkestans, sowie Nordafrikas zwei Jahrhunderte lang überlegen zeigte. Sie sperrten das Schwarze Meer und beschränkten den Handel über Kleinasien und Syrien.

Ich habe bereits angelegentlich betont, daß der Balkan noch weit mehr auf die übrige Welt einwirkte, als er selbst von anderen Ländern und Völkern Einwirkungen erlitt. Die Illyrier, deren letzterreichbare Urheimat doch der Balkan ist, hatten sich von dort nach allen Himmelsgegenden ausgebreitet; die Griechen hatten von Hellas aus fast das ganze Mittelmeer ihrer Kultur und ein oder zwei Jahrhunderte hindurch auch ihrer politischen Macht unterworfen; Byzanz beherrschte Vorderasien, Nordafrika und Südeuropa; ein byzantinisches Heer ging im siebten Jahrhundert bis an die Theiß, und die Ausstrahlungen byzantinischer Kultur reichten von Speier bis nach Samarkand, und von Kiew bis nach Abessinien. Die Auswanderung byzantinischer Gelehrter und Künstler nach dem Abendlande trug zum Aufkommen der Renaissance bei. Nunmehr schalteten die Türken am Goldenen Horne. Abermals strömten die Soldaten und die Priester, die Wissenschaften und die Kunststile dreier Erdteile nach Konstantinopel, wo sich eine bunte, überaus reiche

Welt entfaltete. Moscheen erhoben sich in Stambul, in denen sich italienischer Geist mit persischen und arabischen Überlieferungen vermählte. Die Macht, die vom Balkan ausging, erstreckte sich vom Persischen Meere bis vor die Mauern Wiens, und von Algier und Sansibar bis nach Polen und Astrachan. In Europa selbst vergrößerte sich der Balkan um das Vierfache seines eigenen Territorialbestandes. Ganz Ungarn wurde ein Vorposten der weiten islamischen Welt und insonderheit auch des Balkans. Die ganze Staatskunst Europas drehte sich ein Jahrhundert lang fast ausschließlich um die Gebote und Entwürfe, die von Konstantinopel ausgingen.

Dazu konnte man sehr im Zweifel sein, wo um 1500 die höhere Kultur ihren Sitz hatte, an den prächtigen Höfen von Stambul und Delhi, oder in Madrid und Augsburg. Dergestalt durch das unerhörte Anwachsen muslimischer Macht an den Rand des Verderbens gebracht und in die äußersten Winkel des eurasischen Kontinents zurückgeschoben, fanden die Christen bloß einen Ausweg: das offene Weltmeer. Sie entdeckten Amerika, um mit dessen Schätzen den Islam zu bekämpfen. Sie umgingen zur See die feste Masse der mohammedanischen Länder und nahmen im Roten und Indischen Meere aufs neue den Kampf mit den Osmanen und Mogulen auf.

Jetzt sahen sich die Osmanen nach geeigneten Freunden in der Christenheit um. Sie wählten Frankreich. Karl V. hatte sich zwar auch um Suleimans Freundschaft beworben, allein der Bruder des Kaisers, Ferdinand, bestritt dem Schützling des Sultans, Zapolya, die ungarische Krone; überhaupt war es unausbleiblich, daß die beiden größten und vergrößerungslustigsten Mächte der Mittelmeerwelt, die Türken und das römische Kaisertum, miteinander in Konflikt kommen würden; so zog, in ganz richtigem politischem Verständnis, Suleiman Frankreich vor. Den Höhepunkt erreichte das gute Einvernehmen der mohammedanischen und der christlichen Macht, als die beiderseitigen Flotten Korsika angriffen (1553).

Auf die Eroberung Ägyptens folgte die des übrigen Nord-

afrika. Die Inseln des Mittelländischen Meeres leisteten den Türken recht kräftigen Widerstand. Rhodus war zwar schon Weihnachten 1523 gefallen, aber der Archipel ward erst 1539 türkisch und Zypern gar erst 1571. Der Sturm auf Malta ist vollends überhaupt gescheitert. Dagegen ist, was wenig bekannt, das schöne Capri jahrelang türkisch gewesen.

Seit der Eroberung Zyperns ist die Angriffswucht der Osmanen geringer geworden. Die Genüsse Konstantinopels und Kairos begannen ihre entnervende Wirkung auszuüben. Die Schlacht bei Lepanto wurde vom Kapudan-Pascha Piale verloren. Zwar dehnten die Türken ihre Herrschaft noch an der persischen Grenze aus, auch siegten sie in der blutigen Schlacht bei Kereszte (1599), in der 50000 Deutsche und Madjaren fielen, dies waren aber die letzten großen Erfolge des streitbaren Nomadenvolkes. Bereits kam es zu Unruhen im Innern. Während eines Feldzuges gegen Polen wurden die Janitscharen unbotmäßig; als Osman II. sie infolgedessen auflösen wollte, stürzten sie ihn und errichteten eine Prätorianerherrschaft, die ein halbes Menschenalter andauerte. Die Türkei wurde so schwach, daß 1628 Wallenstein dem Kaiser ihre Eroberung vorschlug, vielleicht mit dem Hintergedanken, selbst Statthalter in Konstantinopel zu werden. Es spricht für Wallensteins Scharfblick, daß er die Eroberung von Albanien aus ins Werk setzen wollte. Daß er auch für sich persönlich etwas von dem Unternehmen erhoffte, kann man ihm nicht verargen. Wallenstein wollte die Türken aus Europa ganz verdrängen und versprach, schon nach drei Jahren seinem Kaiser die byzantinische Krone in der Hagia Sophia „auf den Kopf zu setzen". Der Papst, Tilly, Collalto, Pappenheim, Questenberg waren für den Plan gewonnen. Spanien wußte davon, aber es zog die Sache hin [1]). Wallenstein war Feuer und Flamme für seinen kühnen Entwurf. „Auf!" schrieb er, „schon im nächsten Frühling können wir in Albanien sein!" Kurz darauf ward der große Feldherr gestürzt.

---

[1]) Feldmarschalleutnant v. Gerstner, Albanien, 1913, Wien, S. 63.

Der Türkei aber ging es wie dem alten Byzanz. Wie oft war das am Rande des Abgrundes und schwang sich doch wieder zur Macht empor. 1656 erlag die türkische Flotte den Venezianern bei den Dardanellen, dagegen eroberten die Osmanen 1669 Kreta und rückten, Ungarn dabei verwüstend, 1683 vor Wien.

Von Prinz Eugen bis zum Erwachen der Rajahvölker.

Der äußerste Vorstoß, den die Türken 1683 machten, richtete sich gegen das Zisterzienserkloster Lilienfeld, südlich von Melk, also bis an die Schwelle von Oberösterreich und weit über Wien hinaus. Ein geistlicher Herr, der Abt Matthäus Kohlweiß, schlug sie dort zurück. Danach erfolgte Schlag auf Schlag gegen die Türken, und mit ihrer Macht ging es reißend bergab.

Gleich im nächsten Jahre wurde der heilige Bund zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation, dem Papste, Polen und Venedig geschlossen. Morosini, der Feldherr der Venezianer, eroberte den westlichen Balkan, die Jonischen Inseln und sogar einen Teil des Archipels. Ludwig von Baden rückte unaufhaltsam zu Lande vor. Auch schlossen sich bald die Russen an und bemächtigten sich einiger Küstenstriche am Schwarzen Meere. 1686 wurde Ofen-Pest den Türken, die es anderthalb Jahrhunderte lang behauptet hatten, entrissen. Dann fielen Slawonien und Siebenbürgen und 1688 Belgrad und ein großer Teil Serbiens den Österreichern zu.

Ein Unterfeldherr Ludwigs von Baden, Graf Piccolomini, nahm 1689 sogar Prisrend, während andere österreichische Abteilungen Striche Bulgariens besetzten. Eine Folge ihrer Siege war die Freundschaft mit den Serben. Als die Türken sich aufrafften und Belgrad zurückgewannen, wanderten 40000 Familien aus der Gegend von Ipek und Prisrend aus — eine südslawische Familie hat aber zwanzig bis vierzig Mitglieder — und ließen sich in Südungarn nieder; sie erhielten einen eigenen Patriarchen, der noch jetzt zu Karlowitz residiert. Das Glück

ging eine Zeitlang gegen die Österreicher. Nun aber trat Prinz Eugen auf die Bühne. Von Maximilian Emanuel von Bayern und dem Markgrafen von Brandenburg unterstützt, siegte er bei Zenta 1697 und führte seine Truppen bis ins Herz Bosniens. Im Karlowitzer Frieden 1699 erreichten die Habsburger ungefähr den Besitzstand, der, mit Ausnahme des adriatischen, bis zu dem heutigen Tage angedauert hat. Venedig aber bekam den Peloponnes und Türkisch-Dalmatien, in dem lediglich die Republik Ragusa sich selbständig behauptete. Rußland erhielt die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere.

Die Pforte geriet neuerdings in kriegerische Verwicklungen mit den Russen und näherte sich zu dem Behufe sogar den Schweden. Peter der Große schickte 1711 einen Gesandten nach Montenegro, zum Vladika. Von dieser Zeit an datiert die Freundschaft zwischen Petersburg und Cetinje. Gleichermaßen suchte Peter die Bewohner von Serbien, Mazedonien und der Herzegowina aufzuwiegeln. Demgemäß ist vor zweihundert Jahren angebahnt und zum Teil schon erreicht worden, was erst in der jüngsten Gegenwart und auch da noch nicht völlig durchgeführt werden konnte: die Losreißung Südosteuropas vom türkischen Joche. Es ist kein geringer Beweis von der Zähigkeit der Türken, daß sie nach so vernichtenden Schlägen sich noch zwei Jahrhunderte lang in Europa behaupten konnten. Im Kriege mit Venedig eroberten sie 1714/15 den Peloponnes zurück. Dagegen siegte Prinz Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1716/17. Damals entstand das Volkslied:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt.

Mit der Türkei ging es weiter abwärts. Die Hauptschläge wurden jedoch von Ägypten, Persien und vom Asowschen Meere her gegen sie gerichtet. Erst die Ereignisse von 1769/70

zogen die Balkanhalbinsel wiederum stärker in Mitleidenschaft. Die Russen besetzten die Moldau und Walachei und vernichteten die türkische Flotte bei Tschesme an der nordwestlichen Küste Kleinasiens; sie wiegelten zugleich die Griechen des Peloponnes auf und stellten ihnen russische Offiziere zur Verfügung. Der Friede von Kainardsche 1774 bedeutet einen weiteren jähen Absturz des Osmanischen Reiches. Schon sprach man davon, daß der Großherr aus seinem Palaste in Konstantinopel nach dem Innern Kleinasiens fliehen werde. Einen völligen Niedergang der Türkei offenbarten die Kämpfe der Napoleonischen Zeit. Die Hohe Pforte konnte weder dem Korsen irgendwelchen Widerstand von Belang entgegensetzen noch es verhindern, daß eine englische Flotte in den Bosporus einfuhr. Seit 1797 setzten sich die Franzosen in Dalmatien, an Küstenplätzen Albaniens und in Korfu fest. Mehrere Statthalter gebärdeten sich in den Provinzen so gut wie unabhängig, namentlich Pawlan Pascha in Widdin, Ali Pascha Tepedeleni in Albanien und später Bedr Khan in Kurdistan. Der russische Zar, Paul I., erlangte zeitweilig die Herrschaft über die Jonischen Inseln.

Die Grausamkeit der türkischen Befehlshaber und der Übermut der Janitscharen veranlaßten 1804 einen Aufstand in Serbien, an dessen Spitze Karagjorgje (Georg Czerny) stand, der heldenhaft für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes kämpfte. Es gelang ihm, von Rußland unterstützt, die Pforte zu bedeutenden Konzessionen zu zwingen, so daß die Serben seit 1806 Herren ihres Landes waren, jedoch unter russischer Leitung. Czerny wurde nach dem Waffenstillstande mit der Pforte (8. Juli 1808) förmlich als Fürst von Serbien eingesetzt, auch als solcher vom Zaren anerkannt. Die Versammlung der Vertreter des serbischen Volkes, der Senat, früher die Synode genannt, verlegte ihren Sitz von Semendria nach Belgrad. Als im März 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte wieder begann, nahm auch Czerny mit seinen Serben Anteil daran und unterstützte die russischen Waffen. In dem

Friedenschlusse zwischen Rußland und der Pforte zu Bukarest (28. Mai 1812) wurden den Serben sehr ungünstige Abmachungen getroffen. Große Erbitterung erregte in Serbien unter anderem die Nachricht, daß alle festen Plätze den Türken ausgeliefert werden sollten. Als 1812 die russischen Truppen sich zurückzogen, suchten die Serben durch Verhandlungen in Konstantinopel sowie durch Annäherung an Österreich ihre Lage zu verbessern. Der Versuch mißlang. Die Paschas der an Serbien grenzenden Länder erhielten Befehl, das Land mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg begann im Jahre 1813 aufs neue und wurde mit wechselndem Kriegsglück geführt, bis nach einem Kampfe von vier Monaten die türkische Übermacht siegte; Czerny und seine Heerführer mußten flüchten. Die Sieger behandelten die Unterworfenen mit größter Grausamkeit, und das Land glich bald einer Einöde. Wiederholte Ausbrüche der Volkswut wurden mit größter Strenge niedergezwungen. Endlich aber errangen die Serben nach einem Kampfe der Verzweiflung unter Milosch Obrenowitsch durch den Traktat vom 15. September 1815 etwas mehr Selbständigkeit; sie wurden von Untertanen zu Schutzverwandten der Türkei. Milosch und seinen Mitstreitern wurde vollkommene Amnestie bewilligt und er selbst zum Oberknjas von Rusnik ernannt. Als solcher beschwichtigte er wiederholt den Aufstand der Landleute und gewann dadurch sowohl das Zutrauen der Türken wie die Achtung seiner Landsleute. Als jedoch die Türken den Bogen überspannten und durch Grausamkeiten und Bedrückungen aufs neue Serbien zur Verzweiflung brachten, stellte sich Milosch an die Spitze des Aufstandes im Jahre 1815 und erreichte, daß den Serben von den Türken selbst der Friede angeboten wurde. In diesem wurde Serbien die eigene Verwaltung seiner inneren Angelegenheiten, die Selbsterhebung der Steuern und eigene Gerichtsbarkeit bewilligt, wogegen die Türken in Besitz der festen Plätze blieben; Bedingungen, die jedoch von der Pforte nicht ratifiziert, sondern nur vom Pascha von Belgrad anerkannt wurden. Milosch wurde Senatspräsident und

1817 Fürst von Serbien durch die Wahl seines Volkes. Unter ihm standen, an der Stelle der ehemaligen Woiwoden, Knjasen (eigentlich: Fürsten, richtiger: Notabeln), deren Ernennung und Absetzung von dem Fürsten abhing, oberste bürgerliche Beamte und Häupter der Miliz. Das Hauptstreben Miloschs ging dahin, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu erhalten und es ökonomisch zu stärken. Sowohl von der Pforte wie von Rußland wußte er sich mit großem Geschick unabhängig zu erhalten, wenngleich er mit beiden ein freundschaftliches Verhältnis anbahnte und unterhielt. Miloschs Stellung war bei der Reizbarkeit des Volkes sehr schwierig; auch der Umstand, daß der Pascha von Belgrad die serbischen Festungen noch immer besetzt hielt, trug nicht zur Vereinfachung der Lage bei. Nachdem aber Milosch mehrere Verschwörungen gegen seine Person vereitelt und einen Aufstand unterdrückt hatte, wurde er 1824 auf der großen Nationalversammlung zu Kragujewatz zum erblichen Fürsten erwählt und auch später von den Türken bestätigt.

Im Jahre 1815 wurde ganz Dalmatien, dessen Bevölkerung größtenteils serbischen Blutes ist, durch den Wiener Kongreß dauernd Österreich zugesprochen.

Von 1815 bis 1863 waren die Jonischen Inseln unter britischer Herrschaft.

Einen Versuch, Hellas von dem Türkenjoche zu befreien, machte 1821 der Fürst Ypsilanti, der von Rumänien her einen Putsch unternahm. Im Grunde wollte der Fürst eine griechische Herrschaft an der unteren Donau aufrichten. Es mußte Verschiedenes zusammenkommen, bevor die Sehnsucht der Griechen nach Befreiung ihrer Erfüllung entgegensehen konnte: die grundstürzende Erschütterung des Osmanischen Reiches durch Napoleon und Ali Pascha, ferner neue Kriege mit den Russen, endlich das Aufflammen des Völkerbewußtseins, des Nationalismus, wie es sich zuerst bei den Tirolern 1809, dann bei Spaniern und Portugiesen, 1813 bei den Deutschen und in der Folge auch bei anderen Völkern zeigte. So reiht sich der Freiheits-

kampf der Hellenen als ein Glied in eine große Kette ein. Wir haben zunächst das Aufkommen und die Bedeutung Ali Paschas zu würdigen.

Seine Gestalt machte einen gewaltigen Eindruck auf Europa; ein Nachhall davon lebt noch in dem Roman von Dumas „Der Graf von Monte Christo" fort. Ali war in Tepeleni, nordwestlich von Janina, geboren, daher Tepelen-li oder, mit türkischem Infix, Tepedeleni. Er war Skipetar, von der rücksichtslosen Tapferkeit seiner Rasse und von der ränkevollen List, wie sie den Südalbanern, den Tosken, eignet. Er war völlig ohne Bedenken; da aber seine Skrupellosigkeit einem hohen Ziele galt, der Vereinigung der ganzen Westhälfte des Balkans in seiner Hand, so gehört er zu den Großen der Weltgeschichte. Er verstand es ausgezeichnet, ohne mit der Pforte offen zu brechen, doch sich ganz selbständig zu machen und der Pforte allmählich ihre albanischen und griechischen Provinzen zu entreißen. Dabei war er so treulos und grausam wie irgend ein Pascha der damaligen Zeit. Auch mit seinen Verwandten verfeindete er sich. Selbst den Westmächten gegenüber trat er selbstbewußt und trotzig auf. Ja nicht einmal vor der Übermacht Napoleons hatte er allzuviel Achtung. Der Korse, der zuerst mit ihm gegen die Pforte gehen wollte, war nicht gesonnen, sich von dem Skipetaren, den er doch für nicht mehr als einen besseren Häuptling ansah, ungestraft beleidigen zu lassen, er zog straffere Saiten auf und ließ drohen; er mahnte den französischen General, der Korfu verwaltete, Ali ja nicht zu sanft anzupacken. Der Briefwechsel, der eines hohen Reizes nicht entbehrt, liegt in den Pariser Archiven, und Teile davon hat der Erzherzog Johann Salvator in seinem Prachtwerke „Parga" herausgegeben. Sicherlich wäre auch Napoleon schließlich gegen den trotzigen Pascha vorgegangen; aber die Wogen eines größeren Geschickes, die Katastrophen von Moskau und Leipzig verschlangen ihn. So blieben seine Drohungen unausgeführt, und Ali Pascha konnte neuerdings seine Macht ausdehnen, konnte das von den Franzosen beschützte Parga und andere Städte wegnehmen. Es heißt, daß

er sogar schon den Arm nach dem Zepter der Sultane ausgestreckt habe. Nun wurde von seinen unzufriedenen Verwandten dem Sultan Mahmud II., dem Reformer, angezeigt, daß Ali gegen einen Vetter Ismail Pascha einen Mordanschlag angezettelt habe. Flugs ließ der Sultan den Ali kraft eines Spruches des Scheichs ül Islam als todeswürdigen Rebellen erklären. Im Jahre 1820 schickte er ein Heer gegen ihn, das Thessalien entsetzlich verwüstete. Von seiner nächsten Umgebung verlassen, sah sich der unbeugsame Skipetar nach anderen Helfern um. Er knüpfte mit Montenegro und Rußland Verbindungen an und zeigte sich auf einmal griechenfreundlich, ja er unterstützte den Aufstand, der jetzt in Hellas vorbereitet wurde. Doppelzüngig, wie er war, und stets auf seinen eigenen Vorteil bedacht, wollte er jedoch zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und verriet die Absichten der Hellenen an den Sultan. Das nutzte ihm jedoch nichts. Die Achtvollstrecker zogen dennoch gegen ihn und schlossen ihn in Janina ein. Er wies indessen die türkischen Angriffe ab und wagte noch 1821, wie es ihm ja nie an Kühnheit fehlte, die Forderung, als Gouverneur von Epirus und Akarnanien anerkannt zu werden. Der Sultan wollte nichts mehr zugestehen. Ali zog sich auf eine Insel in dem See von Janina, der neuerdings wieder seinen altgriechischen Namen Pambotis trägt, zurück. Seine Anhänger verrieten ihn. Von allen Seiten kamen die Angreifer, schossen vom Dach hinunter und von den unteren Räumen durch die Decke hinauf in das Wohnzimmer, wo sich Ali befand, und töteten ihn durch viele Kugeln im Februar 1822.

Wie die deutsche Erhebung von 1813 und der Versuch im Jahre 1848, die Einheit des Vaterlandes herzustellen, durch eine große, umfassende geistige Bewegung von langer Hand her vorbereitet wurde, so hatten sich auch die Hellenen schon längst mit dem Gedanken, Freiheit und Einheit zu erringen, theoretisch vertraut gemacht, ehe sie ihn tatsächlich zur Ausführung brachten. Eine „Hetairia philomuson", die für Wissenschaft und schöne Literatur in Athen gegründet war, entwickelte sich bald zu einer

politischen Verschwörung, zu einem einflußreichen Geheimbunde, der in der „Philike hetairia" zu Odessa noch eine andere Gestalt erhielt. Es ist für Griechenland immer bezeichnend gewesen, daß seit dem Aufkommen Alexanders des Großen die Haupttaten von der Peripherie ausgehen, da das Mutterland aus eigener Kraft zu schöpferischen Werken nicht mehr gelangen kann. Die genannte Gesellschaft von Odessa rechnete auf die Hilfe Rußlands. Die Täuschung sollte jedoch nicht auf sich warten lassen. Zar Alexander I. war viel zu sehr von seinem Gottesgnadentum durchdrungen, um mit einem Volksaufstande zu sympathisieren. Später mußte jedoch wohl oder übel die russische Regierung irgendwie zu dem Aufstande Stellung nehmen. Ein russischer General war es, der schon erwähnte Fürst Alexander Ypsilanti, der mit seiner „heiligen Schar" Anfang 1821 von Rußland aufbrach, nach der Moldau marschierte und in Jassy am 7. März eine Kundgebung an die Hellenen erließ. Sofort wurde Ypsilanti vom Zaren im Stich gelassen und vom Patriarchen in Konstantinopel, den der Sultan dazu zwang, mit dem kirchlichen Bannstrahle bedacht. Der Rebellenführer zog in die Walachei, erfreute sich dort des Zuzuges von Griechen, Serben, Bulgaren und Albanern, konnte sich aber in keinem einzigen Gefechte mit seinen ungeübten, haltlosen Haufen gegen die türkischen Truppen behaupten. Er floh schon Ende Juni nach Ungarn und wurde dort gefangen gesetzt. Trotzdem war dieser Operettenstreich der Anfang der griechischen Befreiung. Im Peloponnes entbrannte nämlich auf die Nachricht von Ypsilantis Vorrücken der Aufstand im April 1821, und zwar zu Kalabrita und Patras. Die Führer waren in Patras Kolokotronis, ein früherer Räuberhauptmann, und der Albanerfürst Petros Mauromichalis; der Erzbischof selbst weihte die Aufständischen. Diese eroberten Kalamata in Messenien und ersuchten von hier die europäischen Höfe um Hilfe. Der ganze Peloponnes fiel in wenigen Wochen in die Hände der Griechen. Die Türken rächten sich furchtbar. Sie richteten einige Phanarioten hin, metzelten die Griechen in Kleinasien nieder und schleppten deren Weiber und Kinder in

die Sklaverei. Zuerst wollte Mahmud II. sämtliche Griechen ausrotten, nur der Einspruch des Scheich ül Islam verhinderte das. Doch wurde der Patriarch von Konstantinopel selber an den Galgen gehängt und sein Leichnam von Juden drei Tage später abgenommen und ins Meer geworfen. Ein ähnliches Los erlitten verschiedene Bischöfe, auch wurden manche Kirchen zerstört.

Die Hauptstadt des Peloponnes, Tripolitza, fiel 1821 in die Hände der Griechen. Freilich befleckten sie ihren Sieg durch wilde Metzeleien. Die Hellenen sollen damals 32 000 Menschen hingemordet haben; das wären mehr als sämtliche Christen, die damals im ganzen Osmanenreiche der Türkenwut zum Opfer fielen. Auch wurde rücksichtslos geplündert. Bis auf die alten Nägel wurde alles geraubt, und von Tripolitza blieb nur eine rauchende Ruine. Der Fürst der Maina ließ seinen Anteil an der Beute auf zwanzig Maultiere und zwei Kamele laden. Allerdings war diese Eroberung, ähnlich wie die von Capua für die Karthager, mehr ein Unglück als ein Glück für die Griechen. Denn ihr Heer zerstreute sich jetzt, um sich ganz dem Genusse des Sieges zu widmen. Das benutzten sofort die Türken unter Jussuf Pascha und rafften sich von neuem auf.

Europa war über die Grausamkeiten empört, aber einseitig über die von den Türken begangenen. Rußland schickte durch Stroganoff ein Ultimatum an die Hohe Pforte. Metternich wollte dagegen eine Verständigung zwischen Rußland und der Türkei zuwege bringen. Die Stellung Metternichs ist zweideutig. Vielen Beobachtern kam es so vor, als ob der konservative Fürst eine besondere Neigung für die Griechen habe; seine Taten auf dem Kongreß von Verona sprechen jedenfalls dagegen. Immerhin befürwortete Metternich eine Amnestie für die Griechen und den Schutz von Religion, Person und Eigentum. Später scheint sich eine ausgesprochene Griechenfreundschaft bei Metternich entfaltet zu haben. Außerdem kamen den Griechen die Engländer zu Hilfe, die von dem liberalen Lord Canning beraten waren.

Wie es öfters bei Aufständen geschieht, z. B. bei dem nord-

amerikanischen gegen England, nehmen zuerst die kriegerischen Ereignisse alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und erst später denkt man daran, eine neue staatliche Ordnung einzuführen. So wurde erst Ende 1821 eine solche in Griechenland versucht. Im Januar 1822 konstituierte sich eine Nationalversammlung mit einem vollführenden Ausschuß, der aus fünf Männern bestand. Sie trat in Piada unweit des alten Epidauros zusammen; eben dort wurde die Unabhängigkeit erklärt. Sogleich danach jedoch verlegte man die Regierung nach Akrokorinth.

Noch aber waren die Türken nicht aufs Haupt geschlagen. Den Peloponnes hatten sie freilich verloren, aber die übrigen Gebiete waren noch so ziemlich in ihrer Gewalt. In Epirus beseitigten sie, wie erzählt, Ali Pascha, in Thessalien blieben sie die Herren; in Südmazedonien, besonders auf der Chalkidike und in Niaussa, warfen sie die Rebellen mit harter Faust nieder. Ebensowenig gelang es den Inseln, das Joch abzuwerfen. Chios war allerdings den Aufständischen in die Hände gefallen; nur die Burg hielt sich noch. Nun aber nahte der Entsatz, und die Türken verwüsteten Stadt und Insel. Sie sollen — als Rache für Tripolitza — dreiundzwanzigtausend Griechen ermordet und vierzigtausend in die Sklaverei geschleppt haben. Wenn man jedoch bedenkt, wie unzuverlässig selbst heute, in einer Zeit eingehendster Berichterstattung, die Zahlen zu sein pflegen, so kann man füglich daran zweifeln, ob die Gegenmaßregeln der Türken wirklich die gemeldete Ausdehnung erreicht haben. Sei dem jedoch wie ihm sei, das damalige Europa glaubte daran und schrie von neuem gegen die grausame Barbarei der Osmanen. Der Philhellenismus nahm einen spürbaren Aufschwung. Die Griechen erhielten von ihren Freunden, die überall in Europa saßen, Geld und Waffen. Einige hundert Philhellenen, darunter der deutsche Dichter Wilhelm Müller, von dem der „Kleine Hydriot“ stammt, und der englische Poet Lord Byron, boten sich als Mitkämpfer an; sie wurden zu einem besonderen Korps vereinigt, das — ungleich den freiwilligen Korps im Burenkriege — nur wenig leistete.

Es wurde bei der Niederlage von Peta (16. Juli 1822) beinahe vernichtet.

Das Glück zeigte sich äußerst wetterwendisch. Aus Wut über die Metzeleien in Chios ging der Admiral Konstantin Kanaris in der Nacht vom 18./19. Juni 1822 mit der größten Tollkühnheit gegen die türkische Flotte und in erster Linie gegen das Schiff des Kapudan-Pascha, des feindlichen Admirals, vor und zerstörte mit seinen Brandern dieses und viele andere Kriegschiffe der Osmanen. Auch errangen die Griechen im August einen beträchtlichen Sieg im Tretonpasse, auch Engpaß von Dervenakia genannt. Dagegen mußten die Sulioten, die schon von Ali Pascha so Hartes erduldet hatten, vor der türkischen Übermacht kapitulieren; ebenso unterwarfen sich einige Rebellenführer in Akarnanien. Die Türken zogen jetzt ägyptische Truppen an sich, die sich zunächst nach Kreta wandten und dort den Aufständischen schwere Niederlagen zufügten. Dann hausten sie, der bestehenden Übung gemäß, aufs scheußlichste. Anderseits wurden die Türken aus Mittelgriechenland verdrängt. Eine Belagerung der Festung Missolunghi am Busen von Patras durch die Türken scheiterte 1823. Wenn man die Bilanz der ersten Jahre zieht, so muß man sagen, daß im Grunde die Hellenen nicht unzufrieden zu sein brauchten. Sie hatten in kurzer Zeit viel an Boden gewonnen; sie hatten den gefürchteten Scharen der Feinde gegenüber sich behaupten können, während doch alle früheren Befreiungsversuche gleich in den Anfängen völlig zunichte geworden waren. Was aber die Griechen verdarb, war ihr Erb- und Grundfehler, die eigene Uneinigkeit. Zwistigkeiten brachen aus, die zuletzt geradezu die Anarchie herbeiführten. So konnte den Aufständischen selbst die Freundschaft von Großmächten nicht allzuviel nutzen. Die britische Regierung hatte nämlich 1823 die Hellenen als Kriegführende und demzufolge ihre Blockaden förmlich anerkannt; das war ein moralischer Gewinn und ein materieller Nutzen. Die österreichische Diplomatie wirkte ebenfalls auf die Pforte ein. Der Kaiser von Österreich selber war zwar keineswegs von

der Eigenmächtigkeit eines Empörervolkes erbaut, aber ebensowenig hatte er doch Liebe für die Türken. Er kam mit dem Zaren in Czernowitz zusammen, unweit der moldauischen Grenze. Es sei hier eingeschaltet, daß Czernowitz die Hauptstadt der Bukowina ist, die 1776 von der Moldau — ohne Krieg — losgerissen und Österreich einverleibt wurde. Der Fürst der Moldau, Sturdza, ließ es sich nicht nehmen, den Zaren durch eine Deputation zu bewillkommnen. Was eigentlich die Herrscher in Czernowitz verhandelt, darüber scheint selbst heute noch nichts Genaues bekannt zu sein. Ohnehin hätte es nur wenig Zweck, den labyrinthisch gewundenen Pfaden der Diplomatie überall hin zu folgen. Nur das eine kann vielleicht noch jetzt Anteil erregen, die Denkschrift, die — wohl im Anschluß an Czernowitz — der russische Kanzler Nesselrode an die Großmächte schickte. Darin wurde nämlich die Errichtung dreier griechischer Fürstentümer, vorläufig unter Oberhoheit des Sultans, beantragt: Ostgriechenland mit Thessalien, Westgriechenland mit Epirus, der Peloponnes mit Kreta. Dieser Entwurf geht in territorieller Ausdehnung weit über alles hinaus, was bis zum Jahre 1912 praktisch erreicht worden ist. Er ist insofern für die Gemütsverfassung der Russen ungemein bezeichnend, als er kein einheitliches Hellas vorsieht, sondern die Glaubensgenossen und politischen Freunde einer dauernden Zersplitterung preisgeben will. Man kann es den Griechen nicht verübeln, daß sie sich gegen die russischen Pläne verwahrten und England um Vermittlung angingen. Vorläufig wurde ihnen eine solche aber nicht zuteil.

Ein völliger Umschwung in der Lage kam durch das entschlossene Einschreiten Ägyptens. Sultan Mahmud II. war in scharfem Gegensatze zu seinem mächtigsten Vasallen, dem Albaner Mehemed Ali (östlich von Saloniki geboren). Er sah mit Recht in ihm seinen gefährlichsten Nebenbuhler. Als jedoch der Sultan erkannte, daß er allein mit den Griechen nicht fertig werden konnte und daß die Stimmung in Kultureuropa sich immer mehr gegen ihn wandte, da demütigte er schließlich seinen Stolz und ging den Pascha von Ägypten — der Titel Khedive wurde erst ein Menschen-

alter später verliehen — um Hilfe gegen die Rebellen an. Sie ward ihm bereitwillig gewährt. Die oben berichtete Sendung von Truppen nach Kreta war nur ein Vorspiel. Aber 1824 ging nicht nur eine ansehnliche ägyptische Macht nach den griechischen Küsten, sondern der Adoptivsohn des Ägypters, Ibrahim Pascha, wurde gleichzeitig zum Gouverneur und Generalissimus von Morea ernannt. Den Oberbefehl über die Flotte wollte man Ibrahim Pascha anfangs nicht zugestehen, späterhin wurde aber das türkische Geschwader ihm ebenfalls untergeordnet.

Die Ägypter unterwarfen zunächst ganz Kreta, dann die Inseln Kasos und Psara. Nicht weniger als hundert feindliche Schiffe fielen den Türken bei Psara in die Hände. Eine gewaltige ägyptisch-türkische Flotte sammelte sich im September 1824 an der Südwestspitze Kleinasiens; es dauerte aber ein halbes Jahr, ehe Ibrahim Pascha auf Morea landete. Er brachte die ganze Halbinsel bis zum Ende des Jahres 1825 in seine Gewalt, und erschien Anfang Januar 1826 vor dem festen Missolunghi, das ihn zu einer langwierigen Belagerung zwang. Nun aber schritt endlich Rußland ein. Hier war Kaiser Nikolaus I. auf den Thron gekommen, ein absolutistischer Herrscher, wie kaum je einer gewesen. Er sagte einst: „Ich kenne nur zwei bedeutende Leute in meinem Reiche: der eine Mann bin ich selber, und die andere Persönlichkeit ist der Mann, der gerade mit mir redet, aber er ist nur so lange bedeutend, als er mit mir redet.“ Einem solchen Selbstherrscher war jede Volkserhebung, infolgedessen auch die griechische, ein Greuel. Er sagte denn auch den Griechen ungescheut seine Meinung: sie hätten sich höchst widerwärtig benommen; weil aber der junge Zar, den große Körperkraft und glänzende Reitkunst auszeichneten, kriegslustig war, so fand er seinen Nutzen darin, mit der Türkei Händel anzufangen. Nicht also um den Griechen zu helfen, sondern um Rußlands Macht zu vermehren, zog er in den Krieg. Schon am 6. August 1825 ließ die russische Regierung die fremden Kabinette wissen, daß jede weitere Verhandlung zwecklos wäre: der Zar werde in Zukunft selbständig



Alexander Ypsilanti.
Stich von Remon.



Ali Pascha von Janina.
Stich von Hoogkamer.



F. G. Zeitz, Athen, phot.

Am Janinasee.



Nach einem Kohledruck von Braun & Cie. Nachf., Tornach i. Elf.

Szene aus dem Gemetzel auf der Insel Chios.
Gemälde von E. Delacroix.



Admiral Miaulis.
Stich von Meyer.



Ibrahim Pascha.
Stich von Schwerdgeburth.

vorgehen. In einer geheimen Depesche aus Paris vom 16. Oktober 1825 verbreitete sich Pozzo di Borgo, jener Meister der Umtriebe, einer der gewandten und wandlungsfähigen Ausländer, denen Rußlands Diplomatie so viel verdankt — ich nenne noch den Juden Nesselrode aus damaliger Zeit —, über den Undank der Kabinette: „Aus der Heiligen Allianz haben sie alle, jedes in seiner Weise, Nutzen gezogen; selbst England hat unter ihrem Schatten seine drohenden inneren Verlegenheiten beseitigt und sich in der Lage gesehen, durch seinen Kunstfleiß die Welt auszubeuten. In den östlichen Dingen geht jeder seinem Vorteil nach; England kauft sich goldene Meinungen von den Griechen; Frankreich, mit denkwürdiger Inkonsequenz, läßt in Ägypten die Araber drillen, um die Griechen zu bekämpfen, und duldet daneben Ausschüsse von Griechenfreunden; Österreich schließt sich friedlichen Beratungen in Petersburg an und hilft unter der Hand den Türken, ihre Feldzugspläne zu entwerfen. Nur Rußland soll nichts tun, nur von Rußlands Interessen ist gar nicht die Rede, in diesem Drama hat Rußland keine Rolle und findet keine Stelle." So lautet ungefähr wörtlich der Anfang der Depesche.

Pozzos Rat geht dahin, zu handeln und mit Gewalt zu nehmen, nämlich zunächst die Moldau und Walachei zu besetzen. Dabei erinnert auffällig an heutige Gebarung der weitere Rat, zu erklären, „das geschehe unbeschadet des Friedens"; Rußland werde nur zur Verteidigung das Schwert ziehen, wenn der Diwan Händel suche. Sonderbar mutet darauf eine Verbeugung vor Washington an. Den Vereinigten Staaten soll nämlich als Zeichen des hohen Wertes, den man auf ihre Zustimmung lege, Anzeige gemacht, ferner soll Bernadottes (des Schwedenkönigs) Eitelkeit durch eine vertrauliche Mitteilung geschmeichelt werden. Nun aber läßt der Staatsmann die Maske fallen. Es muß nämlich alles bereit sein, „nötigenfalls bis Konstantinopel vorzudringen", die Serben müssen zum Aufstand gebracht, mit den Griechen müssen „durch Agenten, die man nicht anzuerkennen braucht", Verbindungen

angeknüpft werden; man soll das Heer in Georgien bereit halten und womöglich Persien in den Vernichtungskampf gegen die Pforte mit einbeziehen. Diese pythische Redensart konnte bedeuten: den Schah gegen den Sultan zu hetzen; sie hat aber bedeutet: beide Reiche des Orients zu vernichten. Eine Zeitlang dachten die Perser sogar an ein Bündnis mit Rußland gegen die Osmanen und freuten sich jedenfalls über die Schwächung ihrer Nebenbuhler, freuten sich über den Brand ihres Nachbarhauses; dann aber brach das Geschick auch über sie selbst herein.

Man verzeihe, daß ich die Absichten Pozzo di Borgos so ausführlich auseinandersetze, allein sie werfen zu wertvolle Schlaglichter selbst noch auf die heutige Lage. Unser Staatsmann fährt nämlich in seiner Depesche fort: „So gegen die Türkei gerüstet, gilt es, sich mit Österreich auseinanderzusetzen. Die Beziehungen zu England sind seit (des liberalen) Lord Cannings Eintritt in die Verwaltung fast aufgehoben. Bekriegt uns England, so wird es uns vielleicht schaden, aber für sich wenig dabei gewinnen. Will es seine sogenannten Seerechte gegen die Neutralen in Anwendung bringen, so werden es die Vereinigten Staaten nicht leiden. Erklärt sich England für die Türken, so können wir mit den Griechen machen, was wir wollen; will sich England auf Kosten der Türken vergrößern, hilft es bei der Auflösung des Osmanischen Reiches mit, so läßt es sich gewissermaßen auf unser System ein; kann es auf dem Kriegschauplatze das Meer beherrschen, so bleibt das Land uns zur Verfügung. Die Haupturheberin der kritischen Sachlage ist die österreichische Regierung. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Wien und London bezieht sich nur auf die Frage, wie sie uns schaden und wie sie uns täuschen wollen. Daß sie uns schaden wollen, darüber sind sie beide einig. Wir müssen Österreich den furchtbarsten Sturm erwarten lassen für den Fall, daß es sich gegen uns erklären sollte. Anstatt dieser Gefahr zu begegnen, wird sich Metternich einem System anschließen, das er nicht zu bekämpfen vermag. Er predigt entweder den Türken Nachgiebigkeit, dann sind wir einig; oder er wirft sich auf andere

türkische Provinzen, dann werden wir einig werden. Metternich glaubt jetzt nicht, daß wir Krieg führen wollen. Überzeugt er sich, daß wir es wollen, so wird er den Krieg vermeiden; ist er heftig, so wird er dafür büßen. In Frankreich kokettiert Villèle mit den Liberalen; aber wenn er an Österreich und England sich anschließen wollte, sie würden ihm zum Lohn kein Dorf, keinen Stein schenken. Preußen ist in guten Gesinnungen; bestärken wir es darin, zeigen wir ihm die ehrenvolle, die innige Freundschaft noch erhöhende Rolle, die wir ihm bestimmen. Alles hängt von Metternich ab. Sein Lieblingsgedanke ist, Rußland zu vernichten. Aber er weiß, daß, wenn die Dinge auf die Spitze getrieben werden, die Türken Europa räumen müssen, wie großer Streit auch über die Teilung der Beute entstehen mag. Das ist, was er nicht wünschen kann. Schließlich müssen wir nicht etwa durch allgemeine Zusagen uneigennütziger Absichten uns die Hände binden."

So weit die Depesche Pozzo di Borgos[1]). Gerade so wie heute dauerten die Verhandlungen sehr lange, bis endlich die Kanonen sprachen. Das zwischen England und Rußland abgeschlossene Petersburger Protokoll vom 4. April 1826 förderte die Dinge auch nicht sonderlich. Malerisch war nur dabei die Begegnung des Herzogs von Wellington mit dem Zaren Nikolaus, dem er zur Thronbesteigung Glück wünschen sollte. Das Protokoll vereinbarte die Oberherrlichkeit der Pforte und einen Tribut von seiten Griechenlands. Die Nationalversammlung zu Epidauros erklärte sich noch im April dazu bereit. Der Zar war, wie schon hervorgehoben, keineswegs für die Griechen sehr eingenommen. Er äußerte zu dem österreichischen Botschafter, dem Grafen Zichy[2]): „Ich verwünsche und verabscheue die Griechen, wenn sie auch meine Glaubensgenossen sind. Sie haben sich bösartig, kläglich aufgeführt. Ich betrachte sie stets als Menschen, welche sich gegen ihr legitimes Oberhaupt er-

[1]) Die Gegenwart, eine enzyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte, Brockhaus, Leipzig 1912, S. 870 ff.

[2]) Kirnberger, Die mazedonische Frage, S. 10.

hoben haben. Ich will nicht ihre Befreiung. Es wäre ein unheilvolles Beispiel für die anderen, wenn sie ihr Ziel, ihre Freiheit erreichen würden."

Inzwischen kam es in Konstantinopel zu einer Katastrophe. Die Janitscharen hatten in den letzten Kämpfen vollständig versagt. Mahmud der Reformer zog anatolische Truppen an sich und befahl, aus ihnen ein neues reguläres Korps zu bilden. Die Janitscharen empörten sich und verlangten die Abschaffung des bei jenen Anatoliern eingeführten Exerzierreglements. Der Sultan ließ Mitte Juni 1826 die grüne Fahne des Propheten entfalten und die Janitscharen auf dem Pferdemarkt, dem Etmeidan, vor ihrer Kaserne einschließen und, nachdem sie von dem Mufti feierlich verflucht waren, zusammenschießen. Keiner entrann. Dazu wurden an die tausend Janitscharen in den anderen Stadtteilen umgebracht. Damit war eine Truppe, die einst den Türken die wertvollsten Dienste geleistet hatte, die aber schon seit hundert Jahren in Trägheit und Schwelgerei verfallen war, ausgerottet. Man mag es gerechtfertigt finden, daß Mahmud von so entarteten Soldaten keinen Nutzen mehr für das Reich erwartete; auf der anderen Seite ist ebenso sicher, daß gerade die Janitscharen die Träger des Erderergedankens waren, der doch einmal die Grundlage des Osmanischen Reiches bildete, und daß die Verwestlichung, die Mahmud einleitete, der Anfang vom Ende der Türkei gewesen ist. Den Janitscharen waren stets die Bektaschi befreundet, ein Derwischorden, der besonders in Albanien bis in die Gegenwart eine weite Verbreitung genoß. Nun wurden auch die Bektaschi aufgelöst und nicht minder die ihnen nahe stehenden Innungen der Feuerwehrleute und Lastträger. Ganz ist die Vertilgung nicht gelungen. Einige Janitscharen hielten sich noch in anderen Teilen des Reiches, und die Bektaschi wie die Lastträger haben bis heute eine ansehnliche politische Rolle gespielt.

Über den Wert der Mahmudschen Reformen ein Urteil zu fällen, ist allerdings dadurch sehr erschwert, daß die Ungunst der Mächte ihm keine Zeit ließ, seine Reformen ausreifen zu

lassen und ihre Früchte zu ernten. Am 6. Juli 1827 schlossen nämlich Frankreich, England und Rußland einen Dreiverband gegen den Sultan, um die Griechen seiner Herrschaft zu entreißen. Am 20. Oktober kam es zur Seeschlacht bei Navarino. Die Flotte Ibrahims, der über mehr als achtzig Schiffe verfügte, wurde in knapp drei Stunden von dem vereinigten Mittelmeergeschwader der genannten Mächte größtenteils vernichtet. Das geschah, ohne daß der Pforte der Krieg erklärt worden wäre. Man sieht, schon damals war ein Überfall mitten im Frieden nichts Ungewöhnliches, und die Großmächte hatten wahrlich keinen Grund, sich im jüngsten Balkankriege über ein vorzeitiges Losschlagen der Balkanier zu entrüsten. Die Antwort des Sultans war die Beschlagnahme aller fremden Schiffe, die im Goldenen Horne lagen. Aber es dauerte noch immer beinahe zwei Monate, ehe die Gesandten der drei Mächte Konstantinopel verließen, und weitere Monate verflossen, bis Rußland endlich im April 1828 den so lange schon vorbereiteten und angekündigten Feldzug gegen die Türkei eröffnete. Das Zarenreich hatte jetzt die Hände gegen Persien frei, mit dem es anderthalb Jahre lang gerungen und dem es im Frieden von Turkmantschai (10. Februar 1828) ausgedehnte Provinzen jenseit des Kaukasus abgenommen hatte. So konnte der Zar seine ganze Streitmacht gegen die Pforte senden. Im Oktober zogen die russischen Truppen in Varna ein. Im Laufe des ganzen Jahres machten sie jedoch keine weiteren Fortschritte von Belang. Erst im Frühsommer 1829 ging es vorwärts. Graf Diebitsch, ein geborener Schlesier, wurde mit dem Befehl über das russische Heer am Balkan betraut, während Paskiewitsch in Armenien kommandierte. Diebitsch belagerte Schumla, das bisher äußerst wirksam den russischen Vormarsch aufgehalten hatte, überstieg das Gebirge und gelangte vor Adrianopel. Wegen dieser Übersteigung, die zwar technisch gar nicht schwer war, die aber den äußersten Punkt in dem bisherigen Vorschreiten zarischer Streitkräfte (seit den Tagen der Waräger) darstellte, erhielt Diebitsch den Ehrentitel Sabalkanski. Am 14. September 1829 willigte der Sultan in den Frieden von

Adrianopel. Der Zar erhielt die Inseln in der Donaumündung und kaukasische Landschaften und wurde im Schutzrecht über Moldau und Walachei, das er seit drei Jahren ausübte, bestätigt.

Die Niederlage Mahmuds erleichterte den immer noch sehr bedrängten Griechen die Erreichung ihres Zieles, während ein neuerliches Protokoll, das von London 1829, ihnen nur wenig nutzte. Ein französisches Korps unter Marschall Mahon war am 30. August 1828 in Morea gelandet. Dem griechischen Statthalter Grafen Kapodistrias, welcher ganz im russischen Fahrwasser segelte, erwuchsen zahlreiche Gegner unter den Patrioten, welche zu den Westmächten neigten. Rußlands Einfluß in Griechenland sank. Das Unerwartete trat aber ein. Entgegen dem Londoner Protokolle verlangte der Zar völlige Freiheit für Griechenland, die er auch 1830 durchsetzte. Sein Ansehen in Griechenland war wiederhergestellt. Metternich, dessen Anschauungen über die Griechen ursprünglich wahrlich keine günstigen waren, erkannte die eminente Gefahr, welche Österreich von Norden drohte. Er erklärte Prokesch [1]), dem österreichischen Botschafter am russischen Hofe: „Aus Konstantinopel muß eine griechische Stadt gemacht werden. Athen muß nach Konstantinopel transferiert werden.“ In den veröffentlichten Memoiren Metternichs finden wir interessante Mitteilungen hinsichtlich der Absichten Rußlands auf den griechischen Orient sowie über die Stellung Rußlands zu Frankreich. Rußland war auf dem besten Wege, Österreich im Süden lahmzulegen. Der Einfluß des Zaren stieg außerordentlich.

Am 11. April 1827 war der schon erwähnte Graf Kapodistrias zum Statthalter Griechenlands auf sieben Jahre gewählt worden. Daß der Graf nur ein Werkzeug Rußlands war, läßt sich nicht beweisen. Jedenfalls handelte er in russischem Sinne. Miaulis, der Admiral, sprengte lieber seine Flotte in die Luft, da er fürchtete, sie würde sonst den Russen übergeben.

---

[1]) Prokesch wurde später durch Bismarcks Freundschaft in Frankfurt sehr bekannt.

Wie vor Navarino, so waren auch nachher die Griechen von der peinlichsten Uneinigkeit zerrissen. Da fiel Kapodistrias im Oktober 1831 als Opfer einer Privatrache. Im Februar 1832 wurde Prinz Otto von Bayern, der zweite Sohn des Königs Ludwig, von den Mächten zum Herrscher von Hellas erkoren. Der Prinz war noch minderjährig, was zu dem Scherze Anlaß gab, früher sei Griechenland ottomannisch gewesen, jetzt werde es ottokindisch. Einstweilen lag die Regierung im Grunde in den Händen der Gesandten der verschiedenen Großmächte, die sich gegenseitig befehdeten. So unterstützte Lord Palmerston den Grafen Armansperg, von dem er eine hohe Meinung hatte. Armansperg war ein Mitglied der Regentschaft. Die anderen Mitglieder wurden von der russischen Gesandtschaft inspiriert. Wie es ein zeitgenössischer Schriftsteller ausdrückte: „daß dem wiedergeborenen Griechenvolke die Schlange der Diplomatie in die Wiege gekrochen, das ist klar genug. Noch hatte es sich nicht darüber ausgewiesen, daß es der Herkules werden würde, um sie zu erdrücken“ [1]).

In der nächsten Zeit wurde die Hohe Pforte durch die bewaffnete Auseinandersetzung mit ihrem Vasallen, dem Pascha von Ägypten, beschäftigt. Nach der Niederlage (24. Juni 1839) bei Nisib stand Konstantinopel dem Sieger offen. Nur die Vermittlung des preußischen Gesandten, des Herrn von Müffling, und das Einrücken ausgerechnet von russischen Truppen auf der asiatischen Seite des Bosporus haben die ohnmächtige Türkei gerettet. Die Zeit der Schwäche war die Mutter des Erlasses von Gülhane 1839, der den Rajahvölkern erhebliche Rechte einräumte. Moltke, der den Feldzug gegen den Herrscher Ägyptens mitgemacht hat, äußerte einige Jahre später: „Wir vermögen uns den Fortbestand des Osmanischen Reiches nur noch unter der Bedingung einer engeren Beschränkung auf naturgemäße Grenzen zu denken. Diese würden in Europa nur Konstantinopel und den thrazischen Isthmus mit Adrianopel umfassen, in

---

[1]) Kirnberger, Die mazedonische Frage, S. 11.

Asien hingegen den weiten reichen Länderstrich, welcher von beiden Meeren bespült wird."

Es ist kein dankbares Geschäft, den Niedergang der Türkei im einzelnen zu verfolgen. Ohnehin richten wir unser Augenmerk mehr auf die Momente der Entwicklung, die zu den heutigen Zuständen führen, also mehr auf das Wachstum und den Aufschwung der christlichen Balkanstaaten, als den Abstieg und Zusammenbruch der Türkei, abgesehen von der Zeit Abdul Hamids, deren Folgen wir noch jetzt verspüren. So eilen wir mit einem raschen Schritte zu dem Krimkriege, der ja allerdings äußerlich für die Türkei siegreich endete, der aber doch eine weitere entscheidende Stufe auf dem Wege ihrer Verwestlichung und daher innerlichen Schwächung ausmachte. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, einen klaren Überblick über die Ereignisse des Krimkrieges zu geben. Er wurde in Armenien und an der Nordküste Kleinasiens, wurde an der unteren Donau und in der Krim geführt, und außerdem verschlingen und kreuzen sich bei ihm, wie eigentlich stets bei orientalischen Dingen, die diplomatischen Verhandlungen in der undurchsichtigsten Weise mit den Waffentaten.

Am 2. März 1853 erschien der außerordentliche Gesandte des Zaren, Fürst Mentschikow, in Konstantinopel, um in möglichst verletzender Art die Forderungen Rußlands, das bereits das Protektorat aller griechischen Christen des Osmanenreiches erstrebte, vorzubringen. Die Türken verhandelten lange, Mentschikow erreichte nichts und verließ drohend das Goldene Horn.

So rückte denn am 2. April Fürst Gortschakow in die Moldau ein; vierzehn Tage später wurde Bukarest besetzt. Aber die Pforte, durch die Westmächte gestützt, ließ sich nicht einschüchtern. Sie sammelte in Bulgarien ein Heer von 130000 Mann unter Omer Pascha und erklärte am 4. Oktober den Krieg. Die Vorstöße des Paschas gegen Widdin und Oltenitza waren nicht ohne Erfolg, dagegen erlitten die Türken eine schwere Niederlage am 30. November 1853 zur See durch Admiral Nachimow. Dabei vernichteten die Russen auf der Reede



König Otto I. von Griechenland landet in Nauplia.
Gemälde von Peter Heß.



Maurokordatos verteidigt siegreich Missolunghi.
Gemälde von Peter Heß.

Die Übergabe der türkischen Festung Varna an die Russen im Oktober 1828.
Originalzeichnung von W. Zweigle.



Türkische Baschi-Bozuks auf dem Rückzug (1877).
Gemälde von H. Lang.

von Sinope ein türkisches Geschwader fast unter den Augen einer französisch-englischen Flotte, die seit einiger Zeit zum Schutz der Türkei nahe bei Konstantinopel in der Besika-Bai lag.

Die Nachricht hiervon rief in England die größte Empörung hervor. England und Frankreich überreichten, von Österreich unterstützt, am 27. Februar 1854 nun in Petersburg ein Ultimatum, daß die Donaufürstentümer geräumt werden sollten, schlossen am 12. März mit der Türkei ein Bündnis und erklärten Rußland den Krieg. Die für den Osten bestimmte Armee sollte aus dreißigtausend Franzosen und achtzehntausend Engländern bestehen. Die französische „Orientarmee" stand unter Befehl des schwerkranken, aber trotzdem sehr tatkräftigen Marschalls Saint-Arnaud; die Engländer kommandierte Lord Raglan. Später kamen noch fünfzehntausend Italiener dazu.

Inzwischen mobilisierte Österreich das serbisch-banatische Armeekorps sowie im März 1854 zwei weitere Korps. Durch diese Haltung verhinderte die Donaumonarchie einen Aufstand der Balkanchristen. Immerhin hatten die Türken an der griechischen Grenze und gegen die Montenegriner nicht unerhebliche Kämpfe zu bestehen. Der Zar hatte bereits im Winter seine Armee an der unteren Donau durch ein drittes Korps verstärken lassen und den Oberbefehl dem greisen Fürsten Paskiewitsch übertragen. Dieser versammelte im Frühjahr 1854 vor der Donaufestung Silistria fünfundvierzigtausend Mann. Die Belagerung schritt nur sehr langsam vorwärts; Silistria wurde von Mussa Pascha und dem preußischen Artillerieoffizier Grach ebenso umsichtig als tapfer verteidigt. Schließlich zwang die drohende Haltung Österreichs und Preußens die Russen zum Abzuge. Die beiden deutschen Mächte hatten am 24. Mai 1854 im Bundestage die Erklärung abgegeben, daß die weitere Machtentfaltung Rußlands an der unteren Donau den Interessen des Deutschen Bundes zuwiderliefe. Rußland gab zwar nicht sofort nach, sondern mobilisierte im Juni und Juli das erste und zweite Korps an der Grenze Galiziens und ließ die Pässe, die aus

der Moldau nach Siebenbürgen führen, durch zwei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen sperren. Österreich antwortete mit der Mobilisierung des dritten und vierten und von Teilen des ersten Korps. Diese Truppen marschierten unter dem Feldzeugmeister Baron Heß in Galizien und Siebenbürgen auf. Es kam jedoch zu keinem Zusammenstoß. Rußland wich zurück. Am 21. Juni wurde „aus strategischen Gründen" die Belagerung von Silistria aufgegeben. Am 5. Juli begann die Räumung der Walachei; Anfang September gingen die Russen über den Pruth zurück. Verluste hatten die Russen im Feldzuge an der unteren Donau zweitausendzweihundert Tote, viertausendsiebenhundert Verwundete gehabt. Hierauf besetzte Österreich im Sinne einer mit der Türkei geschlossenen Konvention die Walachei und die Moldau. Es behielt seine Armeen bis in den Juni 1855 auf dem Kriegsfuß und begann erst am 17. April 1856 auf Grund des Pariser Friedens die Donaufürstentümer zu räumen [1]).

Eigentlich hatte die Türkei im Krimkriege, der nicht auf dem Balkan, sondern durch die Erstürmung Sewastopols beendet wurde, die Vorhand behalten; allein tatsächlich war der Pariser Frieden ein neuer Markstein der Abbröckelung. Die Fürstentümer Moldau und Walachei wurden unabhängig und beschlossen, sich zu einem Staat Rumänien zu vereinigen. So waren jetzt schon drei freie Staaten auf der Balkanhalbinsel: Griechenland, Rumänien, Montenegro, und viertens als nahezu selbständiges Fürstentum: Serbien. Dazu besaß Samos eine Art von Autonomie, und im August 1866 brach ein Aufstand auf Kreta aus, der zehn Jahre währen sollte. Den Beschluß machte Bulgarien, das 1870/71 ein eigenes Exarchat erhielt — den Anfang seiner Selbständigkeit.

[1]) Vgl. Handbuch für Heer und Flotte, Bd. XI, S. 634 f.

Der sinkende Halbmond.

Das Osmanische Reich war auf Eroberung und fortwährende Beraubung der Christen aufgebaut. Sobald daher dieser Grundsatz erschüttert wurde, sobald die Kraft und zuletzt sogar der Wille zur Unterdrückung erlahmte, da mußte das Reich sinken. Mit der Vernichtung der Janitscharen begann es, der schon erwähnte Erlaß von Gülhane folgte, mit der Selbständigkeit der Rajahvölker hörte es auf. Die teils friedliche, teils kriegerische Durchdringung durch Gedanken und Einrichtungen des Westens war überall, in Persien und Marokko wie in der Türkei, der Anfang vom Ende des Ostens. Besonders verhängnisvoll war die Überwachung des türkischen Schulddienstes durch Kultureuropa, die dette publique. Ein anderes Element, anscheinend der Stärkung, tatsächlich der Zersetzung, war die Berufung von Nichtosmanen auf die meisten hohen Stellen in dem Heere und der Verwaltung. Seit sechzig Jahren ist die Türkei von Griechen, Albanern, Armeniern, Kurden, Tscherkessen und Renegaten regiert worden. Unaufhörlich waren zudem die Reibungen mit den Großmächten, wobei die Hohe Pforte meist unterlag, und den Nachbarstaaten. Jedes fremde Konsulat, besonders ein griechisches und bulgarisches, stellte einen Herd der Empörung dar, sammelte unzufriedene Elemente um sich. Seit 1817 lösten sich die Serben los; seit rund 1830 war Ägypten so gut wie unabhängig. Griechenland wird 1832 ein freies Königreich; Rumänien lenkt seit 1842, zunächst unter russischem Schutze und seit 1859 aus eigener Machtvollkommenheit, selbst seine Geschicke. Bulgarien erhält, wie oben gesagt, 1870 sein Exarchat. Jetzt kamen noch innere Unruhen bei den Türken

hinzu, Zwistigkeiten, die fast zum Bürgerkrieg führten und die in der Ermordung des Sultans Abdul Asis gipfelten. Zuletzt entlud sich das Gewitter nach außen im Kriege mit Serbien (1876) und Rußland (1877). Das Ergebnis des Krieges war die Loslösung Bulgariens, so daß jetzt alle Rajahvölker: Griechen, Serben, Rumänen, Bulgaren, selbständige Staaten besaßen, nach denen naturgemäß die noch nicht befreiten Brüder in Mazedonien gravitierten.

Wie bei Deutschland, so wurde auch auf dem Balkan die Freiheit und Einigkeit durch eine vaterländisch-literarische Bewegung vorbereitet. Sie begann am frühesten in Griechenland, durch Maurokordato unterstützt, um 1700, und breitete sich, von Ypsilanti und Kapodistrias neu angefacht, seit 1820 stark aus. In Bulgarien hob eine ähnliche Bewegung nach 1830 an. In Serbien kann man die Sammlung von Volksliedern, die Goethes Aufmerksamkeit erregten, und die patriotische Geschichtschreibung, für die sich Ranke erwärmte, von 1810 bis 1830, als Ausgangspunkt ansehen. In Montenegro hat der Fürst und spätere König Nikolaus eine literarische Wiedergeburt herbeigeführt. In Rumänien datiert eine solche ebenfalls erst ein, höchstens zwei Menschenalter zurück[1]).

Von 1876 bis 1903.

Das russische Offizierkorps war tatendurstig und brannte nach Sieg und Ruhm und Ausdehnung des Vaterlandes. Die Ehrgeizigen dachten an Österreich. Allein Bismarck ließ wissen, daß auf dem Wege zwischen Petersburg und Wien noch Berlin sei. So wandten die Kriegslustigen ihre Gedanken gegen die Türkei. Zunächst gingen viele Freiwillige unter General Tschernajew nach Belgrad, um den aufständischen Serben gegen die Pforte zu helfen. Am 8. Juli 1876 trafen sich Zar Alexander und Kaiser Franz Joseph in Reichstadt und verständigten sich dahin,

---

[1]) Näheres in Helmolts Weltgeschichte und Roth, Geschichte der christl. Balkanstaaten.

daß Österreich-Ungarn im Falle des russischen Sieges Bosnien und die Herzegowina in Besitz nehmen dürfe. Graf Andrassy deutete später an, Österreich erstrebe außerdem eine Art Schutzherrschaft über ein halb unabhängiges Mazedonien und den Bau einer Eisenbahn von Mitrowitza nach Saloniki sowie einen Zollvertrag, der die handelspolitische Ausdehnung der Donaumonarchie bis ans Ägäische Meer sichere. Ignatiew, „der Vater der Lüge", der über diese Dinge mit Andrassy verhandelte, soll jedoch erklärt haben, daß er dazu keine Vollmacht habe. Am 27. Januar 1877 wurde neuerdings die Neutralität der Habsburger festgelegt. Im April brach der Krieg zwischen Zar und Sultan aus.

Murad V., der ein schwerer Alkoholiker war, wurde wegen angeblich unheilbarer Krankheit abgesetzt (um danach, als ihm die Getränke zeitweilig entzogen wurden, zu gesunden) [1]), und am 30. August 1876 bestieg Abdul Hamid II. den Thron. Er eröffnete im März 1877, von Midhat unterstützt, das Parlament. Es waren 116 Abgeordnete, darunter 40 Christen, gewählt worden. Ein Führer der Opposition, Ahmed Wefik, war der Präsident [2]).

[1]) Mündliche Mitteilung, die auf einen Geheimbericht des Sanitätsrats Mordtmann zurückgeht.

[2]) v. Sax, Machtverfall der Türkei, S. 425 f. Von Wefik wurden viele köstliche Geschichten erzählt, die Ular wiedergibt (Der erlöschende Halbmond S. 141—147). Eine davon sei hier eingeschaltet: „Seine erste Großtat war, einem Brussaer Richter mehrere tausend türkische Pfunde, die dieser unterschlagen hatte, wieder abzujagen. Bei der Begrüßungszeremonie kam dieser Räuber beim Palaste auf einem reich mit Gold, Silber und kostbaren Seidenstickereien aufgezäumten Rosse an. Er wurde zugleich mit seinen Kollegen empfangen, denen Wefik nach einer humorvollen, aber darum nicht weniger eindringlichen Ansprache Kaffee und Pfeifen anbot. Im Laufe der Unterhaltung sagte er dem Richter, er habe mit ihm nachher noch privatim zu sprechen. Und als alle anderen sich zurückgezogen hatten, ließ er sich mit ihm gemütlich in eine lange theoretische Unterhaltung über Rechtsfragen ein. Nach etwa einer Stunde jedoch erschien ein Diener, der auf einer silbernen Schale eine kleine Geldsumme brachte. Da sagte Wefik seinem Besucher freundlichst: ‚Nehmen Sie doch dieses Geld an sich. Es ist der Rest von der Summe, die ich aus dem prachtvollen und so reich aufgezäumten Pferde erstanden habe, auf dem Sie angekommen sind, und das ich während

Der Krieg bedeutet die elfte Stunde für die europäische Türkei und das größte Erlebnis für Europa zwischen der Gründung des neuen Deutschen Reiches und der russischen Revolution. Über vierhunderttausend Veteranen weilen noch unter uns, die den Krieg von 1870 mitgemacht haben; sie und ihre Gefährten sind damals mit besonderem Eifer den Ereignissen in Südosteuropa gefolgt. Aber auch viele, die damals noch die Schule besuchten, werden sich erinnern, mit welcher Spannung man den Zeitungen entgegensah, um von neuen Erfolgen der Türken zu erfahren; denn die Türken waren entschieden, namentlich während ihrer zähen Verteidigung Plewnas und während der dramatischen Kämpfe auf dem Schipkapaß, die Begünstigten der öffentlichen Meinung. In allen Wirtschaften und Kaffeehäusern wurden leidenschaftlich die Aussichten für und gegen erörtert. Der „Kladderadatsch" feierte Triumphe; die Operette bemächtigte sich des dankbaren Stoffes. Fatinitza mit ihrem lustigen Durcheinander und den farbensprühenden Auftritten im Feldlager und im Harem wurde das Lieblingsstück der Bühnen. Zu dem Kampfe der Wagen und der Rosse kam überdies noch der ebenso lebhafte Streit der Diplomaten; Fürst Bismarck focht seine Duelle mit Gortschakow und Disraeli, aber er blieb Herr der Lage. Was er sagen und tun werde, das schien

---

unserer interessanten Unterhaltung über juristische Fragen habe zugunsten Ihrer Gläubiger verkaufen lassen. Ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie jetzt mit dem Fiskus quitt sind und sogar noch genug übrig behalten, um auf einem Mietspferde nach Hause zu reiten.' Und ohne die Antwort des verblüfften Beamten abzuwarten, verabschiedete er ihn. Manchmal allerdings konnte er auch weniger freundlich verfahren. Wenn böser Wille ihn reizte, war er imstande, angesehene Halunken drei Stunden, nackt an einen Pfahl gebunden, in der Sonne stehen zu lassen, was dann allerdings regelmäßig die Herausgabe des gestohlenen Geldes zur Folge hatte. Im Notfalle, und besonders wenn er geradezu Verrat gegen das Reich erwiesen glaubte, verfuhr er sogar mit grausamer Wut. Als er nach Adrianopel versetzt war, hatte er für die bulgarischen Aufrührer, die er wie gemeine Mörder behandelte, kein Erbarmen und ließ viele von ihnen kurzerhand hinrichten.

wichtiger als der Schlachtenlärm, als die Kriegstaten der beteiligten Völker selber. Außer den Ereignissen, die an sich schon vollkommen bedeutend genug waren, um den Sinn der Zuschauer zu fesseln, war die Umwelt noch besonders anziehend und malerisch. Die bunten Kostüme der Türken, der Tscherkessen, der Balkanier, der glühende Sonnenbrand im Sommer und die endlosen Schneestürme im Dezember und Januar, das Räuberwesen im Rhodopegebirge und am Olymp, die seltsame Tracht und Art der Skipetaren, deren Vorhandensein eigentlich jetzt zum erstenmal in weiteren Kreisen bekannt wurde — Militärattachés und Korrespondenten brauchten nicht besorgt zu sein, sich zu langweilen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich bereits japanische Attachés auf dem Schauplatze einfanden, darunter der Major, spätere Feldmarschall Oyama. Es war die klassische Zeit des Kriegskorrespondenten, wie ein solcher ja auch der Held der genannten Operette Fatinitza ist. Der bedeutendste Korrespondent war wohl der Amerikaner Mac Gahan, der danach durch seinen Ritt nach Chiwa noch berühmter wurde.

Rußland beschloß, die Befreiung der Balkanslawen durchzuführen, da die Türkei die von ihm und den anderen Großmächten geforderten Reformen nicht zugestand, und erklärte der Pforte am 24. April 1877 den Krieg. Die russischen Truppen sollten gemäß der erwähnten Januarverständigung das Gebiet Serbiens, Montenegros, Bosniens und der Herzegowina nicht betreten. Rußland gewann durch den Vertrag genügende Operationsfreiheit im Südosten. Der Angriff auf der Balkanhalbinsel führte durch das rumänische Gebiet. Das Interesse des Fürstentums Rumänien stellte es an die Seite Rußlands, wenn auch zunächst unter Wahrung der Neutralität. Es gestattete den Durchmarsch der russischen Truppen und die Benutzung seiner Eisenbahnen. Der kürzeste Weg nach der Hauptstadt, der durch die Dobrudscha und dann am Meere entlang lief, war nicht gangbar. Ohnehin konnte die türkische Flotte das Überschreiten der Donau zwischen Galatz und der Mündung

stören; der Weitermarsch war durch die türkischen Festungen Silistria und Varna flankiert. Für den Übergang der Hauptmacht wurde die Donaustrecke zwischen Nikopoli und Sistowa gewählt, trotzdem das russische Heer sich dabei den in Serbien und Bosnien stehenden feindlichen Truppen bedenklich näherte.

Auf türkischer Seite wurde kein umfassender Operationsplan aufgestellt; im Gegenteil! der Oberbefehlshaber, Abdul Kerim Pascha, war an die jeweiligen Weisungen des Kriegsrats in Konstantinopel gebunden. Auch richtete der Sultan seine Befehle oft direkt an die unteren Führer. Man wollte abwarten, was die Russen täten, und den Feind südlich der Donau in den Flanken fassen; zugleich sollten die Balkanpässe verteidigt werden.

Schon im Winter 1876/77 waren in Bessarabien vier russische Armeekorps bereitgestellt worden, im April und Mai mobilisierten die Russen weitere acht Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision. Die zum Einmarsch in die Türkei bestimmte Armee des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Nikolajewitsch (des Älteren) zählte etwa zweihunderttausend Mann. Die Türken konnten ihr im ganzen zweihundertzwanzig- bis zweihundertdreißigtausend Mann entgegenstellen. Sie waren aber fast auf der ganzen Balkanhalbinsel zerstreut und vielfach anderweitig gebunden.

Da vorliegendes Werk hauptsächlich auf die Gegenwart abzielt, so werden wir selbst diesen großen Krieg und ebenso später den Thessalischen Feldzug nur mit verhältnismäßiger Kürze behandeln. Es darf daher niemand wundernehmen, wenn wir die sachlich unbedeutenderen Bandenkämpfe im Anfange unseres Jahrhunderts so ausführlich erörtern wie die gewaltigen Ereignisse von 1877. Der Schauplatz jener Kämpfe war eben zu einem großen Teile auch das Kriegstheater von 1912/13, während Plewna und der Schipkapaß im letzten Menschenalter keine Schlachten mehr sahen.

Den Übergang der Russen über die Donau und den schwierigen Nachschub des Trains hat die türkische Donauflotte nicht zu hindern vermocht. Das war die erste Etappe.



Kampf um die Fahne des bulgarischen Freiwilligen-Regiments in der Schlacht bei Eski-Sagra am 30. Juli 1877.
Gemälde von A. Morosoff.



Mostar mit Römerbrücke.



Straße von Banjaluka nach Jajce in Bosnien.

Dorf und Ruine Doboj in Bosnien.

Die Türken hatten ihre Hauptkraft bei Schumla bereitgestellt, Silistria, Turtukai, Rustschuk, Sistowa und Nikopoli besetzt und in die Dobrudscha einen kleinen Heereskörper vorgeschoben. Der russische Feldherr bereitete den Brückenbau über den Alutafluß vor. Vier Korps waren bestimmt, den Übergang auszuführen und sich dann an der Jantra und in den Vorbergen des Balkans bei Tirnowa und Gabrowa festzusetzen, während eine Vorhut unter General Gurko rasch den Balkan überschreiten und die Bulgaren zum Aufstande gegen die Türken bewegen sollte. Nur etwa zehntausend Türken bewachten die östlichen Balkanpässe. Im ganzen mochten die türkischen Streitkräfte in Bulgarien und der Dobrudscha hundertfünfzig- bis hundertsechzigtausend Mann zählen, während siebzig- bis achtzigtausend zur Sicherung gegen die anderen Balkanstaaten verwendet wurden.

Am 22. Juni gelang dem 14. russischen Korps der Übergang bei Matschin. Schwieriger war der Übergang bei Sistowa. In der Nacht vom 26. auf den 27. wurde eine Infanteriedivision übergesetzt, warf nach heftigem Kampfe die Türken zurück und eroberte den Raum zur Versammlung der jetzt über die Donau gehenden vier Armeekorps. Das weitere Vorgehen der Hauptkraft im Sinne des Operationsplanes begann vierzehn Tage später. Gurkos Vorhut umging alsdann den besetzten Schipkapaß und überschritt den Balkan über Hainköi, um am 17. Juli den Schipkapaß von Süden her im Einklang mit einem gleichzeitigen Vorstoß von Norden her anzugreifen. Mit Erfolg. Indessen hatte sich das 14. Armeekorps am Trajanswall in der Dobrudscha, das 12. und 13. östlich von der Jantra festgesetzt, und das 9. Korps hatte Nikopoli zur Kapitulation gezwungen.

Nach dem gelungenen Donauübergang der Russen versuchte die oberste türkische Heeresleitung, ihre Kräfte südlich des Balkans zu sammeln. Zu diesem Behufe wurden die Truppen Osman Paschas aus Widdin und Suleiman Paschas aus Montenegro auf den bulgarischen Kriegschauplatz berufen. Osman traf bei Plewna ein, von wo er über den Schipkapaß südlich

nach Kasanlyk vorrücken wollte. Seinen Plan störten aber die Besetzung des Schipkapasses durch die Russen und die russischen Streitkräfte bei Nikopoli.

Inzwischen wurden auch die Montenegriner unruhig und machten den Türken zu schaffen. Suleiman Pascha hatte zwanzigtausend Mann bei Gacko in der Herzegowina, Mehemed Ali neunzehntausend Mann bei Kolaschin an der Grenze von Novibazar, Ali Saib Pascha dreißigtausend Mann bei Spizza gesammelt. Die Türken waren Anfang Juni von drei Seiten in Montenegro eingebrochen. Die beiden letztgenannten Heerführer wurden zunächst abgewiesen; jedoch Suleiman gelang es, von Norden her Krstaz zu nehmen, nach hartnäckigem Kampfe in den Dugapässen Niktschitsch im Herzen Montenegros zu erreichen, das Zetatal in sieben Märschen unter großen Verlusten zu durchziehen und sich mit dem aus Spizza entgegengerückten Mehemed Ali am 24. Juni zu vereinigen. Dann marschierte er nach Skutari. Die Montenegriner waren schnell am Ende ihrer Kraft angelangt; ihr Fürst wandte sich an den Kaiser von Österreich um Hilfe.

Die Niederlagen auf dem Donaukriegschauplatze bewogen jedoch die türkische Heeresleitung, die fünfzig schwachen Bataillone Suleimans dorthin zu berufen. Sie wurden von Antivari zur See nach Dedeaghatsch geschafft. Von dort traf Suleiman am 30. Juli in Jeni-Zaghra (Nova Zagora) ein, gerade noch rechtzeitig, um Reuf Pascha, dem die Verteidigung der Balkanpässe mit etwa vierzehn Bataillonen gegen Gurko anvertraut worden war, im Gefechte bei Jeni-Zaghra zu unterstützen und Gurko, der soeben einen Vorstoß in der Richtung auf Adrianopel unternommen hatte, zum Rückzug über Hainköi zu zwingen.

Jetzt kam der Gesamtangriff vor Plewna zum Stehen. Im August drangen die Türken wieder vor und suchten sich unter anderem des Schipkapasses zu bemächtigen. In diesen Kämpfen zeichnete sich besonders das bulgarische Freiwilligen-Regiment aus, dessen Fahne die Türken vergeblich zu erobern suchten.

So bedrängt fühlten sich die Russen, deren Mißerfolg das übrige Europa nicht ohne Schadenfreude sah, daß der Thronfolger an den Fürsten (späteren König) Karol von Rumänien drahtete: Die christliche Sache ist in Gefahr. Kommt sofort! Kommt, unter welchen Bedingungen ihr wollt, aber kommt! Karol entsprach der dringenden Aufforderung ohne weiteres. Erst später wurde ein regelrechter Vertrag geschlossen. Jetzt behaupteten sich die Russen am Schipkapaß und setzten die Bedrängung Plewnas fort. Gleichwohl wären die Türken überlegen geblieben, wenn nicht ihre Generale uneins geworden wären und wenn nicht die Nachwirkung der Palastrevolutionen und Verfassungsstürme in Konstantinopel mit in den Krieg hineingespielt hätten.

Midhat, der Schöpfer der Verfassung, war inzwischen geflohen, schon bevor seine Schöpfung, das Parlament, zum ersten Male tagte. Er fiel möglicherweise einer Intrige zum Opfer, die Mahmud Dschelaleddin Damad, der Schwager des Sultans, anzettelte; doch empfand auch Abdul Hamid selber den allzu ehrgeizigen Sadrazam (Großwesir) als lästig. Sein Nachfolger wurde Edhem Pascha, der spätere Sieger von Larissa. Ein Engländer, der Nilquellenforscher Baker, sollte ein Gendarmeriekorps bilden. Auch wurde der Anfang zur allgemeinen Wehrpflicht gemacht. Eine zweite Sitzung des Parlaments fand Dezember 1877 statt [1]. Abdul Hamid dankte für den Eifer, mit dem auch christliche Untertanen sich zur Ableistung der Wehrpflicht drängten. Dann wurde die Verfassung suspendiert, aber nicht eigentlich widerrufen; der Verfassungserlaß wurde alljährlich im Staatskalender abgedruckt [2].

Ein Hauptangriff der vereinigten Russen und Rumänen auf Plewna vom 7. bis 12. September scheiterte, ebenso freilich die Versuche der beiden türkischen Armeen, Osman Pascha zu entlasten; und Mehemed Alis (eines Deutschen) Angriff auf die Armee des Großfürsten-Thronfolgers versagte ebenso, wie ein nächtlicher Vorstoß Suleimans gegen die Schipkabefestigungen.

---

[1]) v. Sax, S. 426. [2]) v. Sax, S. 423.

Die russische Heeresleitung beschloß nun, Plewna einzuschließen, auszuhungern und unter Umständen regelrecht zu belagern. Zu diesem Zwecke wurde dem Generalleutnant v. Totleben, dem genialen Verteidiger Sewastopols, die Leitung der Armee vor Plewna übertragen.

Bald aber kam eine merkliche Lässigkeit in die Operationen.

Suleiman stieß am 19. November gegen Pirgos vor, am 24. gegen Meczka, Trstenik und am 4. Dezember gegen Elena. Fuad Pascha mit seinen Ägyptern gelangte bis auf einen Tagemarsch vor Tirnowa; aber eine Entscheidung führte dies nicht herbei. Die Türken verhielten sich fortan in ihrem Festungsviereck (Rustschuk, Silistria, Varna, Schumla) abwartend und wurden von den Russen bis zum Ende des Krieges lediglich beobachtet. Osman Pascha, nunmehr auf seine eigenen Mittel beschränkt, versuchte am 10. Dezember einen Ausfall in westlicher Richtung, um nach Sofia durchzubrechen. Der Versuch scheiterte, weil der Feldherr die Weiber und die Alten und Kranken nicht im Stiche lassen wollte und dadurch in seinem Marsche sehr behindert wurde. Osman mußte mit dem Rest seines Heeres (vierzigtausend Mann) kapitulieren. Ein halbes Jahr hindurch hatte der tapfere türkische Marschall die weit überlegene russische Hauptarmee nahe der Donau festgehalten. Hunderttausend Russen konnten nunmehr den Feldzug über den Balkan fortsetzen.

Jetzt traten auch die Serben wieder auf. Dadurch ward der Vormarsch von fünf russischen Divisionen unter Gurko von Orchanie auf Sofia wesentlich erleichtert. Gurko sollte Mehemed Ali in den Rücken fallen und Radetzki, der in der Schipkastellung über vierzigtausend Mann verfügte, das Hervorbrechen aus dem Balkan ermöglichen. Gurkos zweiter Übergang über den verschneiten Balkan war sehr mühsam; am 25. Dezember begann er und dauerte sechs Tage. Die Türken wichen nach einem Kampfe bei Taschkisen mit dem Gros unter Schakir Pascha auf Philippopel, mit Teilen auf Sofia aus. Am 8. Januar 1878 setzte Gurko mit allen Streitkräften den Marsch

nach Tatar-Bazardschik fort. Suleiman Pascha floh von dort. Das Schicksal des Krieges war nun entschieden: Radetzki erreichte ohne Widerstand schon am 19. Januar Adrianopel; Skobelew und Gurko kamen bald nach; am 30. standen die Russen, wenn auch ebenfalls geschwächt und zu ernsten Kämpfen kaum noch imstande, vor den schwach besetzten Linien von Tschataldscha, während Suleiman, der durch die Rhodopekette das Meer erreicht hatte, in Dedeaghatsch der Einschiffung harrte. Furchtbare Grausamkeiten begingen die fliehenden Türken, Pomaken (mohammedanische Bulgaren), Tscherkessen und allerlei Baschi-Bozuks, „Tollköpfe" (Irreguläre), in den christlichen Dörfern, durch die sie marschierten. Die Bulgaren übten hierauf blutige Vergeltung an der mohammedanischen Bevölkerung. In ganzen Scharen, wie ein Völkerzug, flüchteten die Bauern, wohin sie nur konnten; viele sind im Schnee der winterlichen Berge umgekommen.

Gar keinen Einfluß hatten auf die Kriegsereignisse auf dem Balkan die asiatischen Truppen ausgeübt. Ein beträchtlicher Teil war freilich durch feindliche Streitkräfte in Armenien gebunden. Für die asiatischen Ordu (Korps) aber, die man heranziehen wollte, war der Weg sehr weit und keine schnelle Beförderung möglich. Die Soldaten, die von Mossul kamen, brauchten sieben Monate zu ihrem Anmarsch. Trotzdem dauerte es noch neun Jahre, bis man sich zum Bau der Anatolischen Bahn entschloß.

Nach dem Falle Plewnas zogen die Serben vor Widdin, zugleich mit rumänischen Truppen. Andere serbische Streitkräfte, unter Horvatowitsch, traten mit den Russen in Verbindung und bahnten sich den Weg über Pirot nach Sofia. Das serbische Morawakorps trat am 15. Dezember den Vormarsch gegen Nisch an, schloß den Platz ein und zwang ihn am 11. Januar zur Übergabe. Dann rückten die serbischen Truppen unter heftigen Kämpfen über Prischtina nach Üsküb und bis Vranja im oberen Morawatal. Die Montenegriner ergriffen im Januar 1878 gleichfalls wieder die Offensive, um sich

Antivaris, Dulcignos und der Bojannamündung zu bemächtigen[1]). Die Belagerung Dulcignos dauerte 62 Tage.

Die Russen rückten bis San Stefano, im Angesicht von Konstantinopel, vor. Da aber legten sich die englische Politik und die englische Flotte ins Mittel und zwangen den Zaren, von einer Besetzung Konstantinopels abzusehen.

Am 3. März 1878 ward der Präliminarfriede zu San Stefano abgeschlossen. Er erweiterte die Grenzen Serbiens und Montenegros und schuf ein neues Fürstentum Bulgarien, das von der Donau bis Monastir, an den Pindos und bis an das Ägäische Meer reichen sollte. Diese Bestimmung wurde aber durch den Berliner Kongreß umgestürzt. Durch diesen erlangten Rumänien, Serbien und Montenegro volle Souveränität. Rumänien trat seinen Anteil an Bessarabien mit etwa einer Million Rumänen an Rußland ab und erhielt dafür die Dobrudscha. Serbien wurde durch Nisch, Pirot und sonst vergrößert. Auch Montenegro wurde eine umfangreiche Erweiterung zugebilligt; vor allem erlangte es, freilich erst durch eine neue Aktion, den Zugang zum Meere (1878 Antivari und November 1880 Dulcigno). Das der Türkei nur noch nominell tributpflichtige Fürstentum Bulgarien umfaßte das Land zwischen Balkan und Donau und das Gebiet um Sofia. Ostrumelien verblieb der Türkei, sollte indes eine selbständige Provinz unter einem christlichen Generalgouverneur bilden. Rußland erlangte 300 Millionen Rubel Kriegskostenentschädigung und Gebietsteile in Asien. Österreich erhielt das Recht, Bosnien und die Herzegowina dauernd und außerdem vorläufig Plevlje, Priboj und Prjepolje im Sandschak (Regierungsbezirk) Novibazar zu besetzen.

Der Feldzug war gerade keine allzu glänzende Ruhmestat der Russen. Nur die Hilfe der Rumänen und die Uneinigkeit der Türken ermöglichten es ihnen überhaupt, schließlich die Oberhand zu gewinnen. Jedenfalls stand nach russischem Ge-

[1]) Vgl. zu dem Kriege das „Handbuch für Heer und Flotte", Bd. XI.

fühle das Erlangte nicht entfernt im Verhältnis zu den ungeheuren Opfern an Blut und Gut. Der ganze Krieg kostete den Russen vier Milliarden Mark. Sie räumten den Ostbalkan in der zweiten Hälfte des Jahres 1879.

Schon in den Zeiten Prinz Eugens waren mehrmals österreichische Truppen bis zu den von Serben bewohnten Wilajeten Mostar und Sarajewo vorgedrungen. Der Berliner Kongreß hatte den Habsburgern, wenn auch nicht endgültig, Bosnien und die Herzegowina ausgeliefert. Anfangs schien es nun, als ob sich die Besitznahme friedlich vollziehen werde. Bald jedoch trat die serbische Bevölkerung, unterstützt von einzelnen regulären türkischen Truppenkörpern, den Österreichern mit bewaffneter Hand entgegen. Daher marschierten Ende Juli 1878 unter dem Befehl des Feldzeugmeisters Freiherrn Philippowitsch fünfundsiebzigtausend Mann auf: an der Save, bei Kostajniza, bei Samaz und in Dalmatien, das überdies zehntausend Mann Besatzungstruppen hatte.

Das Gros des 13. Korps überschritt am 29. Juli 1878 die Save bei Brod und rückte staffelweise im Bosnatale vor. Der Überfall einer österreichischen Schwadron bei Maglaj entflammte den Widerstand der Bevölkerung zu heller Glut. Am 7. August erlitten sieben- bis achttausend Aufständische bei Zepze eine empfindliche Niederlage. Die Hauptkolonne erreichte am 13. August Zeniza-Vitez, wo sie sich mit der 7. Division vereinigte. Diese war am 30. Juli nach Banjaluka gelangt und zersprengte am 7. August bei Jajze etwa sechstausend Aufständische, darunter auch reguläre türkische Truppen. Banjaluka wurde von Empörern aus der Krajina angegriffen, die vom 14. bis 17. niedergeworfen wurden. Andere Gefechte fanden bei Gracaniza, bei Han Pirkovaz und bei Dolnja Tuzla, dem Herd des Aufstandes, statt. Eine österreichische Nebenabteilung unter dem Befehl des Grafen Szapary wurde zeitweilig durch die Überlegenheit des Gegners zum Rückzug bewogen und erreichte am 15. Doboj, wo sie in einer Reihe hartnäckiger Gefechte die rückwärtige Verbindung der Hauptkolonne mit der Save deckte.

Die Hauptkolonne war indessen gegen Sarajewo vorgerückt, warf die Empörer bei Kakanj, Kolotiz, Han Bjelalovaz und Visoko und besetzte am Nachmittag des 19. August nach heftigem Kampfe Sarajewo. Ende August wurde eine zweite Armee in einer Stärke von achtundsechzigtausendfünfhundert Mann aufgestellt. Im ganzen waren nun unter Philippowitsch etwa hundertfünfundvierzigtausend Mann. Österreich hat also nicht „la politique des petits paquets“ befolgt, die verhängnisvolle und kostspielige Zauderpolitik, die so oft andere Großmächte bei Kolonialkriegen in Nachteil selbst gegen ganz schwache Gegner gebracht hat. Es trat gleich mit überwältigender Macht auf, um möglichst wenige Verlegenheiten und Rückschläge betrauern zu müssen. Mitte September war der Aufmarsch beendet, und Graf Szapary ergriff die Offensive aus Doboj, während Freiherr v. Bienerth nach der Einnahme von Nova-Brzka die Aufrührer von der Majeviza-Planina vertrieb und am 22. September das oben genannte Dolnja Tuzla besetzte. Nach der Einnahme von Zvornik wurde am 29. die Verbindung mit Sarajewo hergestellt.

Generalmajor Zach hatte aus Dalmatien einen Angriff auf Bihaz unternommen, dessen er sich erst nach einem Fehlschlage bemächtigte. Anfang Oktober war auch der nordwestliche Teil des Krajina unterworfen. Inzwischen begannen die gegen Südosten zurückgegangenen, durch Zuzüge von Rassegenossen aus dem Sandschak Novibazar verstärkten Aufrührer, Sarajewo zu bedrohen, worauf Feldmarschalleutnant v. Tegethoff den Befehl erhielt, gegen Mokro vorzurücken. Er warf im Gefecht bei Hanna Romanja gegen tausend Empörer zurück. Im Treffen bei Senkiviz—Bandin—Odzak am 21. September ward das Gros der Aufständischen (siebentausend Mann) zersprengt. Am 4. Oktober wurde die alte Königstadt Vischegrad und Gorazda besetzt.

Freiherr v. Jovanowitsch, mit der Besetzung der Herzegowina betraut, überschritt am 1. August die dalmatinische Grenze, warf am 4. bei Zitluk sechshundert Aufständische über den



Bosnier in Nationaltracht.



Der Verräter. (Ein Drama aus den Kämpfen albanischer Berghorden mit den Türken.)
Gemälde des serbischen Historienmalers Professor Jowanowitsch.



Vom Kampfe gegen die Albaner siegreich heimkehrende Montenegriner.
Gemälde des serbischen Historienmalers Professor Jowanowitsch.

Haufen und besetzte Mostar am 5. August. Am 21. August entsetzte er dann Stolaz und warf den Gegner auf Bilek zurück. Im September nahmen die Österreicher Trebinje, Bilek und die Felsenfestung Klobuk. Damit war nach zwei Monaten die Einnahme der Herzegowina beendet.

Das Gebiet von Spizza ward im Mai 1879 ohne Kampf besetzt; desgleichen im September desselben Jahres Priboj, Plevlje und Prjepolje im nördlichen Teile von Novibazar. Die Gesamtzahl der Aufständischen ward auf neunundsiebzigtausend geschätzt, dazu stießen noch dreizehntausendachthundert Mann reguläre türkische Truppen und fünfundsiebzig Geschütze[1]).

Im Jahre 1882 kam es zu einem kurzlebigen Aufstande. Seitdem ist Friede in den beiden Reichslanden; Deutsch wurde in ihnen die Amts- und Verkehrssprache, aber von Baron Callay an waren die Statthalter ausnahmslos Ungarn. Man erinnere sich, daß schon zur Zeit Ludwigs des Großen Vischegrad ungarische Residenz war[2]). Erst der gegenwärtige Statthalter Bilinski ist kein Ungar, sondern Pole.

Montenegro wurde durch Europa unterstützt, aber die Albaner warfen sich ihm entgegen. Sie mußten es leiden, daß rein albanische Gebietsteile bei Antivari und südwärts dem Vladika anheimfielen, sie verhinderten jedoch, daß Gusinje und Nachbarschaft dem Wunsche Europas gemäß montenegrinisch wurde. Der Verfasser selbst hat den Hoti gekannt, Morasch Luzi — er heißt der „Bismarck der Malisoren" —, der den Widerstand entfachte. Hoffentlich lebt er noch. Eine albanische Liga bildete sich — die erste greifbare Spur eines bewußten albanischen Nationalismus.

Die Pforte war zuerst für die Albaner, bis sie durch eine internationale Flottendemonstration vor Dulcigno zum Nachgeben gezwungen wurde. Die Türken hatten nun die unangenehme Aufgabe, ihre eigenen tapferen und getreuen Untertanen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie drangen unter Derwisch Pascha bis zur Mirdita vor.

---

[1]) Handbuch für Heer und Flotte, Bd. XI.

[2]) Vgl. S. 61.

Schon im Jahre 1877 dachte Crispi an eine italienische Oberhoheit über Albanien. Crispi selbst war albanischen Geblütes und war stolz darauf. Es scheint, daß er sogar mit Bismarck von seinen Absichten gesprochen habe. Er faßte die Angliederung Albaniens als eine gerechte Entschädigung gegenüber der österreichischen Besetzung Bosniens auf. Der damalige italienische Konsul in Skutari, der gewandte Verio, förderte diese Absichten. Die Italiener waren damals in Albanien recht populär. Die Franziskaner waren fast lauter Italiener. Man schickte aus Rom einen gewissen Pietro Chiara, der ebenfalls albanischen Ursprunges war, einen jungen beherzten Mann. Nun starb König Viktor Emanuel II. Allein auch sein Nachfolger Humbert nahm mit Begeisterung den Gedanken auf, Mehrer des Königreiches zu werden. Man stellte schon ein Expeditionsheer von sechsundvierzigtausend Mann in Bari zusammen. Aber die Ministerkrisis von 1878 warf den ganzen Plan um, und Albanien wurde aufgegeben. Nun entstand der albanische Volksverein. Zum ersten Male in der ganzen Geschichte des Landes verbündete sich der Süden Albaniens mit dem Norden. Zu Korigliano in Kalabrien fand eine Zusammenkunft der Führer statt. Der italienische Minister Depretis arbeitete den Angliederungsbestrebungen entgegen, stimmte dagegen den Plänen Griechenlands zu und wurde daher von Crispi hart angegriffen. Inzwischen waren die Griechen auf die Umtriebe des Konsuls Verio aufmerksam geworden. Nicht minder der Wali von Janina. Er ermahnte die albanischen Führer, die sich auf den Ruf von Muktar Pascha hin in Prevesa versammelt hatten, ein Vertrauensvotum an die Pforte zu richten. Nun mischten sich auch die Engländer ein, namentlich der Gesandte Paget[1]). Es wird behauptet, daß schon im Jahre 1878 die Albaner eine Bittschrift an Bismarck richteten, um eine Autonomie zu fordern, daß aber der Kanzler die Schrift gar nicht gelesen habe.

[1]) Sein Sohn war 1912 Gesandter in Belgrad.

Genug, durch Derwisch Pascha wurde der Widerstand der Skipetaren gebrochen. Darauf wurden einige Führer interniert, so Bib Doda, der Fürst der Mirditen, gewöhnlich Prenk Pascha genannt. Manche wurden verbannt, wie der Fürstabt von Oroschi, Monsignore Dotschi. Noch andere flüchteten, ehe sie von den Türken ereilt wurden. So Ismail Kemal Bei, der vorher Mutessarrif von Beirut und Wali von Tripolis gewesen war. Die Flüchtlinge gingen nach Paris und London, nach Athen, Sofia und Brüssel; einige sogar nach Amerika, wo namentlich Boston ihr Sammelpunkt wurde. Manche von ihnen gründeten Zeitungen, das Programm war die Autonomie Albaniens. Vielfach verkehrten diese Flüchtlinge mit den Jungtürken im Auslande und rissen sogar mitunter die Leitung des jungtürkischen Komitees an sich. Die Zeitungen wurden gelegentlich von auswärtigen Mächten unterstützt. So namentlich eine, die in Ofen-Pest herauskam; sie wurde von dem bekannten Balkanwühler Hitrowo unterstützt. Hitrowo war damals russischer Generalkonsul in Pest; später wurde er Gesandter in Sofia und starb als Botschafter in Tokio.

Den rein politischen Bestrebungen gingen kulturelle zur Seite. Schon 1878 wurde die katholisch-orthodoxe Gesellschaft gegründet. Der Name weist schon darauf hin, daß es sich um eine Verständigung von Nord und Süd handelte. Sami und Naim Bei, Frasheri Vassa Pascha, Vretua, Toptein Bei und Ferid Bei, der spätere Großwesir, dann Minister des Innern, gehörten der Gesellschaft an. Das Jahr darauf erschien in Konstantinopel eine albanische Zeitschrift, „Ndrita (Licht)". Griechische Feindschaft bewirkte jedoch, daß die Zeitung bald wieder einging. Sie übersiedelte nach Bukarest und später nach Triest, wo sie sich zu einem angesehenen Blatte entwickelt hat. Überhaupt fanden die nationalen Bestrebungen nur im Auslande ein Asyl. Der südalbanische Verein Dituria (von dija, Wissenschaft) für Verbreitung von Büchern tat sich in Wien auf. Reschid Bei gründete „L'Albanie" in Brüssel. Am erfolgreichsten aber wurde das „Komitee für die Freiheit Albaniens", das der

kaiserlich ottomanische Gymnasialprofessor Bajo Topuli 1905 ins Leben rief. Sein Helfer war der Dichter L. Gramelo. Das Komitee hat in zehn Monaten zwanzigtausend Bücher (die alle verboten waren) verbreitet.

Fast eben so schwierig wie die Lösung der montenegrinischen Frage war die der griechischen Grenzfrage, doch wurden dabei wenigstens kriegerische Konflikte vermieden. Anfangs verhandelten die Türkei und Griechenland direkt und allein. Im Februar 1879 schlug die Pforte eine Grenzlinie vor, die der Idee des Berliner Protokolls keineswegs entsprach, sondern nur eine ganz unbedeutende Hinaufschiebung der griechischen Grenze bedeutete und der Türkei Hafenplätze an den beiden Golfen von Arta und von Volo sicherte. In der Tat hatte die Türkei kaum eine andere gangbare Verbindung nach Südalbanien als über Prevesa (am Golf von Arta) und über Volo. Die Albaner erklärten, sowohl Janina als auch Arta und Prevesa mit ihrem Blute verteidigen zu wollen. Die griechische Regierung rief mit ihrer Note vom 9. März 1879 die Intervention der Großmächte an, da die direkten Verhandlungen abgebrochen waren.

Es war nun in erster Linie Frankreich, das sich der griechischen Interessen annahm und ein gemeinsames Vorgehen der Großmächte vorschlug. Dieser Antrag wurde angenommen, aber die Pforte wollte nicht zulassen, daß sich die Kommission auf dem strittigen Gebiet betätige, da Aufregungen der Bevölkerung befürchtet wurden. Darauf einigten sich die Signatarmächte auf die Einberufung einer Botschafterkonferenz, die im Juni 1880 in Berlin zusammentrat. Die Pforte erklärte, daß sie auf Janina, Metzovon und Larissa nicht verzichten könne. Griechenland rüstete darauf, aber auch die Türkei war vorbereitet, und schließlich hat sie damals sowohl Janina als auch Metzovon behalten. Einige Mächte schlugen jetzt Kreta als Entschädigung für Südepirus vor; vergebens. Immerhin verlor die Türkei durch diesen Nachtrag zum Berliner Kongreß Thessalien, ein Gebiet von 13400 Quadratkilometern mit beinahe drei-

hunderttausend Einwohnern. So hatte Griechenland, das überhaupt bei dem großen Kriege gar nicht mitgefochten hatte, einen fetten Brocken eingeheimst.

Rumänien erklärte sich 1881, Serbien 1882 zum Königreich. König Milan eröffnete in Belgrad eine bunte Finanz- und Günstlingswirtschaft, die schließlich dahin führte, daß nur noch ein Schlachtensieg ihm Rettung zu verheißen schien. Inzwischen dachte die Türkei an die Neugestaltung ihres Heeres. Sie berief Deutsche. Es kamen Goltz, Imhoff, Kamphövener, Drygalski, Kähler und später Rüdgisch; dazu die Ärzte Horn und Düring. Auch ward die kurdische Hamidieh-Miliz begründet.

Im Jahre 1885 erwarb Alexander von Battenberg, Bulgariens erwählter Fürst, Rumelien mit Philippopel für sein Land und schlug die Serben, die ihm die Vergrößerung nicht gönnten, bei Slivnitza. Trotz seiner Erfolge wich Alexander von dem bulgarischen Thron, den seit 1887 Ferdinand von Koburg-Kohary einnimmt. Nun kam eine Zeit der Ruhe für den Balkan, die — von örtlichen Unruhen und serbischen Putschen abgesehen — neun Jahre lang währte. Der Sultan fand sogar die Muße, 1889 ein Kriegschiff mit einer Freundschaftsbotschaft an den Mikado nach Japan abzusenden. Bahnbauten wurden gefördert. Der deutsche Kaiser stattete seinen ersten Besuch ab. Die Erschütterungen begannen erst wieder 1896, als die Armenier und die Kreter unruhig wurden. Als die Banque Ottomane von armenischen Bomben zu leiden hatte und andere Attentate drohten, wurden sechs- bis achttausend Armenier in Konstantinopel getötet. Da nun die Armenier, von denen viele Führer im amerikanischen Roberts-Kollege am Bosporus westliche Gedanken aufnahmen, einen ziemlichen Einfluß auf die Presse Europas und Amerikas haben, so wurde die Stimmung der ganzen Welt gegen die Türkei erregt. Die amerikanische Regierung in Washington sandte den Kretern sogar eine Sympathiekundgebung. Salisbury erklärte, daß England bei seiner bisherigen Türkenfreundschaft auf das falsche Pferd gewettet habe. Die Griechen glaubten daher ihre Zeit gekommen und schlugen los.

Am 15. Februar 1897 landeten griechische Truppen unter Oberst Vassos auf Kreta. Unruhen in Epirus kamen dazu. So brach Anfang April der Krieg mit Hellas aus. Auf türkischer Seite hatte Edhem Pascha[1]) in Thessalien einundsechzigtausend Mann und hundertsechsundfünfzig Geschütze und Achmed Hifzi zwei Divisionen im Epirus. Edhem gegenüber stand der Kronprinz Konstantin mit zweiundvierzigtausend Mann und sechsundneunzig Geschützen, im Epirus operierte Manos, der anfangs Erfolge errang, mit dreiundzwanzigtausend Mann. Die Griechen verloren die Schlacht von Pharsalos am 5. Mai und von Domokos, ganz in der Nähe, am 17. Mai. Schon am 20. wurde Waffenstillstand geschlossen, dem der Friede erst am 4. Dezember folgte. Griechenland zahlte achtzig Millionen Mark, behielt aber Thessalien.

Der deutsche Kaiser stattete 1898 seinen zweiten Besuch in Konstantinopel ab, um darauf Syrien zu bereisen. Der deutsche Einfluß wuchs in der Türkei. Ein großherrliches Irade für die Bagdadbahn wurde erlassen. Vorher aber noch für die Hedschasbahn. Abermals schien Friede und Freude und wirtschaftliches Gedeihen dem Balkan zu blühen, allein die Pause dauerte nur kurz. Im Jahre 1903 wurden die Bulgaren aufsässig, König Alexander von Serbien fiel durch Mörderhand, die Albaner machten einen Aufstand, und Österreich vereinbarte mit Rußland zu Mürzsteg eine Aufteilung des türkischen Balkans in einen westlichen und östlichen Einflußkreis. Seitdem haben die Erschütterungen auf dem Balkan nicht aufgehört. Die nationalistische Propaganda, die mit Banden und Bomben agitierte, setzte ein.

Die Palastwirtschaft in Konstantinopel.

Sultan Abdul Hamid II. war zuerst auf seiten der Reformer. Auch er hegte Hoffnungen und Bestrebungen, wie sie Thronfolgern in ihrer Kronprinzenzeit und in der ersten Epoche

---

[1]) Vgl. S. 99.

nach dem Regierungsantritt eigen sind. Allein schon der Kampf um den Thron brachte ihn in Gegensatz zu den Neuerern, die dem jungen Murad die Krone übertragen hatten. Murad wurde gefangen gesetzt und kurzerhand für geisteskrank erklärt. Er wußte sich, nachdem die strenge Haft gemildert war, auf seine Art zu trösten, wie die vielen Scherben von Sektflaschen bewiesen, die man nicht selten vor den Fenstern seines Palastes am Bosporus fand. Abdul Hamid segelte derweil im liberalen Fahrwasser. Er verlieh seinem Volke eine Verfassung und ließ, von Midhat Pascha beraten, im Frühling 1877 das erste Parlament eröffnen. In Deutschland jubelten viele der fortschrittlichen Türkei zu; aber mit dem ausgezeichneten historischen Sinn, der ihn befähigte, von der Vergangenheit auch auf die Gegenwart zu schließen, erklärte Treitschke dieses Parlament sofort nach seinem Zusammentritt für eine Posse. Das Parlament verblich denn auch nach nur kurzem Dasein eines sanften Todes; Midhat entfloh und wurde später nach Taif verbannt. Was den Sultan am meisten bei dem Parlament empört hatte, war, daß er nicht mehr nach freiem Willen über die Staatsgelder verfügen sollte. Er wünschte da keine Einmischung, keine Finanzkommission; mit der Dette publique freilich, der Bevormundung durch die Westmächte, mußte er sich wohl oder übel abfinden.

Diese Bevormundung war auch äußerst notwendig. Denn so gut sich auch die Osmanen in bezug auf das Landheer und das Verkehrswesen sonst dem Westen angenähert haben, so wenig haben sie es verstanden, westliche Finanzpolitik einzuführen. Mit Geld haben die einstigen Söhne der Steppe niemals umzugehen gewußt. Gewaltige Summen flossen stets in die Taschen der Günstlinge und Eunuchen, flossen dem Geheimdienst und dem Spionagewesen zu. Auch sonst durfte man nicht erwarten, daß der Übergang der Türkei zu einem Ordnungsstaat so ohne weiteres erfolgte. Und ferner: die Türkei ist und bleibt doch nun einmal ein mohammedanischer Staat. Die Methoden des Orients sind aber nicht die des Okzidents. Das

schlimmste an der alten Türkei aber war das Spionagesystem, das allerdings direkt auf das krankhaft gereizte Mißtrauen Abdul Hamids zurückging. Auch die Zensur, die in Konstantinopel und an den Grenzen ausgeübt wurde und unter der Einheimische wie Fremde sehr zu leiden hatten, war ganz ohne Sinn und Verstand.

Dieser Argwohn Abdul Hamids zeigte sich auch in seiner äußeren Politik. Man kann nicht sagen, daß er sich jemals einem einzigen Freunde ganz allein in die Arme geworfen hätte. Im Anfang seiner Regierung versuchte er es mit England, das seit dem Ausgang des Freiheitskrieges der Hellenen stets für die Türkei eingetreten war. Dann näherte er sich den Deutschen, hierauf den Russen. Seit Kaiser Wilhelm II. dem Padischah seine Besuche machte, war Deutschland wieder hoch. Trotzdem setzten Rußland, England und Frankreich von Zeit zu Zeit ebenfalls wichtige Konzessionen durch.

Nun erwärmte sich Abdul Hamid für den Panislamismus. Dadurch stiegen sein Ansehen und sein Einfluß in der islamischen Welt ganz außerordentlich. Es liefen mehr Fäden in Jildis-Kiosk zusammen, als im Serail des Emirs von Mekka. Und Abdul Hamid hat es lange Zeit hindurch verstanden, diese Fäden erfolgreich untereinander zu verweben.

Die Länge der Regierungszeit bei Abdul Hamid ist der der längst regierenden Sultane an die Seite zu stellen: nur Mohammed II., Bajazid II., Suleiman der Prächtige, Mohammed IV. und Mahmud II., die alle dreißig Jahre und länger den Thron behaupteten, kamen ihm gleich.

Das pathologische Mißtrauen des Sultans erzeugte einen ausgedehnten Spionagedienst, dem seine Vertrauten, Fehmi und Izzet, vorstanden.

Schwer lastete die Zensur auf der Presse. Von vornherein durften die Zeitungen unruhige Länder, als da waren Ägypten, Tripolis, Kreta, Yemen und Bulgarien gar nicht einmal erwähnen. Am mißliebigsten war Armenien, und noch mancher Reisende wird sich erinnern, daß ihm in seinem Bädeker oder

einer Karte bei dem Eintritt in das Osmanische Reich Armenien mit Zensurschwärze überzogen wurde. Von Sozialisten und Anarchisten durfte kein Wort gesagt werden. Bombe und Dynamit waren verpönte Ausdrücke, sogar die Eisbombe. Attentate wurden regelmäßig umschrieben; laut der türkischen Tagesgeschichte ist der ermordete französische Präsident Sadi Carnot an einer Krankheit gestorben, Großfürst Sergius erlitt einen Unfall und König Humbert verunglückte bei einem Ausfluge. Selbst fremde Zeitungen konnten suspendiert werden. So geschah es dem Herausgeber eines englisch-französischen Blattes. Er hatte die Kühnheit, in einem Artikel den Ausspruch zu tun, das Blut der Familie Osman sei ungefähr ebenso rein, wie die in den Straßen von Pera verkaufte Milch. Die sofortige Suspension des Blattes wurde vom Sultan hierauf verfügt. Ebenso verlangte die Pforte die Ausweisung des Herausgebers, eines Engländers. Dieser aber suchte Zuflucht im Sommerpalais der englischen Botschaft in Therapia, wo ihm Lord Dufferin, der damalige Botschafter, Wochen hindurch gastliche Aufnahme gewährte. Abdul Hamid sah bald ein, daß auf dem eingeschlagenen Wege dem unbotmäßigen Redakteur nicht beizukommen war. Er drehte den Spieß um, gestattete das Wiedererscheinen des Blattes und subventionierte es mit jährlich tausend Pfund. Über zwanzig Jahre hat der Mann, der den erwähnten Vergleich gewagt hatte, noch bis zu seinem Tode sich des kaiserlichen Bakschischs erfreut. Das ist nur einer von zahlreichen ähnlichen Fällen [1]).

Die Kurden spielten unter Abdul Hamid eine unverhältnismäßig große Rolle. Sie empfahlen sich dem Großherrn durch ihre eifrige Bekämpfung der Armenier sowohl in Kurdistan, als auch in Konstantinopel und haben sich dann in der Haupt-

[1]) Frankfurter Zeitung, 14. November 1908. Auch für die folgende Darstellung wurden viele Ausschnitte dieser Zeitung benutzt. Ich möchte hier meinen Dank Prof. Östreich-Ütrecht aussprechen, der eine sorgfältige Sammlung solcher Ausschnitte mir mit seltener Uneigennützigkeit zur Verfügung stellte.

stadt seit 1896, seit dem großen Armeniergemetzel, stark vermehrt, bis sie ungefähr die Ziffer hunderttausend erreichten. Abdul Hamid gedachte sich der Kurden, eines indogermanischen aber moslemischen Volkes, genau in derselben Art zu bedienen, wie er bisher die ebenfalls indogermanischen und zur größeren Hälfte mohammedanischen Albaner vor den osmanischen Staatswagen gespannt hatte. Als die geistigen Führer der Kurden galten zwei Brüder: Abdul Rezak Bey, Vizeoberzeremonienmeister des Sultans, und Schamil, Divisionär im asiatischen Skutari, das ja der Hauptstadt gerade gegenüber liegt. Die Brüder gehörten zu dem Clan Bedr-Kan. Abdul Rezak war mit einer Wiener Zahnärztin, Frau Hornik, verheiratet und dann geschieden. Die Kurden gebärdeten sich äußerst übermütig und scheuten selbst vor Mordtaten nicht zurück, wenn es sich um persönliche Gegner handelte; sie pochten eben auf die Gunst des Sultans und glaubten, sich so alles herausnehmen zu dürfen. Einen türkischen Arzt mit Marschallsrang ließen sie durch ihre Bravi — so könnte man etwa ihre Helfershelfer bezeichnen — durchprügeln, ohne daß eine Ahndung erfolgte. Eine Zeitlang fühlten sich die Kurden nahezu als die Herren Skutaris und Konstantinopels. Nun flüchtete eine verheiratete Tochter Redwan Paschas mit einem tscherkessischen Major. Bei Brussa wurde das Paar entdeckt. Der Entführer wurde nach Erzerum verbannt. Der sann auf Rache. Es scheint, daß er die kurdischen Würdenträger gegen Redwan aufstachelte. Von fünf Kurden wurde dieser ermordet. Das Maß der Günstlinge war jetzt voll. Schamil Pascha wurde unter seiner eigenen Mannschaft in der Kaserne Sultan Selim durch die albanische Leibgarde und den Adjutanten Mehemed Tscherkes gefangen genommen; sein Bruder wurde verhaftet, während er beim Oberzeremonienmeister Ibrahim weilte. Der Sultan beschloß, mit dem Einfluß der Kurden überhaupt aufzuräumen. Hundertfünfzig Kurden der unteren Klassen wurden ausgewiesen. Zwei kurdische Obersten wurden versetzt und fünfzehn Mitglieder der Sippe Bedr-Kan nach Arabien und Tri-

polis verbannt. Die Mörder aber wurden zum Tode verurteilt. Vizeoberzeremonienmeister wurde ein Albaner, Haireddin Bey, der bei dem Großwesir Ferid, seinem Landsmanne, Dragoman gewesen war. Abdul Rezak blieb inzwischen so anmaßend wie zuvor. Er äußerte, er bedaure lediglich, nicht selbst dem Redwan die tödliche Kugel gesandt zu haben, und biß dem Oberstaatsanwalt bei der Verlesung der Anklage ein Ohr ab. Er wurde nebst seinem Bruder nach Bengasi geschafft, aber dort irgendwie ermordet.

Viele Günstlinge des Sultans bereicherten sich maßlos. Den Marineministern Hassan und Rahmi, die das Geld für die Schiffe einsteckten oder zwar die Schiffe bestellten, aber die Montierung vergaßen, und dem syrischen Levantiner Nedjib Melhame wurden je dreißig Millionen Mark unerlaubten Gewinnes nachgerechnet. Der Levantiner, der mit einheimischen Kapitalisten und auswärtigen Bankiers und Konzessionären viel arbeitete, wurde 1906 unter außerordentlichem Pomp zum Wesir ernannt. Sein Schwager, Selim Raahad, leistete dem Sultan Spionendienste; auch Melhame schwindelte dem Sultan mehrere Komplotte vor. Noch zwei andere Mitglieder der ausgebreiteten Sippe stiegen zu Einfluß und Würden empor. Selim wurde Minister der Minen und Forsten, Nedjib Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; beide hatten dadurch bedeutenden Einfluß auf die Vergebung von Konzessionen.

Viele Söhne hervorragender Staatsbeamten, die sich selbst zu einem hohen Posten berufen fühlten, gingen freiwillig oder gezwungen ins Ausland. So vor allem der Sohn von Midhat Pascha, der sich, wie der General Scherif Pascha, der französischen Bildung und französischen Umstürzlern in die Arme warf. Mit dem Anfange des Jahrhunderts mehrten sich die Fälle von freiwilliger Verbannung; Ahmed Rifaat, der zweite Sohn des verstorbenen Großwesirs Halil Rifaat, ferner Offiziere und Prinzen verließen heimlich die Türkei.

An Stelle des genannten Fehmi wurde Izzet der Ver=

traute des Sultans. Und neben ihm die Wesire Tachsin Bey und Hadschi Ali Bey. Der Rang des Wesir entspricht dem militärischen des Muschir (Marschall oder Pascha mit drei Roßschweifen). Früher gehörten diese Ernennungen zu den größten Seltenheiten. Übrigens kostet die Ausfertigung des Menschur oder kaiserlichen Bestallungsbriefes dem Beförderten fünfhundert Pfund (neuntausend Mark), und außerdem darf der Generaladjutant, der den Brief überbringt, von Amts wegen dreihundert Pfund Bakschisch verlangen. Nun schossen die Wesire wie Pilze aus dem Boden hervor. Nicht ohne Reiz war, daß Tachsin, Izzet und Hadschi Ali sich gegenseitig feindlich gesinnt waren. Der Sultan wollte sie offenbar gegeneinander ausspielen und womöglich gegenseitig ausspionieren.

So mißtrauisch war der Sultan gegen seine eigenen Minister, daß er ihnen verbot, über Ortschaften, die in der Mitte des Bosporus gelegen sind, nach dem Schwarzen Meere zu hinauszugehen. Bei der ungemein ausgedehnten Küste der Türkei ist es ja für Beamte, die in Ungnade gefallen, oder die sich in Gefahr wähnen, nicht allzu schwer, sich auf ein fremdes Schiff zu flüchten. Dergestalt ist einmal Said Pascha in Smyrna auf ein englisches Schiff gegangen und hat sich so der ihm drohenden Strafe entzogen. Als er später zurückgekehrt und sogar Großwesir geworden war, besuchte er einmal seine schwerkranke Tochter, die jenseits der verpönten Zone, in Jeniköj, wohnte. Darüber herrschte große Aufregung im Jildis, wo man glaubte, „der kleine Said werde seinen Streich von Smyrna wiederholen".

Einen großen Raum nimmt in der Palastgeschichte der Zwist Abdul Hamids mit seinem Schwager Damad Mahmud Pascha ein, der mit seinen Söhnen nach dem Abendlande entfloh und eine Zeitlang in Genf weilte. Europa hat damals einstimmig für die Prinzen Partei genommen; der verstorbene Herr v. Richthofen, der als türkischer Generalkonsul mehrfach mit dem Prinzen und seinen Söhnen zu tun hatte, versicherte mir,

daß sie sämtlich dieser Teilnahme nicht wert waren. Einer der Söhne, Sabah Eddin, hat später im Parlamente eine beträchtliche Rolle gespielt. Ende 1902 wurde die prinzliche Familie begnadigt. Die kaiserliche Kabinettskanzlei drahtete dem Schwager des Herrschers: „Ihre gegen den Sultan und das Vaterland begangenen Vergehen sind riesengroß. Größer nur ist die kaiserliche Gnade, welche Ihnen dieselben vergibt.“ Für seine Rückkehr erhielt damals Mahmud an die sechsundvierzigtausend Mark. Überhaupt hat sich Abdul Hamid in Geldsachen, namentlich auch gegen reuige Übeltäter, immer ganz besonders großmütig gezeigt. Die Summen, die er den verlottertsten Jungtürken im Auslande zuschickte, gingen ins Fabelhafte, und immer wieder hat der Herrscher räudige Schafe, die noch so oft sein Vertrauen getäuscht, in seine Gunst wieder aufgenommen. Er kannte wohl seine Leute, und die Erfahrung gab ihm recht. Denn so manche der giftigsten Zungen, wie der haltlose Murad Bey, wurden durch das Gold besänftigt und sprachen dann ebenso begeistert für den Sultan, wie sie vorher gegen ihn gegeifert hatten. Murad Bey wurde später gehängt.

Obwohl Abdul Hamid vor den Großmächten eine nicht geringe Furcht besaß und sich sehr in acht nahm, ihnen nicht vor den Kopf zu stoßen, ließ er sich doch häufig von seinen Günstlingen im Geheimdienste mehr leiten, als von dem Rate der Botschafter. So hat er gegen die Bemühungen des damaligen deutschen Gesandten Marschall v. Bieberstein den Marschall Fuad verbannt. Der Sultan hat sogar einen Attaché in Berlin, Oberst Hamdi Bey, zurückberufen und nach Armenien verbannt. „Auf der Meerfahrt nach Trapezunt,“ so sagte der amtliche Bericht, „suchte und fand der Oberst den Tod in den Wellen.“ Hamdi Bey tauchte aber 1908 wieder auf und wurde zum General befördert. Dagegen ist es auf deutschen Rat hin geschehen, daß endlich der unheilvolle Fehmi, das Haupt des Geheimdienstes, entfernt wurde.

Die Verwestlichung der Türkei, die schon seit Mahmud dem Reformer und stärker seit dem Krimkriege begonnen hatte,

nahm nun ihren Fortgang. Sie wurde durch das Wachstum von Schiffahrtslinien und den Bau von Eisenbahnen begünstigt. Gewöhnlich wird gerade der Bahnbau als ein Zeichen von Blüte und Erstarkung aufgefaßt. Das stimmt aber nicht bei den Ländern des Orients. Dort bedeuten sie lediglich eine friedliche Durchdringung des Staates durch abendländisches Kapital. Der bisher unabhängige Staat gerät so allmählich in eine Vormundschaft, die bei der Türkei ohnehin schon durch die internationale Verwaltung der öffentlichen Schuld eingerissen war. Gerade Abdul Hamid war jedoch einer der eifrigsten Förderer westlicher Kapitalinteressen. Er wehrte sich ebenso ängstlich gegen das Hereinwehen abendländischer Gedanken, wie sich ein Erkälteter vor dem Luftzug hütet; dagegen ließ der Padischah unbedenklich alle westlichen Unternehmungen zu, von denen er materiellen Vorteil für sein Reich und seine Zivilliste erhoffte. Freilich mit einer Einschränkung. Abgesehen von Lokomotiven, wollte er keine Maschinen ins Land lassen; gesetzlich war die Einführung einer jeden Maschine, selbst eines harmlosen Phonographen, verboten. Wer jedoch einen Schienenstrang durch Anatolien oder Syrien ziehen, wer die dem Großherrn gehörigen Minen besser ausbeuten, wer seine Forsten und Fischereien zu höherem Ertrage bringen wollte, der war willkommen. Das Beispiel des Padischah wurde dann begreiflicherweise von seiner Umgebung nachgeahmt. Sich zu bereichern, wurde die Losung. Höflinge und Günstlinge, meist Armenier, Syrer und Levantiner, entschieden über Forst-, Minen- und Verkehrskonzessionen, wofür sie beträchtliche Bestechungsgelder einsteckten; oder sie erlangten für sich selbst wertvolle Rechte, die sie dann meist an Ausländer weiterverkauften. Ein Sohn des letzten Scheich ul Islam des alten Regimes, Mukhtar Bey, erlangte die Konzession zur elektrischen Beleuchtung von Aleppo, die einen Wert von sechzigtausend Pfund (über eine Million Mark) hatte.

Wie eine große Spinne saß Abdul Hamid in seinem Jildis, regierte fast allein sein weites Reich und heimste die Zechinen ein. Bewundernswert war, daß er, der nie Konstantinopel ver-

ließ, dennoch einen so weiten Blick in allen Dingen bewies, besonders in der auswärtigen Politik. Selbst ostasiatische Vorgänge fesselten sein Interesse.

Die Ereignisse in Ostasien hatten ihren Widerhall auf dem Balkan. Ist doch der Sultan der Obherr aller Gläubigen, mit Ausnahme der persischen Schiiten und der Marokkaner, also beiläufig einer Viertelmilliarde Islamiten. In China aber leben an die fünfundzwanzig Millionen Mohammedaner. Auf der anderen Seite verknüpft die Türken mit den Japanern die Rassenverwandtschaft, da beide dem uralaltaischen Stamme angehören. So hat Abdul Hamid schon 1889 einen Versuch gemacht, mit dem Mikado in Verbindung zu kommen, und sandte ihm das Kriegschiff „Ertogrul", das mit fünfhundertvierzig Mann in einem heftigen Taifun bei Oshima in der Nähe der japanischen Küste unterging. Des öfteren wurden geheime Sendboten nach Chinesisch-Turkestan und selbst bis zur Mandschurei geschickt, wo sich in Mukden drei Moscheen erheben. Die Kaiserin von China empfing 1903 eine außerordentliche Gesandtschaft der Osmanen; diese richtete jedoch gar nichts aus, weil sie mit den Verhältnissen des Landes völlig unbekannt war und sich sogar einbildete, man verstehe in Ostasien Türkisch. Eine neue westöstliche Annäherung wurde im Dezember 1905 versucht. Dem Sultan hatte der britisch-japanische Vertrag viel Eindruck gemacht. Er soll eine Ergänzung dazu geplant haben, nämlich in der Art, daß ihm die britische und japanische Regierung den gegenwärtigen Besitz in Vorderasien gewährleisteten. Für diese Beschützung der Türkei verpflichte er sich, die Dardanellen den Flotten Großbritanniens und Japans zu öffnen, wenn sie gegen Rußland Krieg führten. Sicheres ist über derartige Pläne nicht laut geworden, doch war damals ein einflußreicher japanischer Diplomat, Baron Suyematsu, in Konstantinopel. Mehrfach kamen japanische Offiziere nach Anatolien und dem Balkan und wurden mit Begeisterung empfangen; einen dieser Sendboten hat der Verfasser in Persien getroffen. Noch einmal wurde 1910 eine Verständigung zwischen Kon-

stantinopel und Tokio eingeleitet; diesmal ging die Sache von Japan aus. Bereits hatte man sich darüber geeinigt, daß eine türkische Botschaft in Tokio und eine japanische in Konstantinopel errichtet werden sollten, allein im letzten Augenblick ist die Sache, unbekannt woran, gescheitert.

Nationalistische Propaganda.

Kaum ein Stück der Vergangenheit ragt so sehr in die Gegenwart hinein, wie das Drama, das sich von 1902 bis 1908 abspielte. Der Berliner Kongreß und der thessalische Krieg sind halb vergessen. Die Straßenkämpfe in Konstantinopel 1909 und die Vergewaltigung Albaniens 1909 bis 1912 finden heute keinen Widerhall mehr. Wohl aber ist noch heute der Volkheitenhader ebenso scharf, wie bei den mazedonischen Wirren, die ihn zuerst in ganzer Schärfe enthüllten, und die Männer, die sich damals ihre Sporen verdienten, wirken größtenteils heute als Führer. Es wird sich daher rechtfertigen lassen, zumal sie bisher noch niemals im Zusammenhange dargestellt wurden, wenn hier die Völkerkämpfe, die seit 1902 auf dem Balkan tobten, seit der Schipkafeier, die ein Wiederaufflammen des Panslawismus bedeutete, eingehender behandelt werden. Zu dem Ende müssen wir zunächst die Siedlung und die Zahlenverhältnisse der einzelnen Volkheiten in Mazedonien erörtern. Freilich wird man, um den heillosen Wirrwarr einigermaßen anschaulich zu machen, in ganz groben Strichen zeichnen müssen.

Der Südsaum Mazedoniens wird von Griechen bewohnt. Nördlich davon überwogen bisher die Bulgaren, die sich bis Monastir und Ochrida hinziehen. Im Südosten war das türkische Element stärker. Im mittleren Westen sind zusammenhängende Siedlungen der Kutzowlachen. Im Norden, im Becken des oberen Wardar und der beiden Drin, tobt seit zwei Jahrhunderten ein erbitterter Kampf zwischen Serben und Albanern. Seitdem zahlreiche serbische Haufen im Zeitalter



König Milan von Serbien.



Fürst Alexander von Bulgarien.



Sultan Abdul Hamid II.



Das Rilokloster in Bulgarien.
Hauptquartier des bulgarischen Revolutionskomitees.



Ismail Kemal Bey.



Ferid Pascha.

des Prinzen Eugen ihre Heimat verließen, um sich in Ungarn niederzulassen, sind albanische Landsucher in die leer gewordenen Landstriche, namentlich ins Amselfeld, eingerückt. Besonders kühne Albaner sind bis in den Süden des alten Königreichs Serbien vorgestoßen, wo sie sich neben Kutzowlachen ansiedelten. Die Türken waren in Mazedonien, mit der soeben erwähnten Ausnahme, nur schwach vertreten, nur durch Beamte, Soldaten, Krämer, Handwerker und Taglöhner, selten durch Grundbesitzer; höchstens in Monastir war eine größere Zahl Türken anzutreffen. Schließlich wohnen noch in den Städten Juden, die in Saloniki bis 1913 sogar weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten. Die Gesamtzahl der Mazedonier konnte auf dreieinhalb bis vier Millionen veranschlagt werden, davon waren zwei Millionen slawischen Blutes, zweidrittel Millionen Griechen [1]), vierhunderttausend Albaner, hundert- bis hundertfünfzigtausend Wlachen und eine halbe bis zweidrittel Millionen Türken. Dazu kommen etwa hundertzwanzigtausend Juden; endlich Zigeuner u. a. Besonders unterschätzt wurden stets Albaner und, so sonderbar das klingt, gerade auch die Herren des Landes, die Türken. Wie kam das? Die geographischen und Zensusarbeiten wurden von christlichen Untertanen des Padischah oder französischen Gästen vorgenommen, die kein Interesse darin sahen, die Zahl der Türken herauszustreichen. So wurden ganze türkische Dörfer unterdrückt — auf dem Papier. Dergestalt wurde für die Türken in Mazedonien eine Viertelmillion angenommen, allein nach verläßlichen Angaben wohnten allein im Sandschak Seres 120000, Drama 95000, Saloniki 180000, zusammen also 395000 Türken. Die ganze Nordhälfte Mazedoniens bleibt da noch unberücksichtigt [2]).

[1]) Kirnberger, Die mazedonische Frage 1908.

[2]) Ich habe in vielfältigen Arbeiten die Zahlen behandelt; da diese aber jetzt nur geschichtliche Bedeutung besitzen, wird es keinen Zweck haben, die Arbeiten hier anzuführen. Gut unterrichtet K. Östreich in zwei Aufsätzen in Hettners Geogr. Ztschr. 1903/4. Meine Ziffern sind jedoch höher als die Östreichs, weil eine weitgehende Unterschätzung beim amtlichen Zensus erwiesen ist.

Mazedonien ist für den Kleinkrieg besonders geeignet. Es ist außerordentlich zerklüftet und hat die verborgensten Hochtäler und Schlupfwinkel, nur die Niederung bei Seres und die Ebenen von Saloniki bieten größere Flächen. Nackter Karst, Urwälder, Schluchten, Hochebenen, Seen und Sümpfe wechseln fortwährend miteinander ab. Im Osten ist Mazedonien von dem Rhodopegebirge begrenzt, einem der unbekanntesten Gebiete nicht nur Europas, sondern der Erde, im Norden von dem Rilamassiv, der Osigova-Planina und der Schar-Planina, im Westen von den Albanischen Alpen und dem Flusse Devol, im Süden von der Vistriza und dem Meer. Die Hauptflüsse Mazedoniens sind der Wardar, die Struma und die Mesta (Kara-su); ihre Täler bildeten die Operationslinien der bulgarischen Banden. Der Wardar verengt sich einmal zwischen senkrechten Basaltfelsen bei Demir Kapu, dem Eisernen Tore, und bei Zingane Derbend, der Zigeunerenge. Diese beiden Engpässe waren öfters Schauplatz der Bandenkämpfe und später der Gefechte des großen Kriegs. Nicht minder wichtig waren die Täler von Nebenflüssen des Wardar, der Bregalnitza und der Zrna Rjeka (Schwarzstrom), durch die der unmittelbare Verkehr vom Rilokloster, dem Hauptquartier des bulgarischen Revolutionskomitees, nach Monastir, dem Herde des Aufstandes, ging.

Die nationalistische Propaganda der Tat beschränkte sich in der Hauptsache auf Mazedonien; die übrige Propaganda dehnte sich hingegen auf den ganzen Balkan aus. Am eifrigsten waren die Bulgaren.

Den Ausgang großer Unruhen bildete der Beschluß Rußlands im Mai 1902, ein Konsulat in Mitrowitza zu eröffnen. Die dortigen Albaner erklärten, sie würden das unter keiner Bedingung zulassen. Die Pforte jedoch stimmte dem Verlangen zu. Als jetzt ein Kawaß mit einigen Beamten als Quartiermacher mit Möbeln und Hausgerät nach Mitrowitza kamen, nahm sie der Albanerhäuptling Issa Boljetinatz gefangen und brachte sie nach Üsküb. Er schwor öffentlich, daß der russische

Konsul erschossen werde, sobald er sich in Mitrowitza zeige. Jeder, der den Russen Unterkunft gewähre, sei ein Kind des Todes. Die Pforte machte die russische Botschaft auf die Gefahr aufmerksam. Die Botschaft forderte jedoch rücksichtslos das Exequatur. Issa Boljetinatz, der sich mit zweitausend Gefolgsmannen und großen Vorräten an Munition und Lebensmitteln verschanzt hatte, wurde aufgefordert, nach Konstantinopel zu kommen. Wie bei einem Wirtshausstreite Sachen und Personen leiden, die mit dem Ursprung des Streites gar nichts zu tun haben, so auch stets in Albanien. Zunächst ging es gegen die Eisenbahnschienen, die aufgerissen wurden, vielleicht allerdings, um das Heranziehen türkischer Soldaten zu erschweren. Dann fielen Scharen bewaffneter Albaner in serbische Dörfer ein. Umgekehrt wurde die Horde des Albanerhäuptlings Mustapha Aga von türkischem Militär unter Scheinli Pascha aufs Haupt geschlagen und die früher serbischen, jetzt albanischen Dörfer Kopriw und Brawitzsch eingeäschert. Um einige Schafe entstand ein gewaltiger Aufruhr an der montenegrinischen Grenze. Zehntausend Albaner standen da bereits sechstausend Zrnagorzen gegenüber. Die katholischen Malsoren waren dagegen für Nikita. Ein Malsore, der an hunderttausend Franken von ihm erhalten haben soll, um sie bei seinen Landsleuten zu verteilen, Mirasch Luza, wurde verhaftet, und nach einer Festung der Dardanellen überführt. Die Pforte hob weitere vierzig Bataillone aus, um den Unruhen zu begegnen; im ganzen standen bereits im September 1902 zweihundertfünfzehn aktive Bataillone in Mazedonien. Die glänzende Vierteljahrhundertfeier der Kämpfe am Schipkapaß, zu welcher der Rumänenkönig, Graf Ignatiew und der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch geeilt waren, eine Feier mit aufreizenden Reden — „Auf die großen Zeiten folgte ein kleines Geschlecht" — und durch die Anwesenheit des Panslawistenführers in ein bestimmtes Fahrwasser gedrängt, war auch nicht geeignet, die auf dem ganzen Balkan gärende Unruhe zu beschwichtigen. Der russische Konsul,

Schtscherbina, der nach Mitrowitza kam, wurde tatsächlich, wie angekündigt, erschossen. Bereits wurden türkische Redif-(Landwehr-)Bataillone aus Kleinasien nach Mazedonien geworfen. Hunderttausend Reservisten erster und hundertachtzigtausend zweiter Klasse sollten einberufen werden. Zugleich ging in Rußland die Rede von einer Mobilisation in Kiew und Odessa. Auf der anderen Seite schrieben die „Nowosti": „Die übermäßigen Ansprüche Bulgariens, das glaubt, Rußland, die Türkei und ganz Westeuropa müßten für seine Interessen kämpfen, sind auf den großen Irrtum zurückzuführen, der sich ‚Vertrag von San Stephano' nennt. Damals beging man den Fehler, anzunehmen, daß Bulgarien, im Besitz des größten Teiles der Türkei, für Rußland die lebendige Brücke auf dessen Wege nach Konstantinopel bilden werde. Aber groß war die Enttäuschung. Zum Glück hat der Berliner Vertrag dem bulgarischen Appetit eine Grenze gesteckt, sonst hätte Rußland mit einer weit größeren Stambulowiade zu tun gehabt. Rußland möge nun mit der Bulgaromanie ein Ende machen, denn die Politik Rußlands auf dem Balkan kann nur eine Politik des Gleichgewichtes sein."

Dem gegenüber herrschte allgemein die Ansicht in Mitteleuropa, daß die Balkanvölker niemals aus freien Stücken zu den Waffen gegriffen haben, um die Sklavenketten zu brechen, sondern stets von der Christenheit Kultureuropas dazu angeeifert wurden. Die jahrelange Wühlarbeit der russischen Wohltätigkeitsvereine und die von Rußland arrangierte Schipkafeier hätten den Anstoß zu dem Aufstande gegeben, der mit dem Putsch von Bodena (bei Monastir) am 25. September 1902 anfing und dann zu heller Flamme emporloderte [1]. Erwiesenermaßen hat ferner das englische Balkankomitee unter Noël Burton die Balkanvölker zum Freiheitskampfe ermutigt.

Es ist nicht uninteressant, sich einmal die Leute anzusehen, die bei den Banden die erste Rolle spielten. Einige von den

---

[1]) Vgl. Frankfurter Zeitung, 17. März 1903.

ehemaligen Komitatschi haben sich zu Generalen aufgeschwungen, wie der Bulgare Tontschew; ein Grieche, Triantaphyllides, hat einmal die halbe thessalische Miliz organisiert. Unter den Albanern nennen wir vor allem Riza Bey vom Stamme Balitsch. Er ist ein sehr gebildeter Mann, in allen Künsten diplomatischer Taktik erfahren, kein Draufgänger, wie seine meisten Kollegen, sondern ein Mann ruhigen Fortschreitens, der sich für wirtschaftliche Verbesserungen erwärmt; Gegner schelten ihn einen Intriganten. Durch Räubereien ist sein Feind, Bairam Zur, hochgekommen. Er stammt aus der niedrigsten Schicht, vom Clan der Krasnitschi, erhielt jedoch als Gendarmerieoberst den Titel Bey. Die Zwistigkeiten zwischen ihm und Riza sollen der Bevölkerung Djakowas tausend Mordtaten verursacht und der Regierung zweitausend Soldatenleben gekostet haben. Beide wurden mehrere Male verbannt, und an ihre Häuser wurde Feuer gelegt; allein auf Befehl des Sultans wurden die Häuser dann immer wieder schöner und größer aufgebaut. Durch Armeelieferungen gewann Myrteza Pascha seinen Titel und seinen Reichtum. Am berühmtesten wurde in der Folge Issa aus Boljetin, einem Adlerhorste an der Schwelle des Amselfeldes. Er ist ein Räuberhauptmann, dem die Kunst des Schreibens nicht vertraut ist und der vor allem „Geld riechen" will. Er ließ sich von mindestens drei Regierungen, vermutlich aber schon von fünfen bezahlen. In Ipek ist am bedeutendsten Jaschar Pascha. Jung, reich und aus vornehmer Sippe; er wird durch seinen Vetter Karam Aga kräftig unterstützt. Blutrache besteht zwischen ihm und Sadik Zajini, der sich keines geringen Anhanges erfreut; dieser Sadik ermordete einen Oheim Jaschars, den Hadschi Mollak Zeka. Überhaupt waren bei der albanischen Bewegung viele Geistliche, sowohl auf mohammedanischer, als auch auf katholischer und orthodoxer Seite beteiligt. Bei Prisrend ragten Rustem Habaschi und Mustapha Litu hervor, in Pristina Suleiman Pascha und der Mufti der Stadt. Am angesehensten unter den römischen Katholiken waren und

sind Bib Doda, der Erzbischof Sereggi und der Fürstabt von Oroschi.

Sarafow, der frühere Präsident des mazedonischen Komitees, war beim Beginn der Kämpfe wenig über dreißig Jahre alt, mittlerer Statur, zierlich gebaut, mit feinen, intelligenten Gesichtszügen, klugen, feurigen Augen. Alle seine Bewegungen waren sehr temperamentvoll, und besonders wenn er von seinem unterjochten Vaterlande sprach, war er Feuer und Flamme. Er hatte sich auch mit Kultureuropa ziemlich bekannt gemacht, hatte Wien und Genf besucht. Seine verläßlichsten Leute waren Deltschew und Radew. Auch Radew war ein hochgebildeter junger Mann. Er gründete später in Paris ein Blatt zugunsten seiner Heimat.

Seitdem die bulgarische Regierung die Führung des mazedonischen Komitees den Händen Sarafows entrissen und ihren Anhängern Michailowski und General Tontschew überwiesen hatte, waren die Mazedonier in Bulgarien in zwei Lager geteilt. Das Michailowskische Komitee entsendete eine bewaffnete Bande, mit dem Mörder Stambulows, Halja, und dem bekannten Mordgesellen Dontscho an der Spitze, über die bulgarische Grenze; die Bande wurde aber gleich bei Dschumaja von Sarafowisten empfangen und mußte sich mit Verlusten über die Grenze zurückziehen. Schließlich wurde Sarafow von Panizza ermordet, der nun mit Tontschew und Sandansky ein Triumvirat bildete.

Nicht so berühmt, wie die albanischen Führer, die häufig zugleich reiche Edlinge sind, oder die bulgarischen Komitatschi, die über größere Streitkräfte verfügten, ausgedehntere Verbindungen in Europa hatten und von der heimischen Regierung viel stärker unterstützt wurden, sind die Organisatoren der griechischen Banden. Zu ihnen gehörten zahlreiche Offiziere, die sich regelmäßig einen falschen Namen zulegten. Von ihren recht krausen Namen seien erwähnt: Nakis Litsas, Petropulakis, Wlachos, Kokinos, Kapsalis, Krompa, Thuas, Frangopulos, Skalidis, Natsis Karavajelis, Arkudas, endlich der schon angeführte Triantaphyllides.

In nur dreiviertel Jahren wurden 1246 Griechen, darunter elf Priester, zwei Erzbischöfe, von Bulgaren ermordet. Nun begannen sich auch serbische und wlachische Banden zu regen. Den Rekord der Verwüstungen erlangten jedoch die bulgarischen Banden. Sie gingen häufig auch gegen bulgarische Bauern vor, um sie zum Anschluß zu zwingen, wüteten mit Plünderung, Vergewaltigung und Bomben gegen die Bauern, die ihnen nicht helfen wollten, oder sie gar an das türkische Militär verrieten. Oberstleutnant Jankow, ein Bandenführer, wurde im Wilajet Monastir von bulgarischen Bauern, die gegen die revolutionäre Bewegung waren, gefangen genommen. Schon am Anfange der revolutionären Tätigkeit kämpften die Anhänger Sarafows gegen die Banden Tontschews. Gleichzeitig wurde in Sofia der Strafprozeß wegen der Ermordung Stambulows wieder aufgenommen. Angeklagt war besonders der Mazedonier Michael Stavrew, genannt Halja. Er wurde zum Tod durch den Strang verurteilt. So war schon innerhalb der bulgarischen Welt Kampf aller gegen alle. Nun wandten sich aber die bulgarischen Banden doch ihrem Plan und ihrem Ziel gemäß vor allen Dingen gegen fremde Rassen, zunächst gegen die Türken. Sie zerstörten türkische Dörfer, kämpften fortwährend mit dem türkischen Militär und waren besonders glücklich, wenn sie einem hohen Beamten etwas antun konnten. Außerdem aber kehrten sie ihre Waffen gegen Griechen, Serben und Albaner. Im Herbst 1902 war durch alle diese Wirren Mazedonien von Grund aus erschüttert. Von dem Gefechte am Kresnapasse allein kamen drei Eisenbahnwagen mit verwundeten türkischen Soldaten zurück. Die einzelnen Banden schwollen bereits bis auf sechshundert, später gar bis auf tausend Mann und mehr an. Marschall Ibrahim bot nicht weniger als fünfundzwanzig Bataillone und fünfundzwanzig Gebirgsbatterien allein im Sandschak Seres auf, um ein Kesseltreiben gegen die bulgarischen Banden zu eröffnen. Am schlimmsten waren immer die armen Dörfler daran. Beherbergten und unterstützten sie die Rebellen, so wurden sie von den Türken

bestraft; verweigerten sie jeden Beistand, so wurden sie von den Rebellen mißhandelt und ihre Häuser verbrannt. Außerdem verübelten ihnen noch Serben und Griechen, wenn sie sich nicht für die griechische oder serbische Sache erklärten, und nahmen Rache für jede wirkliche oder angebliche Unfreundlichkeit. Die Bauern konnten sich also stellen wie sie wollten, sie waren verloren.

Gelegentlich gingen zwar die Griechen mit den Bulgaren, oder duldeten sie wenigstens. So ist zeitweilig der Oberstleutnant Jankow mit seiner Bande auf griechisches Gebiet übergetreten. Am wenigsten einheitlich war das Vorgehen der Albaner. Sie waren mit gleicher Unparteilichkeit gegen jedermann und gegen jedes Volk. Ende 1902 erschossen sie bei hellichtem Tag in der Stadt Prisrend einen türkischen Scherif; sie übten Gewalttaten an albanischen wie serbischen Christen in Gilan. Issa Boljetinatz, ein Mann, der später noch viel von sich reden machte, nahm vom Sultan viertausendsiebenhundert Mark an. Das hinderte die Albaner jedoch nicht im geringsten, einen Aufstand gegen den Sultan zu beginnen. Auch ein anderer Mann, von dessen Namen jetzt die Welt voll ist, begann damals seinen Aufstieg, Essad Toptiani aus Tirana, Sproß des neben den Vlora ältesten Geschlechtes in Albanien. Sein Verhältnis zum Sultan war von Anfang an zwiespältig, denn Abdul Hamid ließ seinen Bruder Gany Bey ermorden; der Sultan überhäufte jedoch, um den Zorn des Bruders abzulenken, ihn mit Ehren und ernannte Essad zum Gendarmeriechef in Janina, danach in Skutari, und erhob ihn zum Pascha. Dabei war der neue Pascha kaum dreißig Jahre alt. Der einflußreichste Albaner war während jener ganzen Zeit zweifellos Ferid Pascha. Er ist das Haupt des großen Hauses der Vlora in Valona und ein Nachfahr der Bu Schatli, die Wesire von Skutari waren. Er galt für einen albanischen Patrioten und stand in Beziehung mit seinem entfernten Vetter Ismail Kemal Bey (s. auch S. 107), mit einem Manne, der eingestandenermaßen in griechischem Solde stand. Ferid Pascha wurde jetzt zum Vor-

sitzenden der mazedonischen Reformkommission ernannt; dazu trug wohl die Erwägung bei, daß er ein Bulgarenfeind war. Bald darauf wurde Ferid zum Großwesir befördert. Die zwiespältige Stellung der Pforte zu den Albanern, wie sie durch die verschiedene Behandlung von Angehörigen derselben Sippe bekundet wurde, äußerte sich sonst vorzugsweise in der übrigens begreiflichen Freundschaft zu den mohammedanischen und der Unfreundlichkeit gegenüber den christlichen Albanern. Als hundert katholische Albaner zur päpstlichen Jubelfeier nach Rom gehen wollten, wurden sie in Skutari aufgehalten, was den Vatikan sehr verstimmte. Während aber die Türken selbst unter dem tatkräftigen Wali Schakir Pascha nicht energisch vorzugehen wagten, da eben die Malsoren und Mirditen nicht mit sich spaßen lassen, drückten sie im Süden Albaniens, wo die Bevölkerung unbewaffnet geht, ungescheut auf die Christen. In Skutari rotteten sich tausend Albaner zusammen, die lärmend die Durchführung von Reformen heischten. Auf der anderen Seite vertrieb der Albanerhäuptling Schakir Bey (der mit Schakir Pascha nichts zu tun hat) den bulgarischen Bischof von Dibra. Er hatte gedroht, mit fünfhundert seiner Gefolgsmannen die türkische Kaserne in Dibra zu überfallen, wenn der Bischof nicht ginge. Die Türken gaben nach und forderten den Bischof auf, Dibra zu verlassen. Schon streckte jetzt Nikita von Montenegro seine Fühler aus, um die Katholiken Nordalbaniens an sich zu fesseln.

Die gedachte Reformkommission bestand nur aus Mohammedanern; außer Ferid Pascha, der Wali von Konia war und von dort herbeieilte, war kein irgend bekannter Mann unter ihnen. Zugleich wurde ein Generalinspektor der mazedonischen Provinzen ernannt, Hussein Hilmi Pascha, aus Mytilene gebürtig, der früher Wali des Yemen gewesen war.

Die Unruhen nahmen ihren Fortgang. Im Jahre 1905 kam es zu einer starken Verstimmung zwischen Rumänien und Griechenland. Sie äußerte sich in Überfällen auf griechische Häuser, einem richtigen „Progrome“ in verschiedenen rumäni-

schen Städten. Die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern wurden abgebrochen. Deutschland war in diesem Falle auf rumänischer Seite. Es unterstützte Bukarest gegen die Ansprüche des Patriarchates von Konstantinopel und ebenso die Kutzowlachen in Mazedonien. Die Verstimmung kam weiterhin in einem Zollkriege zum Ausdruck. Der traf Griechenland bitter, weil die griechische Flagge im Schiffsverkehr der rumänischen Häfen den zweiten Platz einnimmt, während der rumänische Schiffsverkehr in Hellas unbedeutend ist. Der Hauptgrund zu der Spannung lag in dem Vorgehen der griechischen Banden gegen die Kutzowlachen. Ein Epirote, Lukas, war lediglich gegen die Wlachen tätig. Anderseits tauchten jetzt auch kutzowlachische Banden auf, die sich gelegentlich des Beistandes von Albanern und Bulgaren zu erfreuen hatten. In Kalafat erschoß Toma Ton, ein Kutzowlache, einen griechischen Bankdirektor, Mihale Papademetru. Warum? Es habe ihn in Wut gebracht, daß dieser Papademetru ein Grekomane sei, der die hellenischen Banden materiell und moralisch unterstütze. Im November trat gar ein griechisch-mazedonisches Komitee zusammen, um das Vorgehen der Banden gegen die Kutzowlachen und Bulgaren einheitlich zu organisieren. Das Haupt des Komitees war ein aktiver Oberstleutnant der Infanterie, Gerojannis, der auch schon im russischen Heere eine Zeitlang gedient hatte. Ferner taten sich hervor die aktiven Offiziere Manos, Spyromilios, Wardas, Tsontos, Malios, Tsalakopulos, endlich Tsipiras, der sich den Namen Kapitanios Rempelos beilegte. Ein Siegel wurde beliebt, das in der Mitte einen aufstehenden Karabiner zeigte, überkreuzt von einem Revolver und einem breiten Dolchmesser, mit der Umschrift: Aoraton Makedonikon Komitaton (Unsichtbares mazedonisches Komitee). Ein förmliches Statut wurde gleichzeitig für die bulgarischen Banden geschaffen und ein elfgliedriger Ausschuß für die revolutionäre Tätigkeit in Mazedonien gewählt. Dem Ausschuß gehörten an: Boris Sarafow, Damian Krujew, Peter Tontschew und Garwanow.

Wie die Verschwägerung Nikitas mit Viktor Emanuel (1896) schon des öfteren zu italienischen Geschenken geführt hatte, so war es nicht allzusehr zu verwundern, daß auch größere Kanonensendungen von der Apenninenhalbinsel in Montenegro eintrafen. Allein im Oktober 1905 kamen zwei Sendungen nach Antivari, die zusammen sechsunddreißig Feldkanonen und zwölf Festungsgeschütze ausmachten, nebst einer Anzahl von Infanteriepatronen.

Viel merkwürdiger jedoch ist ein Vertrag, der kurz darauf zwischen Serbien und Montenegro abgeschlossen wurde. Beide Staaten schickten nämlich fünftausend Gewehre an die christlichen Albaner von Prischtina und dreitausend an die mohammedanischen von Plewlje. Der Zweck des Vertrages war, gegebenenfalls die Rechte und Interessen der beiden Staaten in der europäischen Türkei geltend zu machen. Nach den Verhandlungen Nikitas mit Mirasch Luza war dies der erste greifbare Schritt, um sich der Albaner für die serbische Sache zu bedienen. Noch auffallender aber war, was nun folgte. In der zweiten Hälfte des Oktober erschien nämlich der serbische Gesandte Simitsch beim Großwesir, um ihm eine vertrauliche Mitteilung zu machen. Der Archimandrit von Plewlje, der von den Österreichern unterstützt werde, sei schuld daran, daß die christliche Bevölkerung jenes Bezirkes den türkischen Steuerbeamten die Zahlung verweigere. Ein eigentümliches Doppelspiel!

Wie die Chinesen, so arbeiten die Südeuropäer gern mit Geheimgesellschaften. Ich erinnere an die Karbonari Italiens. Seitdem aber die Verhältnisse Spaniens und Italiens sich befestigt haben und dort kein zureichender Grund mehr für Umsturzbestrebungen vorhanden ist, wurde der Südosten des Erdteils das gelobte Land für patriotische Geheimbünde. In Griechenland riß die Gesellschaft „Hellenismos“ die Führung an sich. Zweigvereine wurden in gar manchen Städten des Balkans gegründet, besonders auch in Bukarest. Vorsitzender der Gesellschaft in Athen war der chauvinistische Professor

Kazazis. Das Losungswort der Gesellschaft war: Haß gegen Bulgarien, Serbien und Rumänien. Persönlich war noch Kazazis ein ausgesprochener Feind der Deutschen. Die rumänische Regierung beschloß, sämtliche Mitglieder des „Hellenismos" auszuweisen. Natürlich führte das zu einer Protestversammlung in Athen, die von mehreren Tausenden besucht wurde. Die Dazwischenkunft der Mächte wurde gegen einen Zustand angerufen, der der Menschlichkeit und Zivilisation zur Schande gereiche. Anderseits wurden in allen Städten Rumäniens griechenfeindliche Meetings abgehalten. Man verlangte die Ausweisung selbst naturalisierter Griechen. Alles dies war im Februar 1906. Im gleichen Monat wurde der Wali von Janina, Osman, durch den Divisionär Seifullah, einen Schüler v. d. Goltz Paschas und Generalstabschef im thessalischen Feldzuge, ersetzt. Da Osman als erbitterter Widersacher der Kutzowlachen und ebenso entschlossener Freund der Griechen bekannt war, so konnte man seine Enthebung als einen Erfolg des rumänischen Gesandten bei der Pforte auffassen.

Nach langen und schwierigen Verhandlungen waren die Mächte mit der Türkei über einen Reformplan in Mazedonien einig geworden, vorläufig ohne Finanzkontrolle.

Entsprechend der Reformakte wurden Gendarmerieoffiziere aus Kultureuropa, Deutsche, Engländer, Italiener, Belgier und sogar Schweden nach Mazedonien entsandt. Unter den Italienern tat sich besonders der General G. Giorgis, unter den Deutschen Generalleutnant v. Alten hervor. An hundertzwanzigtausend Mann hatten jetzt die Türken in Mazedonien versammelt; dazu stießen Reserven aus Anatolien. Der Tanz mit Bulgarien konnte ja jede Woche losgehen.

Sämtliche Truppen, die früher in Kreta standen, zogen ebenfalls nach Mazedonien. In den letzten Jahren erhöhte die Türkei ihre Wehrkraft fast um die Hälfte durch Bildung von sechshundertsechzig Ilawebataillonen zu je etwa tausend Mann. Die Bildung und Ausrüstung der Ilawe (um welche dem Deutschen Freiherrn v. d. Goltz Pascha das Hauptverdienst

gebührt) war aber noch nicht vollendet; von diesen Truppen waren auch die anatolischen im allgemeinen besser gestellt und kriegsbereiter. Inzwischen ließen sich die türkischen Offiziere sehr angelegen sein, die taktischen Lehren der amerikanischen Kriege, des Burenkrieges und des mandschurischen Krieges zu beherzigen.

Die Hohe Pforte hätte wohl eine Verstärkung brauchen können, denn sie wurde von den Großmächten hart bedrängt. Eine Kollektivnote, die bereits als Ultimatum bezeichnet wurde, war an die Pforte abgegangen. Es handelte sich um die Finanzkontrolle in Mazedonien. Werde diese nicht angenommen, so würden die Großmächte eine Flottendemonstration gegen die Inseln Lesbos und Lemnos unternehmen. Die Pforte antwortete ablehnend. Ein internationales Geschwader, an dem Kriegschiffe von fünf Mächten beteiligt waren, besetzte Mytilene auf Lesbos. Einstweilen machte das in Konstantinopel wenig Eindruck. Da besetzte die Flotte auch Lemnos. Übrigens waren keine deutschen Schiffe bei dem Geschwader. Der Scheich ul Islam und der Justizminister, die ein Mazbata (Denkschrift) an den Sultan richteten, mahnten dazu, äußersten Widerstand zu leisten; die anderen Minister waren für Nachgiebigkeit. Nach drei Wochen gab denn auch die Pforte nach und gestattete, daß eine Finanzkommission für Mazedonien auf zwei Jahre eingesetzt wurde. Damit war wiederum ein Hoheitsrecht der Türkei in die Hände des Auslandes geraten. Schon glaubten die Balkanstaaten ihre Zeit gekommen; Rußland und Österreich richteten an sie jedoch eine warnende Note, um sie vom Losschlagen abzuhalten. In Sofia war man weder von der Note erbaut, noch von der mazedonischen Finanzkontrolle überhaupt. Man sah dort immer die Einmischung der Großmächte nur höchst ungern. Schon nach drei Wochen wurde die vereinigte Flotte, die zuerst einem Engländer unterstellt werden sollte, die aber dann von dem österreichischen Konteradmiral v. Ripper kommandiert wurde, aufgelöst, nachdem die besetzten Inseln wieder geräumt worden waren.

Ungewiß ist, ob mit der internationalen Demonstration und

dem gleichzeitigen Joris'schen Attentate gewisse Veränderungen im Inneren zusammenhingen. Der Generalleutnant Fehmi Pascha, der allmächtige Leiter der Geheimpolizei, wurde nämlich verhaftet und in der Folge nach Erzerum verbannt. Dagegen wurde der volkstümliche Marschall Fuad, der wegen seiner rücksichtslosen Tapferkeit und zugleich wegen seiner Originalität „Deli" (der Tolle) hieß, aus seiner Verbannung in Damaskus zurückgeholt, und nicht minder der Kammerherr Arif Bey, der geflüchtet, aber jetzt zurückgekommen war, in seine Ämter und Würden wieder eingesetzt. Auffallend wuchs der Einfluß Italiens, für den kein greifbarer Grund vorlag; so wurde der Lieblingssohn des Sultans, Burraneddin, dem italienischen Flügeladjutanten Abdul Hamids, Romei Pascha, anvertraut. Auch erlangte ein italienischer Arzt, Zeri, eine maßgebende Stellung im Jildis.

Nun gewann der Nationalitätsgedanke aber auch bei den Türken an Boden. Schon die allerersten Jungtürken, die 1868 auftauchten, hatten eine chauvinistische Ader. Die revolutionären Kreise, mit denen die jüngeren Offiziere in Verbindung standen, wollten „die Türkei für die Türken". Wie die Bulgaren, die Serben, die Wlachen, die Kurden, so sind die Osmanen Nachzügler des Nationalismus, der sich seit 1848 in Europa ausbreitet und seit kurzem auch Asien, Afrika und Amerika ergriffen hat. Noch in etwas anderem wollten es die Nationalisten Kultureuropa gleichtun: im Parlamentarismus. Die Sehnsucht nach einer Verfassung hat seit 1905, als gleichzeitig Rußland und Montenegro eine solche einführten, auch Persien, die Türkei, China und Siam ergriffen. So ist die osmanische Entwicklung nur ein Glied in einer großen Kette.

Die türkische Revolution.

Im März 1908 forderte der österreichische Minister des Äußeren, Baron Ährenthal, den Bau einer Sandschakbahn. Am 9. Juni 1908 trafen sich Zar Nikolaus II. von Rußland

und König Eduard VII. von England auf der Reede von Reval. Sie verabredeten dort die Autonomie Mazedoniens. Nach einem italienischen Witzworte ist aber Autonomie gleich Anatomie.

Man kann in ernsthaften Büchern [1]) die Nachricht finden, daß in einem einzigen Tage die Revolution siegreich gewesen sei. Der Erfolg war zwar überraschend schnell, aber etwas länger hat es denn doch gedauert.

Eine halbwegs orientierende, geschweige denn erschöpfende Darstellung der Revolution und vor allem auch ihres Ursprungs fehlt bisher gänzlich. Auch nachstehender Bericht ist nur ein Versuch, die äußeren Erscheinungen zu erfassen. Übrigens geht daraus hervor, daß die Revolution sich nicht völlig ohne Blut durchsetzte.

Die Vorgänge haben sich im einzelnen folgendermaßen abgespielt:

Die Albaner begnügten sich nicht mehr mit Worten, sondern gingen zu Taten über. Sie schmuggelten Waffen ein und zettelten Aufstände an. Im Frühling 1908, Anfang April, landete eine bedeutende Anzahl von Aufrührern, die im Piräus Waffen gekauft hatten, in Sayada, gegenüber von Korfu. Nun waren zufällig, da man gerade den Besuch des deutschen Kaisers erwartete, drei Kompanien von Anatoliern dorthin gelegt worden (die den Verfasser sofort als verdächtig anhielten). Als nun die Patrioten kamen, wurde ein Feuer auf sie eröffnet; ein Teil wurde gefangen genommen und der Rest flüchtete auf den schnellen Segelschiffen. Der Kaiser wurde in seinen Entschlüssen hierdurch beeinflußt; sein beabsichtigter Besuch der Ruinen von Dodona und der Stadt Janina unterblieb, da das Land zu unruhig schien; der Kaiser begnügte sich damit, Hilmi Pascha auf seinem Dampfer einen zweistündigen Besuch zu machen und

---

[1]) Prof. Übersberger sagt im „Handbuch der Politik" (Berlin, Rothschild), Abschnitt 80, S. 765: „Am 10. Juli 1908 wurde die Konstitution Midhat Paschas wiederhergestellt und Sultan Abdul Hamid blieb nichts anderes übrig, als am Tage danach (!) — nachzugeben."

eine Stunde auf dem Lande, in Santi Quaranta, zu verweilen, und wandte sich dann nach Pola.

Am 18. Juni wurde der englisch-russische Vorschlag zur Pazifizierung Mazedoniens in eine feste Form gebracht, nachdem er die Zustimmung Frankreichs, Italiens und Österreichs gefunden. Die Kunde hiervon, wie von der Zusammenkunft des Zaren und König Eduards bei Reval hatte in der ganzen europäischen Türkei große Aufregung hervorgerufen. Damit verquickten sich örtliche Ereignisse. So forderte die Garnison von Skutari eine vollständige Änderung in den höheren Kommandos. Die Forderung der Offiziere, denen sich die Mannschaften angeschlossen hatten, wurde am 22. Juni erfüllt. Der Wali Seifullah Pascha, ferner sein Schwiegersohn Kemal Pascha und der Chef der Militärintendantur wurden ihrer Posten enthoben, und die Garnison erhielt fünf rückständige Monatsgehälter. In Monastir meuterten tausend Soldaten. Am 27. Juni wurde eine Verstärkung des dritten Ordu, des mazedonischen Armeekorps, beschlossen. Zum Chef des Korps wurde der Marschall Ibrahim, der als fanatischer Alttürke galt, ernannt. Er untersagte den Offizieren Zusammenkünfte in Kaffeehäusern. Am 7. Juli wurden Aufrufe für eine Verfassung in mazedonischen Städten angeschlagen, und in Monastir fiel der Truppenkommandant von Mitrowiza, Schemsi Pascha, der entsandt war, um die meuternden Truppen von Monastir zu bändigen, durch Meuchelmord.

Anfang Juli erhob der Major Nyasi Bey in Resna, unweit von Ochrida, mit dreihundert Mann die Fahne der Empörung. Der Major Enver Bey weilte ebenfalls in den südalbanischen Bergen. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, die Waffen „für die Gerechtigkeit", das heißt für die jungtürkische Sache, zu ergreifen. Auch christliche Dörfer wurden zu dem Zwecke angegangen.

In Konstantinopel beschloß man, die Bewegung zu unterdrücken, und gab verschiedenen kleinasiatischen Truppen Mobilisationsorder. Dem Generalstabsoffizier Enver bot man jedoch

Verzeihung und Beförderung zum Divisionsgeneral an, wenn er zum Sultan zurückkehre. Vergebens. Nunmehr, seit dem 9. Juli, gingen die Regierungstruppen in Nordalbanien zu den Empörern über, ebenso ein Jägerbataillon, das nach Janina versetzt wurde. Die Bewegung breitete sich schon nach Thrazien aus. Fünfzig Artillerieoffiziere besetzten das Telegraphenamt in Adrianopel und bestürmten Jildis-Kiosk mit ihren Forderungen. Am 13. Juli beklagte sich noch der Generalstatthalter von Mazedonien, Hilmi, telegraphisch beim Sultan, daß die italienischen Gendarmerieoffiziere den Jungtürken hülfen. Die Bandenkämpfe nahmen unterdessen ihren Fortgang. Noch am 21. Juli kam es zu erheblichen Kämpfen zwischen Griechen, Kutzowlachen und Bulgaren. Am 17. Juli trafen in Saloniki zwei anatolische Redifbataillone ein. Die Jungtürken, deren Anhang beständig wuchs, drohten die Eisenbahn zu zerstören, falls weitere Militärtransporte nach Monastir erfolgten. Das Jägerbataillon in Vodena wurde unruhig. Schükri Pascha wurde mit der Unterdrückung des mazedonischen Aufstandes betraut. Dagegen konnte es als Konzession für die unzufriedenen Offiziere gelten, daß der General Ismail Makir, von dem erst kürzlich viele verdächtige Offiziere verhaftet worden waren, nach Brussa verbannt wurde. Der General wollte sich geradezu gegen den Großwesir Ferid auflehnen. Mit Gewalt verschaffte er sich Eintritt zu einer Sitzung des Ministerrates und mit Gewalt wurde er entfernt. Ferid Pascha drohte, seine Entlassung zu verlangen, falls dieser gefährliche Mann nicht beseitigt würde. An vielen Orten der europäischen Türkei wurden nun Generale und hohe Beamte, die besonders entschlossene Förderer des alten Regimes waren, von Jungtürken ermordet, darunter der Divisionär Osman Hayet, und zwar in dem Augenblicke, als er einen großherrlichen Ferman vor der ausrückenden Truppe verlas. Jetzt trat die osmanische Liga für Freiheit und Fortschritt, die noch so viel Lärm in der Welt machen sollte, hervor. Sie schickte Schriftstücke an die Konsuln der Mächte und erklärte, der gegenwärtige Despotismus, die Günstlingsherrschaft

und Korruption müßten ein Ende haben; das könne nur durch das Einführen einer Verfassung geschehen. Der Sultan begann bereits einzulenken; er suchte sich bei dem Heere durch Gnadenbezeigungen beliebt zu machen. Bei dem letzten Selamlik ließ er sämtliche Offiziere des Gardekorps um einen Grad befördern. Im übrigen trug er besonders gute Laune zur Schau, als ob er die Vorgänge in Mazedonien nicht ernst nähme. Doch hatte der Sultan auch rückläufige Anwandlungen. Den General Ismail Makir setzte er wieder in Freiheit; dagegen ließ er einen hochangesehenen Mollah, namens Saib, verhaften. Der Oheim des Mollah war der verstorbene Scheich ul Islam Hairullah gewesen, der die Fetwa (das Rechtsgutachten) für die Absetzung des Sultans Abdul Asis unterzeichnet hatte. Man mochte sich eines ähnlichen Schrittes wohl auch von dem Neffen versehen. Gerade jetzt aber folgte Schlag auf Schlag. Am 19. Juli ersuchte Nyasi Bey den Generalstatthalter Hilmi um Vermittlung beim Sultan, um eine Verfassung zu erreichen. Nyasi schickte sich an, nach Epirus zu gehen, um die dortige Bevölkerung zu gewinnen. Die Anatolier, die von Saloniki nach Monastir beordert worden, verweigerten den Gehorsam, da sie gegen Muselmänner nicht kämpfen wollten. In Monastir wurde der Mufti, in Prilep der Kaimakan, in Dibra der Mutessarrif, in Seres und Saloniki zwei Oberstleutnante ermordet. Da Beziehungen zwischen den Jungtürken und den armenischen Revolutionären bekannt wurden, so verhaftete die Polizei in Konstantinopel zahlreiche Armenier. Allen Mitgliedern der Gerichtshöfe wurde der Tod angedroht, falls sie Jungtürken verurteilen würden. Hullussi Bey vom außerordentlichen Gerichtshof wurde erschossen. Tausende von Albanern schlossen sich dem Major Nyasi an oder versprachen ihm ihre Unterstützung. Der Sultan begann bereits, seine Höflinge zu beschuldigen, weil sie ihn nicht rechtzeitig gewarnt hätten. Am 22. Juli wurde der Großwesir Ferid gestürzt, und an seiner Stelle Kütschük Said ernannt. Gerade Ferid war liberal und den Jungtürken wenigstens nicht abgeneigt. Wie er dem Verfasser

erzählte, hatte er schon zwei Monate vor seinem Sturze von der vorhabenden Umwälzung gewußt und auch den Großherrn darauf aufmerksam gemacht. Allerdings ist ja Ferid früher in enger Verbindung mit einem Matador der Jungtürken, mit seinem Landsmann und Vetter Ismail Kemal, gewesen, von dem er sich später schroff abgewendet hat (um sich dann neuerdings in jüngster Zeit mit ihm zu versöhnen). Der kaiserliche Erlaß lautete: „Mein illustrer Wesir Said Pascha! Nachdem Ferid Pascha abgesetzt ist, wird Ihnen in Anbetracht Ihrer Treue die Würde des Großwesirs verliehen. Gott möge Ihnen Erfolge gewähren. Der frühere Großwesir Kiamil Pascha wurde mit Rücksicht auf seine Erfahrung und Treue dem Ministerrat zuerteilt." Der Jildis versah den General Osman, der in Monastir kommandierte, mit drei Millionen Franken, um damit Unzufriedene zu gewinnen; das Komitee forderte den General jedoch auf, „mit seinen schmutzigen Bestechungen aufzuhören".

Ferid machte sich eben dadurch unbeliebt, daß er für die Notwendigkeit der Verfassung eintrat. Aus dem gleichen Grunde wurde der Kriegsminister, Riza, abgesetzt. Auch andere Großwürdenträger, die einer ähnlichen Überzeugung Ausdruck gaben, fielen jäh in Ungnade. Nur die früheren Sadrazame, Said und Kiamil, neigten zu der Ansicht, daß es noch durch klug ersonnene Auskunftsmittel gelingen könne, das alte Regime zu halten. Aber auch sie bekehrten sich nur wenige Stunden nach ihrem Amtsantritte. Sie erkannten die immer bedrohlicher anwachsende Gefahr und sahen schließlich ein, daß es ganz aussichtslos sei, etwas anderes zu versuchen, als die Umwandlung der Türkei in einen Verfassungsstaat.

Das Militär revoltierte nun auch in Üsküb und setzte sich selbst einen neuen Divisionär. Der Wali von Kossowo schloß sich dem Aufstande an. Am 22. Juli hielten albanische Stämme eine Riesenversammlung in Ferisowitsch ab. An zehntausend katholische und mohammedanische Albaner verbrüderten sich. Der Sultan wurde drahtlich ersucht, die Ausführung der Reformen und den Bau der Sandschakbahn zu verhindern.

Meuterer ermordeten den Kreishauptmann von Samakow. Weitere Attentate erfolgten. Am 23. Juli meuterte fast die ganze Garnison von Monastir und nahm den Marschall Osman Feizi gefangen. Unter Kanonendonner wurde Midhats Verfassung von 1876 ausgerufen. In Seres der gleiche Vorgang. Der Generalstatthalter Hilmi selbst riet dem Sultan telegraphisch, nachzugeben. Den Ausschlag gab, daß das ganze dritte Armeekorps gegen Konstantinopel zu ziehen drohte, wenn der Sultan bis zum 26. Juli nicht nachgäbe. Eine Drahtung Hilmis erklärte, das zweite Ordu, das von Adrianopel, werde folgen (was übrigens bezweifelt werden konnte), und zu gleichem Vorgehen seien das vierte (Erzinjan) und das fünfte Ordu (Damaskus) entschlossen.

Der liberal gesinnte Scheich ul Islam warnte in einem Gutachten den Sultan mit größter Offenheit, Militär gegen die moslemischen Brüder zu verwenden. Die Bewegung richte sich nicht gegen die Person des Padischah, sondern gegen seine engere Umgebung und gegen das System. Das Gutachten machte jedoch tiefen Eindruck auf Abdul Hamid. Im übrigen waren seine Albaner willens, ihn gegen eine Welt zu verteidigen; auch war ja Jildis eigens dafür eingerichtet, den Anprall einer großen feindlichen Schar zurückschlagen zu können. Nicht minder war die ganze Garnison von Konstantinopel, aus der ersten und zweiten Division bestehend, dem Padischah treu ergeben; es war eine Lage genau wie 1848 in Berlin. Bismarck glaubte, man hätte damals mit Kartätschen die Bewegung noch niederschlagen können; so war auch die Lage Abdul Hamids keineswegs verzweifelt. Den Sultan aber verließ der Mut, als es ernst wurde. Nach einer zehnstündigen Ministersitzung gab er nach. Am 24. Juli bewilligte Abdul Hamid die Konstitution.

So hatte das akute Stadium des Aufstandes drei bis vier Wochen zu seiner Entwicklung gebraucht; anderthalb Monate waren seit den Beschlüssen von Reval verflossen. Kurz darauf gingen die Albaner, die sich in Ferisowitsch versammelt hatten, wieder auseinander. Dagegen war es kein kleines Stück Arbeit,

die Albaner wieder aus Üsküb zu entfernen. Sie dachten sich nämlich die neue Ära so, als ob nun alle Fremden das Land verlassen müßten, daher ermordeten sie einstweilen einen Bulgaren. Mit großem Jubel begrüßten sie ihren halben Landsmann Enver Bey, der in Üsküb eintraf. Überhaupt schwamm die ganze Türkei in einem Rausch von Siegesfesten. Nur erklang jetzt nicht mehr „Padischahim Tschok yascha“ (Dem Großherrn viele Jahre!), sondern es hieß „Yassasu Millet“ (Es lebe das Volk!) und „Yassasu Orduk“ (Es lebe das Heer!). Die Arbeit war allerdings durch das Heer getan worden. Nun aber versuchten die „Pariser“, jungtürkische Zivilisten, die in Westeuropa jahrelang in der Verbannung zugebracht hatten, versuchten die Dönme von Saloniki, die Wasser des Militäraufstandes auf ihre Mühlen zu leiten, und sehr bald gelang es diesen Elementen, die Oberhand zu gewinnen. Die Häupter der Jungtürken wurden Ahmed Riza, der mit einer Wienerin verheiratet ist, und Talaad; bei den Dönme schwangen sich der Rechtsanwalt Carasso und Djavid zu Führern auf. Gerade die Albaner, die eigentlichen Urheber der ganzen Bewegung, sollten den schlechtesten Lohn für ihr Beginnen davontragen; doch davon später.

Als das erste Mal die Verfassung verliehen wurde, im Jahre 1876, geschah dies zugleich, um dem stürmischen Reformverlangen der Mächte die Spitze abzubiegen. Man bedeutete den Botschaftern einfach, man werde jetzt selbst das nötige veranlassen. Genau so war es diesmal. Die türkischen Offiziere der Reformgendarmerie legten sofort ihre Reformuniform ab, nachdem die Verfassung verkündet war, und zogen die gewöhnliche türkische Uniform wieder an. Die fremden Mächte, erklärten sie dabei, hätten sich jetzt nicht mehr in die türkischen Angelegenheiten einzumischen. In der Tat verhielt sich das Ausland durchweg ruhig, ja begrüßte zum Teil mit lautem Jubel das angebliche Aufdämmern der Freiheit im Osmanenreiche. Auch im Innern hatte die Revolution zuerst einen schönen Erfolg. Die Banden lösten sich auf, und die Volk-

heiten, die sich noch eben in bitterem Hasse zerfleischt hatten, verbrüderten sich. Weniger freundlich waren nur die Russen. Der gescheite Sinowjew, der Vertreter des Zaren in Konstantinopel, bezweifelte, daß die Konzessionen des Sultans aufrichtig seien; er glaubte nicht an die Vorteile der Verfassung und meinte, daß die slawische Bevölkerung in der Türkei durch die Verfassung eher verlieren als gewinnen würde.

Fast der erste Schritt des Komitees war, die Günstlinge des Sultans, Höflinge und Spione, sowie alle Männer, die als Parteigänger des Absolutismus verdächtig schienen, zu entfernen. Zu den Verdächtigen gehörte der Minister der Minen und der Forsten, Selim Melhame. Er zog es vor, von selbst zu verschwinden; dann wurde er durch ein Irade abgesetzt. Später wurde den Melhames (s. S. 115) der Prozeß und zugleich der Versuch gemacht, ihnen ihre Millionen wieder abzunehmen. Der Versuch scheiterte völlig, und jetzt lebt die Familie wieder ruhig in Konstantinopel. In allen Teilen des Reiches wurden unbeliebte Generale und andere höhere Offiziere abgesetzt; ein Mann wie Zekki Pascha, Kommandeur der Artillerie in der Hauptstadt, wurde ausgepfiffen und angespien; er sowohl wie Kennan Pascha wurden nach Brussa verbannt, was übrigens eine sehr milde Art der Verbannung ist, denn Brussa ist ein reizender Ort. Tag für Tag brachten Züge und Schiffe Massen von Verbannten zurück; während der letzten zwanzig Jahre war deren Zahl auf hundertvierzigtausend, darunter sechzigtausend Christen, angeschwollen. Die Gefängnisse entleerten sich; aber nicht nur politische Verbrecher, deren Zahl auf siebentausend geschätzt wurde, wurden entlassen, sondern auch Diebe und Mörder und andere Schwerverbrecher. Man vermutete, daß der Sultan sie zu einem Staatsstreiche benutzen wolle. Eine Kuriosität verdient noch erwähnt zu werden: in Seres erklärten Jungtürken und die Bande Sandanskis die Republik. Es ereignete sich weiter noch eine Reihe von politischen Morden. Auch begann sofort eine Emanzipation der Frauen. Türkische Damen entschleierten sich. Eine Frau hielt sogar, was für

osmanische Verhältnisse ganz unerhört ist, eine öffentliche Ansprache an das Volk.

Die deutsche Regierung konnte zwar von dem Umschwung der Dinge nicht allzu erbaut sein, da die persönliche Freundschaft zwischen Kaiser Wilhelm und Abdul Hamid ein Eckstein unserer auswärtigen Politik gewesen war; allein sie fand sich schnell in das Unvermeidliche und stellte sich freundlich zu den neuen Machthabern. Als deutscher Vertreter kam eine Woche nach dem Umschwung Herr v. Kiderlen-Wächter nach Konstantinopel und überbrachte beim Selamlik die Grüße des Kaisers. Er wünsche und hoffe, daß der neue, vom Sultan mit so viel Weisheit und so rückhaltlos betretene Weg seiner Regierung und seinem Lande zum Glück und Segen gereichen möge. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung [1]) sprach sich ebenfalls für „ein starkes und freies Volk unter einem aufgeklärten Herrscher" aus und forderte nur, „daß die so verheißungsvoll angebahnte und bis jetzt nicht unterbrochene Fühlung zwischen dem Sultan und den Führern der türkischen Nation durch keine extremen Einflüsse von der einen oder der anderen Seite wieder gestört werde". Es bildeten sich jetzt zwei große Parteien. Die eine, deren Haupt Ahmed Riza war und deren Wahlspruch lautete: Die Türkei für die Türken!, ging von dem Komitee für Einheit und Freiheit aus; die andere Partei war für die Selbständigkeit, die Dezentralisation der Provinzen und hatte in dem Prinzen Sabah Eddin ihren Führer, dem sich später der schon mehrfach genannte Albaner Ismail Kemal Bey zugesellte. Der Prinz, ein Sohn von Damat Mahmud, war mit dem englischen Balkankomitee in enger Verbindung. Auch ein anderer Prinz, nämlich der Thronfolger selber, Jussuf Eddin, hatte zu revolutionären Kreisen Beziehungen gepflogen und ein Jahr vor dem Umschwung zu Jungtürken geäußert, er werde die Verfassung herstellen, wenn er auf den Thron stiege. Der Sultan gab inzwischen seine Sache nicht verloren.

[1]) 2. August 1908.

Er bildete ein Kabinett aus Männern, die ihm leidlich ergeben waren.

In Skutari, Adrianopel und selbst in Saloniki sprachen sich mehrfach die Truppen für Abdul Hamid aus. Nun erzwang aber das Komitee für Einheit und Freiheit die Auflösung des Kabinettes am 5. August und bildete unter Kiamil, der bereits über 80 Jahre alt war, ein neues, das komiteefreundlich war. Bald danach trat das Parlament zusammen, das dann vollends die Macht an sich riß und sie im Sinne der Revolution ausübte.

Die meisten und die einflußreichsten Führer des jungtürkischen Komitees waren Zivilisten. Die Militärpersonen, die dazu gehörten, waren meist junge, ehrgeizige Offiziere. Es war nun ein Hauptfehler des Komitees, daß es die Degradierung vieler verdienter Generale durchsetzte. So mancher Divisionär, der sich im thessalischen Kriege und sonst bewährt hatte, mußte als Oberst weiterdienen; auch Marschällen und Armeeinspektoren wurde ihr Rang gemindert. Das brachte nicht nur Unzufriedenheit in die Generalität, sondern auch eine unheilvolle Verwirrung in die Organisation der Armeekorps. Ein zweiter Fehler war, daß man bei der Säuberung des Hofes allzu schroff vorging. Abdul Hamid und seine Günstlinge hatten wenigstens Geld unter die Leute gebracht. Die Millionen, die aus den Provinzen kamen, streuten sie freigebig in Konstantinopel aus. Von der Verschwendung des Hofes hatten viele Tausende in Konstantinopel ein behagliches Einkommen. Mit der Einschränkung der Luxusausgaben und des Bakschisch fiel auf einmal die trübe Dämmerung der Verdienstlosigkeit und drohender Armut auf zahlreiche Kreise der hauptstädtischen Bevölkerung. Man kann nun von den Ausgaben des Hofes und der hamidischen Günstlingswirtschaft denken, wie man will: Tatsache war, daß durch das rücksichtslose Vorgehen der Jungtürken sich ein stattliches Maß von Groll und Erbitterung in der Hauptstadt gegen sie ansammelte. Zudem wurde das Komitee, und nicht mit Unrecht, beschuldigt, daß



Angriff türkischer Truppen auf ein aufständisches Dorf in Bulgarien.



Ein Albanerhäuptling ruft durch Feuerzeichen den Stamm zum Kampfe auf.

Während der Unruhen auf der Balkanhalbinsel 1902 bis 1908.



Kütschük Said Pascha.



Enver Bey.



Sultan Mohammed V.

viele seiner Mitglieder anderer Einnahmen nur deshalb beschnitten, um sie in die eigene Tasche zu leiten. Es seien jetzt nur andere Pferde an der Krippe; aber Pferde, die den anderen nichts gönnten.

Schon im Oktober kam es zu verschiedenen neuen Ausbrüchen. Untaten von Banden, eine große bulgarische Demonstration in Köprülü, Überfall auf den Bandenführer Sandanski, der verwundet wurde, endlich Unruhen in Albanien, wo man anfing, von Unabhängigkeit zu reden. Nun erfolgte am 5. Oktober ein Schritt, der die ganze Welt überraschte: Ferdinand erklärte sich in Tirnowo, der alten Krönungsstadt Bulgariens, zum Zaren und verkündete, daß Bulgarien hinfort unabhängig sei. Das mußte den Sultan verstimmen, der bisher noch immer der Suzerän Bulgariens gewesen war und von ihm auf einen Jahrestribut Anspruch hatte. Schon vorher hatte die bulgarische Regierung, und zwar mit rücksichtsloser Brutalität, Maßregeln ergriffen, um das Betriebsrecht der Orientbahnen in Ostrumelien abzulösen, und hatte die bisherigen Beamten mit Gewalt vertrieben. Eigentümerin der Linie war im Grunde die Türkei. Während Europa noch über diese Dinge aufgeregt war, kam ein anderer Schlag: am 6. Oktober wurden Bosnien und die Herzegowina Österreich-Ungarn endgültig angegliedert. Den Tag darauf wurde zu Kanea ein Staatsstreich ausgeführt und die Vereinigung Kretas mit Griechenland ausgesprochen. Dieser dritte Schlag war jedoch ein Schlag ins Wasser. Vorläufig!

Am 7. Oktober erhielten die Armeekorps von Hermannstadt, Temesvar, Agram und Sarajewo den Befehl, bis zum 15. Oktober zu mobilisieren. Alle Brücken über die Save und Drina wurden militärisch besetzt. Zugleich wuchs die Erregung in der ganzen serbischen Welt. In Montenegro wurde gerüstet, in Belgrad herrschte kriegerische Stimmung. Den ganzen Tag durchzogen in Belgrad die Studenten und die Schuljugend mit Fahnen die Gassen und riefen: „Krieg mit Österreich!“ Im Universitätssaale und vor dem Denkmal des Fürsten Michael

wurden Kriegsfreiwillige angeworben. Der türkische Gesandte Arzarian Bey überreichte seltsamerweise den Studenten eine türkische Fahne. Die Manöver wurden unterbrochen, und König Peter kehrte mit dem Thronfolger noch am selben Tage nach Belgrad zurück und wurde von Tausenden enthusiastisch empfangen, die nach Krieg riefen. Sofort trat im Palais ein Ministerrat zusammen. Eine sehr energische Protestnote ging gegen die Annexion Bosniens an die Mächte ab. Zugleich wurde eine Entschädigung gefordert. Den Studenten kam der Wortlaut viel zu schwach vor; zusammen mit anderen jungen Leuten protestierten sie gegen die Protestnote. Die Menge schrie: „Nieder mit der Regierung! Hoch die Armee!" Die diplomatischen Beziehungen zwischen Serbien und Montenegro wurden flugs wieder hergestellt. Weniger Erregung rief der Schritt Bulgariens hervor. Inzwischen suchte man in Konstantinopel nach dem Sündenbock. Wie das immer zu geschehen pflegt, schob eine Partei der anderen die Schuld in die Schuhe. Die Alttürken beschimpften die Jungtürken, diese aber behaupteten, die jüngsten Ereignisse seien nur Nachwehen und Folgen des alten Regimes. Am heftigsten war bezeichnenderweise die Sprache der griechischen Blätter gegen Bulgarien. Gryparis, der griechische Gesandte, soll der Pforte sogar militärische Unterstützung für einen Krieg angeboten haben, doch ist das nicht sicher. Sonst waren die türkisch-griechischen Beziehungen durchaus nicht hervorragend, denn Griechenlands Vereinigung mit Kreta wurde proklamiert; auch war eine Erhebung auf Samos zu erwarten. Der Börse von Galata bemächtigte sich eine Panik. Das armenische Komitee bot bereits der Pforte vierzigtausend Freiwillige und große Geldsummen an. Die türkischen Offiziere verlangten den Krieg. In Konstantinopel verbrüderten sich Serben und Montenegriner, von denen angeblich zwanzigtausend in der Stadt waren, mit den Türken. Eine große Kundgebung von sechzehntausend Serben und Montenegrinern fand vor dem Palais des Großwesirs statt. Sie riefen: „Nieder mit Österreich und Bulgarien! Es lebe die Türkei!"

Bereits gingen Gerüchte um, daß die antiösterreichische Bewegung von Rußland und Großbritannien gefördert werde, was den Nagel auf den Kopf traf. Dagegen fiel unangenehm auf, daß kein freundliches Wort von Deutschland kam. Die Frankfurter Zeitung sagte: „Es muß ohne Schönfärberei ausgesprochen werden, daß seit vorgestern die Stellung Deutschlands schwer kompromittiert und sein Einfluß vielleicht auf Dezennien hinaus unwiederbringlich verloren ist.“ In die Stellung Deutschlands drängte sich nun England ein. Sir Edward Grey führte aus: Seit Generationen habe es zwischen England und der türkischen Regierung stets Reibungen gegeben. Gemeinschaftlich mit anderen Mächten habe sich England der undankbaren Aufgabe gewidmet, gegen den Willen der Türkei deren Verhältnisse zu bessern. „Es war unser Wunsch und unsere Hoffnung, daß nichts außerhalb der Türkei geschehe, was irgendwie die Reformarbeit stören könnte. In diesem kritischen Moment erfolgten die Erklärungen von Österreich und Bulgarien. Der Unterschied zwischen Autonomie und Unabhängigkeit ist nicht so sehr groß; es handelt sich nicht um eine eigentliche materielle praktische Änderung, aber die Art, in der man vorging, ist regelwidrig und unerwartet. Sie bedeutet eine Änderung des Berliner Vertrages ohne vorhergehende Zustimmung der übrigen Mächte.“

Die kriegerischen Wogen legten sich nach kürzester Frist. Schon am 11. Oktober sprachen sich in geheimer Sitzung dreiundneunzig Deputierte zu Belgrad gegen sechsundsechzig für den Frieden aus. Dafür wurde ein Boykott seitens der Kaufleute in der Türkei gegen die österreichischen Waren eröffnet und streng durchgeführt, ein Boykott, von dem die griechischen und jüdischen Kaufleute am meisten Nutzen zogen. Auch wurde eine europäische Konferenz vorgeschlagen. Schon am 12. Oktober erklärten sich Rußland, England, Frankreich und Italien bereit, die Konferenz zu beschicken. Alle die genannten Mächte suchten die Wasser der antiösterreichischen Bewegung auf ihre Mühlen zu leiten. Italien machte aus seiner Feindschaft kaum einen

Hehl. Auch bemühten sich die Türken stark um Rumänien. Der Großwesir äußerte, ein Krieg könne vielleicht vermieden werden, wenn Rumänien jetzt offen Sympathien für die Türkei bekundete. Dagegen machten die Albaner Miene, sich von der Türkei zu trennen und ihre völlige Unabhängigkeit zu fordern. Allein die Albaner waren nicht einig. Der Häuptling Beiram trat, obwohl ein erbitterter Serbenfeind, gegen Österreich auf. Geteilt war nicht minder die Stimmung in Montenegro. Auf der einen Seite fühlte es schmerzliche Erregung wegen der Abtrennung Bosniens, auf der anderen Seite begrüßte es in der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und dem Anschlusse Kretas an Griechenland einen Sieg des Nationalitätenprinzips, und das Amtsblatt freute sich über das Wiedererwachen der Balkanstaaten.

Nun ließ Freiherr v. Ährenthal den Sandschak räumen, obwohl ja Österreich das Recht hatte, ihn besetzt zu halten, und erklärte sich bereit, sechsundfünfzig Millionen Kronen an die Türkei zu zahlen. Größer war der Schaden, der dem österreichischen Handel durch den viereinhalb Monate dauernden Boykott zugefügt wurde. Der Anschluß Kretas an Griechenland wurde indessen rückgängig gemacht. Ein Versuch der Russen, die Eröffnung der Dardanellen durchzusetzen, scheiterte. Am besten schnitt Bulgarien ab. In der Tat hätten die Bulgaren, wenn sie gewollt hätten, damals leicht bis vor Konstantinopel marschieren und möglicherweise sogar die Stadt überrumpeln können. Sie hätten dreihundertfünfundsiebzigtausend Mann gegen drei schlecht ausgebildete europäische Armeekorps der Türkei zur Verfügung gehabt. Immerhin rüsteten die Türken eifrig; auch hielten sie, was seit dreißig Jahren nicht geschehen war, an sämtlichen Bosporusforts Scharfschießen ab.

Die Räumung des Sandschaks war den Türken selbst gar nicht besonders angenehm. Sofort kam bei ihnen die Befürchtung auf, daß sich Serben und Montenegriner im Sandschak vereinigen würden. Auch wandte sich eine Abordnung von Mohammedanern in Plevlje nach Wien und gab der Befürchtung

Ausdruck, daß im Limtale Zustände wie vor dreißig Jahren wieder einreißen würden. Der österreichische Botschafter in Konstantinopel, Markgraf Pallavicini, sah sich denn veranlaßt, ausdrücklich Tewfik, dem Minister des Äußeren, zu erklären, der Sandschak sei an die Türkei nur zurückgegeben unter der Bedingung, daß er in türkischem Besitze verbleibe. Dafür sei Österreich Bürge. Ohnehin sei die Besetzung des Sandschaks nur deshalb vor dreißig Jahren erfolgt, um eine Vereinigung Serbiens und Montenegros zu verhindern. Kurz, die Doppelmonarchie lege Wert darauf, ein Nachbarstaat der Türkei zu bleiben. Inzwischen nahm der Boykott immer größere Maße an. Den Vorteil davon hatten fast einzig und allein die Dönme von Saloniki. Selbst als amtlich bereits die Aufhebung des Boykotts gefordert wurde, widersetzten sich die Männer von Saloniki, die sich mit der Zunft der Hamal, der Lastträger, um so besser vertrugen, als ein Teil der Hamal aus Dönme besteht; solange aber die Lastträger nicht ans Löschen österreichischer Schiffe herangehen wollten, solange war an ein Ende des Boykotts nicht zu denken. Das Haupt der Hamal leistete den Weisungen der Pforte offenen Widerstand und zeigte sich mächtiger denn der Großwesir. Es kam geradezu zu einer Spannung zwischen dem jungtürkischen Komitee in Saloniki und dem in Konstantinopel. Erst am 17. Februar 1909 wurde im Westbalkan der Boykott aufgehoben; in Asien dauerte er noch länger fort. Der ganze Streit zwischen Österreich und der Pforte wurde schließlich durch den Deutschlevantiner Karl Testa geschlichtet. Einst war Testa die Seele der deutschen Botschaft gewesen; er kannte alle Schliche und Hintertüren des Orients, und war auch deshalb bei den Orientalen äußerst beliebt, weil er gern mit ihnen des Kefs pflog oder ein Spielchen machte, nie aber, wenn es irgend zu umgehen war, etwas Amtliches von ihnen verlangte. Das war der zaudernden Apathie der osmanischen Verwaltungskreise gerade recht. Später wurde Testa deutscher Vertreter bei der öffentlichen Schuld. Als

Schiedsrichter bestimmte er, daß Österreich-Ungarn zweieinhalb Millionen türkische Pfund oder sechsundfünfzig Millionen Kronen für die bosnischen Staatsgüter an die Hohe Pforte zu zahlen habe. So geschah es denn. Weit verwickelter war die Erledigung der bulgarisch-türkischen Spannung. Sie wurde durch eine Schiebung gelöst. Rußland zahlte die Entschädigungssumme für die Ablösung der Orientbahn in Ostrumelien, dafür wurde Bulgarien sein Schuldner.

Ins hellste Licht trat bei allen diesen Vorgängen die Führerschaft Englands. Achmed Riza, das Haupt der Jungtürken, begab sich zu Grey nach London. Immerhin mußte man die geplante Konferenz wieder fallen lassen. Dagegen dauerte, trotz der Konzessionen Österreichs, die Spannung zwischen Österreich und der Türkei und, in größerem Rahmen, zwischen dem Dreibunde und dem Dreiverbande, an, bis endlich am 1. April 1909 „der Frieden ausbrach".

Weitere Fehler der Jungtürken folgten. Sie wollten alle Fremdvölker im Reiche vertürken. Darüber entstanden nicht weniger als fünf albanische Aufstände[1]. In Westalbanien wurde zuerst die türkische Revolution mit Genugtuung aufgenommen, außer vom Militär in Skutari. Ich habe im Herbst 1908 das Land bereist, überall herrschte noch helle Begeisterung, selbst in der schwer zugänglichen Lurja war ein paradiesisches Zeitalter angebrochen; überall legte man alte Fehden bei, und Männer, zwischen denen Blutrache herrschte, schworen sich die Bessa. Bald aber kam es wieder zu Unruhen, die der harte Dschawid Pascha niederwerfen sollte.

Ein Gewirr von krummen Pfaden, die beständig einander kreuzen, war das Labyrinth der osmanischen Politik in Albanien. Am selben Tage, da ein Gefecht gegen die aufrührerischen Skipetaren geliefert wird, melden sich tausend Freiwillige aus der Skipnia zu den Fahnen des Padischah. Am selben Tage

[1] Ich habe die ersten in verschiedenen Schriften, darunter in der „Weltgeschichte der Gegenwart" (besonders in der zweiten Auflage, die dritte ist hierin knapper) ausführlich geschildert.

wird ein Notabler aus Valona zum Großwesir erhoben, da ein Verwandter von ihm unter Polizeiaufsicht gestellt wird. Die Lösung dieser Rätsel ist aber trotzdem einfach. Die Widersprüche erklären sich durch den Gegensatz der Religionen und durch den wachsenden Nationalismus. Als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert keine Rettung mehr vor den Türken schien, entschloß sich ein großer Teil der Albaner, Mohammedaner zu werden, lieber die Religion der Ahnen, als das angestammte Volkstum aufzugeben. Hierdurch entstand ein gewaltiger Riß, der das Volk in eine mohammedanische und eine christliche Hälfte spaltete, ein Riß, den die Zentralregierung geschickt zu benutzen verstand. Die Christen mußten viel leiden; mehrere Priester und ein Bischof wurden hingerichtet. Ein weiterer Riß entstand zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen.

Alle Skipetaren empfanden es längst schmerzlich, daß ihnen der Besitz eigener Schulen und Zeitungen verboten war. Blätter, die gegründet wurden, mußten im Auslande erscheinen: in Athen, Sofia, Triest, Pest, Alexandrien, Genf, Brüssel, Boston. Führende national-albanische Männer wurden in die Verbannung geschickt. Naturgemäß führten derartige Verbannte dann in den Blättern eine sehr scharfe Sprache. Der Fürstabt von Oroschi sagte denn auch zu mir: „Im letzten Winter gingen zwei von meinen Leuten hinauf in den Wald, um Holz zu fällen. Da wurden sie von einem Rudel Wölfen umzingelt. Der eine Holzhacker flüchtete sich auf einen Baum, und rief dem anderen, dem dies nicht gelang, zu: ‚Nur tapfer! Schlage sie nur tot!‘ Ähnlich war es mit unseren Verbannten. Sie konnten in aller Gemütsruhe da draußen stacheln und hetzen, wir aber, die da drinnen, hätten die Sache ausbaden dürfen."

Merkwürdig ist, daß das neue Regime von Albanern eingeleitet wurde, die doch seit alten Zeiten des Sultans Leibwache stellten und dem alten Regime seinen letzten Großwesir gaben. Enver Bey, einer der Hauptheldenen der jungtürkischen Ära, war der Nachfahr von Leuten, die in der Landschaft

Dibra geboren waren und von da nach Konstantinopel auswanderten.

Nun erstrebten die Albaner auch eigene Schrift und hielten am 7. November 1908 einen All-albanischen Kongreß in Monastir ab, der als Hauptzweck hatte, die Einigung zwischen christlichen und mohammedanischen Albanern herbeizuführen und sich über ein eigenes Alphabet schlüssig zu werden; dagegen wollten die Jungtürken arabische Schrift einführen. Wir haben jedoch nicht nur mit dem Gegensatz der Religionen und der Kulturstufen zu rechnen, sondern auch mit einer Kluft, die die größere Nordhälfte Albaniens von der Südhälfte trennt. Im Wilajet Janina ist die Mehrzahl der Albaner derart hellenisiert, daß sie die einheimische Sprache nicht mehr versteht. Selbst bei den Gerichten wurde — ein in der Türkei bis dahin unerhörter Fall — Griechisch gesprochen.

Jedenfalls war der Ruhm der Jungtürken durch die Stürme in der äußeren und inneren Politik empfindlich erschüttert. Die Abbröckelung des Reiches in Bosnien und Bulgarien, wie in Fessan, wo die Franzosen gegen türkisches Gebiet vordrangen, wirkte äußerst ungünstig. Die Bürgerkriege, die allenthalben, in Kurdistan, in Arabien, in Albanien aufflammten, taten den Rest. So beschloß denn Abdul Hamid im April 1909, den Umschlag der Stimmung zu nutzen und einen Staatsstreich zu versuchen. Ihm saß das Geld lockerer als seinen Feinden. Er ließ Millionen an die Geistlichkeit, die Studentenschaft und die Truppen verteilen. Er trug dem verschlagenen Albanerführer Ismail Kemal, der ihm bei jener Verteilung half, das Großwesirat an. Er verfolgte die hervorragenden Jungtürken und ließ, wen er konnte, verhaften. Das Komitee erkannte jedoch sofort die Gefahr und raffte sich mit großer Tatkraft auf, ihr zu begegnen. Mahmud Schewket, der Kommandierende des dritten Korps, rückte gegen die Hauptstadt, und die Urheber der Revolution, Enver Bey, der inzwischen Militärattaché in Berlin geworden, und Nyasi Bey eilten herbei. Es gelang Mahmud Schewket, mit seinem zwar kleinen

aber gut disziplinierten Heere von fünfundzwanzigtausend Mann die vierzigtausend Mann der hauptstädtischen Garnison in blutigen Straßenkämpfen zu überwältigen und in wenigen Tagen, bis zum 24. April, den Widerstand der hamidischen Partei zu brechen. Der Jildis wurde genommen und Abdul Hamid, der sich wiederum zu keiner energischen Abwehr hatte entschließen können, abgesetzt und nach Saloniki in die Villa Allatini in Gefangenschaft gebracht. Damit war der Triumph der Dönme, zu deren Reichsten der Bankier und Mühlenbesitzer Allatini gehört, vollendet. Unter den vier Leuten, die von dem in San Stephano rasch zusammengetretenen Parlamente damit betraut waren, dem Herrscher seine Entthronung mitzuteilen, befanden sich der Albaner Essad Pascha und der jüdische Rechtsanwalt Carasso. Für die Alttürken war es ein besonderer Stein des Anstoßes, daß ein Nichtmohammedaner einen solchen Schritt wagen durfte. Auf den Thron wurde Prinz Reschad, der älteste lebende Bruder Abdul Hamids, als Mohammed V. erhoben.

Der Balkankrieg.

Die Vorbereitungen 1909 bis 1912.

Die Straßenkämpfe von Konstantinopel waren für die christlichen Balkanstaaten ein neuer Beweis dafür, daß es mit der Türkei abwärts gehe. Daher verdoppelten sie ihre Anstrengungen, um dem kommenden Sturme gewachsen zu sein. Sie rüsteten, militärisch und diplomatisch. Der russische Botschafter in Konstantinopel, Tscharykoff, suchte einen Balkanbund zuwege zu bringen. Mehrfach führte der wachsende Nationalismus zu Erschütterungen innerhalb der christlichen Staaten. So wurde der serbische Kronprinz seines Erbfolgerechtes entkleidet und außer Landes geschickt, weil er seine chauvinistischen Neigungen allzusehr unterstrich. In Griechenland brach 1909 eine Offiziersrevolte aus, die nicht ungefährlich hätte werden können. Die meuternde griechische Flotte hielt sich eine Zeitlang vor Ägina auf. Die Offiziere verlangten die Entfernung der königlichen Prinzen. Am 28. August zog die Besatzung Athens vor die Tore und erzwang die Abdankung des Kabinettes. Ministerpräsident wurde zunächst Mauromichalis aus Sparta. Vier Prinzen wurden tatsächlich aus der Heeresliste gestrichen; nur der fünfte Königssohn, Georg, blieb. Am 29. Oktober besetzte der Korvettenkapitän Typaldos mit seinem Anhang das Arsenal von Salamis. Vorübergehend gelang es dem Kriegsminister, Oberst Zorbas, dem Führer der Offiziersliga, wieder ruhigere Zustände herbeizuführen. Aber zeitweilig war sogar der König mit Absetzung bedroht. Wer das stampfende und schlingernde Staatsschiff nach einem Jahre endlich aus der stürmischen See des Aufruhrs herausbugsierte, war der Kreter Venizelos, seit

19. Oktober 1910 Ministerpräsident. Er verstand es, nach außen hin korrekt zu bleiben, dergestalt, daß er kretischen Abgeordneten, die in die Wuli (Kammer, βουλή) strebten, mit Bajonetten den Eintritt verwehrte; hinter den Kulissen aber förderte er den Bund der Offiziere und betrieb die Verstärkung von Heer und Flotte. Zur Reorganisation der Flotte wurde ein französischer Admiral berufen, wie zur türkischen ein englischer. Beide Landheere, das griechische, wie das türkische, lernten von Deutschen. Die Türkei stellte achtundzwanzig deutsche Offiziere ein.

Am 28. August 1910 feierte Nikolaus von Montenegro sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Aus diesem Anlaß wurde das Land zum Königreich erhoben. Ende September 1911 brach der Krieg zwischen Italien und der Türkei um Tripolis aus. Er begann mit einem Anschlag des Herzogs der Abruzzen auf die südalbanische Hafenstadt Prevesa. In der Folge wurden Scarpanto bei Kreta, Rhodos und zehn andere Inseln von den Italienern besetzt. Im April und Juli 1912 wurden die Dardanellen in Mitleidenschaft gezogen. Auch versuchten die Italiener mehrfach eine Überrumplung Salonikis. Der Einspruch Österreichs verhinderte jedoch eine ernstliche Betätigung der Italiener auf dem Westbalkan, und auch die Osthälfte der Halbinsel blieb so ziemlich vom Krieg verschont. Um so größer war die Wirkung des Krieges auf die inneren Verhältnisse. Er schadete den Finanzen der Türkei und verwickelte das Verhältnis zu Albanien und Montenegro. Last, not least: an die fünfzigtausend Italiener, davon die meisten im Balkan ansässig, wurden aus der Türkei vertrieben.

Der Friede wurde am 18. Oktober 1912 in Ouchy bei Lausanne geschlossen. Am gleichen Tage überschritten die ersten Balkanier die Grenzen.

Die Einzelvorbereitungen zum Entscheidungskampfe gegen die Türkei wurden zuletzt im Rahmen eines Balkanbundes zusammengefaßt. Der Gedanke eines Bundes lag seit langem in der Luft. Ganz von selber hatten sich, wenn irgend eine

Großmacht losbrach, auch die Rajahvölker gegen die Hohe Pforte erhoben; am Kriege von 1877 haben sich Rumänen, Bulgaren, Serben und Montenegriner eifrig beteiligt, und Griechenland hat wenigstens in Thessalien mobilisiert; auch ist es dort zu ernstlichen Grenzreibereien gekommen. Gemeinsamer Haß gegen einen Außenseiter verbindet ja oft mehr als eine andere Gemeinschaft. Als Vater des Bundesgedankens gilt vielfach der serbische Minister Dr. Wladan Georgewitsch, der um die Mitte der neunziger Jahre zuerst dem Plane festere Form gegeben haben soll. Von nicht geringem Belang war die Haltung Rußlands, das einem Zusammengehen aller Balkanier günstig war. Freilich war die russische Politik des öfteren recht undurchsichtig und schwankend. Einmal war sie für die Serben, ein andermal für die Bulgaren. Ja, man dachte in Petersburg daran, selbst die Türkei in einen Bund hineinzuziehen, als dessen natürlicher Schutzherr der Zar gedacht wurde. Frühzeitig nahmen die Berater des Zaren gegen die Albaner Stellung. Die geschilderte Errichtung eines russischen Konsulates in Mitrowitza [1]) war hauptsächlich ein Streich gegen die Skipetaren; außerdem freilich eine Liebenswürdigkeit für die bedrängten Serben. Es war dies offensichtlich panslawistische Politik. Wir können das Hin und Her, die unzähligen Wandlungen derartiger Bestrebungen hier nicht weiter verfolgen. Es genüge, zu sagen, daß im Februar 1912 greifbare Fäden zu dem Gewebe eines Balkanbundes gesponnen wurden und daß im Juni des genannten Jahres diese Fäden sich verdichteten. Die Vollender und Ausführer des Bundesgedankens waren anscheinend König Ferdinand und Ministerpräsident Venizelos; erst im zweiten Treffen kamen König Nikolaus von Montenegro und der serbische Ministerpräsident Paschitsch in Betracht. Als Souffleur wirkte bei dem Schauspiele der russische Gesandte in Belgrad, Hartwig, der von Teheran nach der serbischen Hauptstadt gekommen war.

---

[1]) S. 122 ff.

Die Spitze des serbisch-bulgarischen Bündnisses war, wie erst im November 1913 enthüllt wurde, zugleich gegen Österreich gerichtet. Der letzte Offensivvertrag erfolgte zwischen Griechenland und Bulgarien am 22. September 1912.

Es bedurfte jedoch noch eines äußeren Anlasses, um den Bund in Wirksamkeit treten zu lassen. Den Funken zu dem Balkanbrande lieferte der fünfte Unterdrückungsfeldzug, den die Bataillone der Jungtürken in Albanien führten, und die Meuterei des Heeres, die sich daran schloß. Wiederum war Albanien das Schicksalsland, der Ausgang einer neuen Ära, wie vor vier Jahren.

Noch gab das jungtürkische Komitee seine Sache nicht verloren. Es sträubte sich mit Händen und Füßen gegen den Umschwung, der sich unwiderstehlich allerorten ankündigte. Ja, es drohte sogar mit seiner Rache, wenn es zeitweilig zurückgedrängt würde. Das war nur zu geeignet, den Argwohn zu nähren, daß der Bürgerkrieg in der Türkei endemisch werde.

Im August war jedoch der Sturz der Jungtürken auf der ganzen Linie entschieden. Die Kabinettsbildung wurde dem neuen Großwesir Achmed Mukhtar Pascha, der 1877 so manchen siegreichen Strauß bestanden, anvertraut.

Es war aber schon zu spät, um alles Unheil, das die Jungtürken angerichtet hatten, wieder rückgängig zu machen. Namentlich sollte sich bitter rächen, daß Torgut Schewket Pascha hundertdreiundsechzigtausend gute Gewehre, wie der deutsche Begleiter des Paschas jubelnd berichtet, den Albanern, den tüchtigsten Vorkämpfern des Osmanischen Reiches, abgenommen hatte. Zu den alten wurden neue Fehler gemacht. So wurden z. B. hundertzwanzigtausend Kerntruppen in die Heimat geschickt. Als es dann hart auf hart ging, waren nur schlecht ausgebildete Redife, die von neuzeitlichen Waffen gar nichts verstanden, zur Verfügung. Unter diesen Umständen glaubten die Balkanier den schweren Wurf wagen zu dürfen. Noch am 22. September schloß, wie bereits erwähnt, Bulgarien mit Griechenland ein Trutzbündnis ab. Der Ring war damit voll-

endet: der Waffengang konnte beginnen. Er wurde für die Türkei zur Katastrophe[1]).

Der Zusammenbruch der Türkei.

Die Streitkräfte der vier Balkanstaaten, die sich zu Freud und Leid verbündet hatten, zahlenmäßig einzuschätzen, ist selbst heute nicht ganz leicht. Denn meist ist die volle Höhe der Gestellungen erst gegen die Mitte des Krieges zu erreicht worden. Um ganz gründlich zu verfahren, müßte man, die Zahl der inzwischen Gefallenen berücksichtigend, für jede einzelne Woche die Angaben feststellen. Im allgemeinen kann die Gesamtmenge der aufgebotenen Balkanier auf rund eine Million veranschlagt werden, denen im Anfang dreihunderttausend, später, Anfang 1913, an vierhunderttausend Türken gegenüberstanden. Im einzelnen ist dagegen noch das meiste ungewiß. So schwanken die Statistiken über die bulgarischen Krieger von dreihundertfünfzig- bis sechshunderttausend. Besonders überrascht hat die Größe des serbischen Aufgebotes. Unsere Kenner sagten: neunzigtausend Gefechtsstärke, hundertzwanzigtausend Mann Verpflegungsstärke. Die Serben brachten jedoch bis dreihundertfünfzigtausend, ja vierhunderttausend Mann auf die

---

[1]) Ich schrieb im „Tag", 8. August 1908: „Nach einem kurzen Taumel des Glücks wird sie (die Verfassung) zum Bürgerkriege führen — — das Feuer wird das Mark der Türkei verbrennen, und Deutschland wird seines trefflichen Bundesgenossen beraubt sein." Am 1. September 1909 im „Tag": „Die jetzige Katastrophe ist die schwerste, die das Osmanentum je durchzumachen hatte. Die Serben und Bulgaren gravitieren unweigerlich zu den Staaten der Volksgenossen im Norden; die Albanesen wollen selbständig sein, und die Araber bereiten schon lange einen Rassekrieg gegen alle Türken vor. Diese Elementarkräfte sind stärker als Menschenkraft. Zumal die starke Hand Englands im Hintergrunde ist. So treibt denn das türkische Staatsschiff den reißenden Strom hinunter, dem Sturze entgegen." Mit diesen Voraussagen stand ich so ziemlich allein. In einer Broschüre, die Anfang Juli 1912 erschien, habe ich dann neuerdings den kommenden Zusammenbruch der Türkei ausführlich zu begründen gesucht.

Beine[1]). Verpflegung? Die Herren Serben lösten das Problem auf die einfachste Weise von der Welt, indem sie kurzerhand nicht verpflegten. Hungernd und bettelnd sah man schon während der Mobilisation, also noch vor dem Kriege, die Rekruten des dritten Aufgebotes durch die Mauern Belgrads schweifen. Der Gedanke der Regierung war ungefähr der, der auch die Franzosen vor 1792 und 1796, vor der Schlacht bei Valmy und den Siegen in Oberitalien beseelte; die zerlumpten, barfüßigen und verhungerten Rekruten der Levée en masse Carnots sollten alles Nötige aus Feindesland nehmen. Auch die Serben setzten alles auf eine Karte und spielten va banque. Auch sie hofften, daß ihre Soldaten Nahrung und Kleidung im Feindeslande finden würden, und die Hoffnung hat nicht getrogen. Dazu erbeutete man noch unermeßliche Munition, genug, um ein ganzes Armeekorps ein Vierteljahr lang damit auszustatten. Auch die Pferde der Serben, sowohl bei der Reiterei als auch bei der Bespannung der Batterien, waren weit besser, als erwartet. Tatsächlich ist die serbische Kavallerie die einzige, die während des ganzen Balkanfeldzuges etwas geleistet hat, und von ihrem schönen Geschützparke konnten die Serben mehrfach an ihre Verbündeten abgeben, die sofort diese Hilfe wohltätig empfanden.

Den Krieg eröffnete Montenegro am 8. Oktober. Als die Gesandten der Mächte in Cetinje zu König Nikolaus kamen, um ihm mitzuteilen, es sei der bestimmte Wille Europas, den Krieg zu verhindern, da teilte Nikolaus mit, vor zwei Stunden habe der montenegrinische Gesandte in Konstantinopel seine Pässe verlangt; und am Abend überschritten drei montenegrinische Kolonnen die Grenze. Die eine, unter Martinowitsch, überquerte die Bojanna, im Süden von Skutari; die andere, unter dem Kronprinzen Danilo, ging gegen Tusi im Nordosten des Skutarisees vor; die dritte Kolonne wandte sich ostwärts und fiel in den Sandschak ein. Die letztgenannte, unter

[1]) Frhr. v. Chlumecky spricht sogar von fünfhunderttausend.

Wukotitsch, besetzte in der Folge Djakowa und vereinigte sich dort mit den Serben. Den Montenegrinern ging es überall nach Wunsch, namentlich siegten sie in der Schlacht bei Tusi. In einer kahlen Ebene ragt dort ein Berg mit einem Fort, und im Osten der Ebene erhebt sich, wie ein Torhüter der albanischen Alpen, der Detschitsch, der wohl achtmal höher ist, als der genannte Burgberg, und die ganze Umgebung stundenweit beherrscht. Es gehörte großer Mut dazu, erst anderthalb Stunden durch die baumlose Ebene zu eilen und dann von unten zu stürmen, und dies noch dazu im hellsten Sonnenlichte, gerade vor Mittag, was ja auch wohl nicht sehr zweckmäßig war. Die Montenegriner zeigten die Güte ihrer Lungen, indem sie fast die ganze Strecke im Laufschritt durchmaßen. Sie wandten den Trick an, ähnlich wie die Hasen Haken zu schlagen und in einer ungefähr spiralförmigen Linie sich dem Fort von Tusi zu nähern, um den feindlichen Maschinengewehren kein gleichbleibendes Zielobjekt zu bieten. Bei der ganzen Aktion wurden sie von fünftausend Albanern unterstützt, die sogar nach der Aussage von Cetinje selbst das Beste getan haben sollen. Über zwölfhundert Türken wurden gefangen genommen. Ich habe die Leute, die gut gekleidet und auch sonst in bester Verfassung waren, kurz darauf gesehen und konnte mich nur wundern, wie so stämmige Burschen, die auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit waren, sich so rasch hatten ergeben können. Übrigens wurden sie von den Montenegrinern durchweg anständig behandelt.

Dann kam aber die Angriffswucht der Montenegriner zum Stehen. Skutari gebot ihnen Halt. Auch machten sie den Fehler, sich die Albaner, zuerst die Mirditen und dann die Malsoren, zu entfremden, so daß bereits am 12. November katholische Albaner auf türkischer Seite kämpften. Ein halbes Jahr lang sollte sich die Belagerung Skutaris ausdehnen. Die Montenegriner waren schlechterdings nicht dazu vorbereitet, namentlich war ihre Artillerie viel zu ungenügend, um eine so starke Festung zur Übergabe zu zwingen.



König Nikolaus von Montenegro inmitten seines Volkes
vor dem Palast in Cetinje nach der Kriegserklärung im Oktober 1912.



Venizelos.
Griechischer Ministerpräsident.



Dr. Vladan Georgewitsch.
Serbischer Minister.



C. Chusseau-Flaviens phot.

Serbische Kavallerie.



Serbische Artillerie.



Der Generalstab des montenegrinischen Heeres.

Vor Skutari dehnen sich zwei Ebenen, eine nach der Richtung von Alessio zu, die andere, kleinere, im Osten und Nordosten der Stadt nach den Vorbergen der Malsia zu. Bei der Stadt selbst, die sehr weitläufig gebaut ist und die sich wohl auf sechs bis sieben Kilometer erstreckt, erheben sich drei mäßige Hügel steil über der Fläche. Der eine Hügel trägt ein altes venezianisches Fort, die anderen sind in neuzeitlicher Art befestigt. Die Ebenen im Osten und Süden werden von den Hügeln aus mühelos bestrichen. Außerdem wird die Südebene von zwei großen Flüssen durchströmt, von der ziemlich langsamen, aber sehr breiten Bojanna, die den Skutarisee entwässert, und dem schmäleren, jedoch außerordentlich reißenden Drin. Auf ebenen Flächen gegen eine Festung vorzurücken, ist, wie Moltke ausführt, ungemein mißlich. Die Montenegriner, die Meister des Nachtgefechts sind, versuchten demgemäß verschiedene nächtliche Überrumpelungen, aber derartige Überfälle wurden durch die Flüsse stark gehemmt. So ist denn eigentlich nie ein nächtlicher Überfall erfolgreich gewesen. Unmittelbar am Gegenufer der Bojanna beginnt der Tarabosch, dessen Hänge jäh in die Wasser des Sees hinabfallen. Bis zu der Höhe des Berges sind etwa vier, höchstens fünf Kilometer Luftlinie. Der Tarabosch, dessen blutiger Name sicherlich in der Kriegsgeschichte in gleicher Furchtbarkeit weiterleben wird, wie der düstere Name des Malakoff von Sewastopol, hat nicht weniger als neun Spitzen, die indessen an Höhe nicht sehr voneinander abweichen. Als die Montenegriner die höchste, die zugleich am weitesten von Skutari entfernt liegt, besetzt hatten, sahen sie sich durch das Feuer der feindlichen Kanonen von den anderen Spitzen dermaßen bestrichen, daß sie es vorzogen, in die steilen Hänge des Tarabosch hinabzugleiten und sich dort mit ihren Geschützen einzubauen. Die Türken folgten aber nach und gingen sogar noch tiefer, so daß sie nach meiner Schätzung auf nur anderthalb oder höchstens zwei Kilometer Entfernung ungefähr 120 Meter in die Höhe schossen. Von den 40 oder 48 montenegrinischen Geschützen —

ganz genau konnte man das begreiflicherweise nicht erfahren — sollten nur sehr wenige sein, die weiter als vier Kilometer, und nur zwei, die weiter als acht schossen.

Den Skutarisee muß man sich etwa vorstellen wie den Bodensee, nicht so lang, aber in der Nordhälfte breiter und in jedem Falle unvergleichlich viel großartiger. Der kritische Punkt an dem See war bei Gruda, wo die montenegrinischen und türkischen Stellungen mit dem freien Albanien zusammenstießen. Zuerst waren die Skipetaren die Freunde des Königs Nikolaus, seit November jedoch, und in steigendem Maße seit der Unabhängigkeitserklärung Anfang Dezember, wendeten sie sich von ihm ab und wurden aus Freunden zu Feinden.

Ich darf hier einige zu Beginn des Krieges gemachte persönliche Beobachtungen einschalten:

„Der Tarabosch ist 570 Meter hoch; er beherrscht die Stadt. Die Montenegriner haben nur eine der neun Spitzen im Besitz, außerdem aber den 930 Meter hohen Muritschen dahinter, der Adria zu; der Muritschen liegt aber zu weit ab. Die Kanonen der Türken sind besser als die der Montenegriner, die nicht so gut, wie erwartet, artilleristisch geübt sind. Eines ihrer eigenen Geschütze platzte einmal, vier Montenegriner tötend und vierzehn verwundend. Auch die große Explosion von Antivari zeigt die allzu große Sorglosigkeit und Unerfahrenheit der Zrnagorzen. Im Süden Skutaris breitet sich eine tischgleiche Ebene aus, die nur durch den kleinen Hügel von Truschi unterbrochen wird. Die Montenegriner erstürmten vor etwa sechs Tagen Truschi, verloren es aber wieder. Im Südosten des Sees, drei bis vier Kilometer vor der Stadt, bei Schtoit, haben die Türken bloß Erdschanzen aufgeworfen, die jedoch recht wirksam sind. Oberhalb Schtoit, ebenfalls nur drei Kilometer von Skutari entfernt, besetzten dagegen die Montenegriner Renzi, das die ganze vorgelagerte, vom Kiri durchströmte Ebene bis dicht vor die Mauern von Skutari bestreicht. Ganz offen, noch gar nicht von den Zrnagorzen angegriffen ist die Straße nach Prisrend, so daß also die Türken,

die seit einer Woche schon eingeschlossen sein sollen, tatsächlich noch einen breiten Ausweg nach der Außenwelt haben. Dieser Weg führt hart am Gebiete der Mirditen vorbei. Daraus erhellt ohne weiteres die Wichtigkeit der Stellungnahme der Mirditen. Gerade sie aber hat Nikita vor den Kopf gestoßen. Allerdings sollen jetzt von Prisrend her, das schon am 31. Oktober fiel, serbische Truppen mit Artillerie unterwegs sein, um jene letzte Lücke, jene Verbindungsstraße mit der Außenwelt, zu schließen. Es wird gar nicht leicht sein, denn die Straße führt durch keinen Engpaß, sondern gerade vor Skutari, etwa sechs Kilometer lang, durch ganz offene, breite Ebene. Auch stehen die Türken noch immer, freilich nur mit anderthalb Bataillonen, am Meer, bei San Giovanni di Medua. Die Verbindung von dort mit Skutari ist durch montenegrinische Abteilungen unterbrochen, aber kann, namentlich wenn befreundete Albaner zu Hilfe kommen, für die Türken ohne allzu große Mühe wiederhergestellt werden. Ich möchte hier einschalten, daß ich mich unlängst mit griechischen Gefangenen unterhielt und von ihnen genaue Angaben über die Stärkeverhältnisse erfuhr. Die Griechen waren zwei Jahre schon in Skutari gewesen, kannten also die Verhältnisse. Sie sagten, ursprünglich sei die Garnison zwanzigtausend Mann stark gewesen. Davon seien fünf- bis sechstausend Griechen desertiert, drei- bis viertausend gefallen, verwundet oder gefangen, so daß jetzt im ganzen zehn- bis elftausend Verteidiger noch übrig seien, die inzwischen sich durch den Zuzug von achthundert bis tausend Dibresen verstärkten. Dibra ist eine der wildesten Landschaften Mittelalbaniens, östlich der Mirdita. Auf der anderen Seite behaupten die Montenegriner, ihre Streitkräfte vor Skutari betrügen zwanzigtausend Mann. Vermutlich überschätzt. Es gehen doch viele Tote und Verwundete ab; wie viele Verwundete, ist schwer zu sagen. In Cetinje ist die amtliche Angabe: dreihundert. Einer aber, der es wissen konnte, erklärte: dreitausend. Hinwiederum aber wurden die Verluste durch Zuzug von Amerikanern in etwas ersetzt. Auch über diese amerikanischen Montenegriner schwanken die Angaben, von dreitausend bis sechstausend.

Vom König habe ich jedenfalls einen bedeutenden Eindruck gewonnen. Er ist eigentlich der einzige Staatsmann seines Landes. Es war billig, bisher über das kleine Montenegro zu spotten. Die Kleinheit allein ist kein Schade. Auch Doris war klein, die Heimat der Dorer, die dann einen Großstaat errichteten; und aus allerdürftigsten Anfängen, aus den vier Urkantonen, entstand die mächtige Eidgenossenschaft.

Tapfer sind wirklich die Verwundeten der Montenegriner. Sie wollen noch gar nicht aus der Schlachtlinie weg, wenn sie bloß eine Wunde haben. Einer war jüngst in den Arm geschossen; er nahm sein Taschenmesser, stach sich die Kugel heraus und setzte den Kampf fort. Bei der Operation verschmähen sie die Narkose, unterhalten sich, während an ihnen herumgeschnitten wird, ganz unbekümmert mit ihrem Nachbar. Und merkwürdig leicht heilen die Wunden, selbst ganz schwere, manchmal schon in zwei bis drei Wochen. Es ist eine harte Rasse. Und marschieren sollen sie können! Siebzehn Stunden ohne Unterbrechung! Was ja wohl eine Ausnahme war.

Ich sah zwölfhundert Gefangene, meist reine Türken, dann Griechen, Albaner, Araber, zwei Neger, einige Mulatten und zuletzt noch Lasen, die zu der Gruppe der Georgier gehören und aus Kerasunt stammen. Die Gefangenen werden nach der griechischen Insel Leukas transportiert."

Erst zehn Tage nach Montenegro entschlossen sich die übrigen Balkanier dazu, der Hohen Pforte den Fehdehandschuh hinzuwerfen und dann, teils sofort, teils kurz darauf, ihre Grenzen zu überschreiten.

Es war ein dramatischer Tag in der Weltgeschichte, der 18. Oktober (99 Jahre nach der Schlacht bei Leipzig), als ein Krieg, der schon über ein Jahr lang gedauert hatte, der Italienisch-türkische, beendet und ein anderer Feldzug eröffnet wurde, der bis zu seinen letzten Zuckungen ebenfalls ein Jahr lang dauern sollte und der den Eindruck erweckte, daß eine Götterdämmerung das Ende von allem sein werde.

Als Napoleon und Alexander I. nach dem Frieden von Tilsit

die Erde untereinander verteilten, forderte der Zar den Besitz Konstantinopels. „Niemals!" rief der Korse. „Das bedeutete die Herrschaft der Welt!" Darüber kam es zum Bruche mit Rußland, zum Brand von Moskau und schließlich zum Sturze des ersten Bonaparte. Auch jetzt handelte es sich um den Besitz Konstantinopels sowie um die Eröffnung der Dardanellen, um die Herrschaft in Südosteuropa. Auch jetzt handelte es sich um eine Weltfrage.

Dazu ist noch ein anderes Problem gekommen. Der Vormarsch des Deutschtums nach dem Ägäischen Meere, nach Vorderasien, sollte verhindert werden. Und an der Adria ringen Italiener, Deutsche und Slawen um den Vorrang.

Am 20. Oktober überschritten die Serben die Grenze und bewegten sich die Morawa aufwärts nach Süden zu gen Kumanowo. Dort stand der gefürchtete Dschavid Pascha nebst Feti und Kara Said Pascha. Die Serben kommandierte in der Hauptsache der Kronprinz Alexander. Die Absicht der Serben war, von drei Seiten her konzentrisch gegen den Feind vorzurücken. Die Abteilungen jedoch, die von Nordosten her anmarschierten, sind nicht mehr zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde angelangt. Eine Umzingelung der Feinde ist infolgedessen nicht gelungen; diese konnten sich, wenn auch unter starken Verlusten, weiter nach Süden zurückziehen. Die beiden ersten Tage nach dem Überschreiten der Grenze wurden durch kleinere Gefechte ausgefüllt; das bedeutendste wurde auf serbischer Seite von einem geborenen Reichsdeutschen, dem Oberst (jetzt General) Pawle Juritschitsch Sturm, geleitet und nach Einbruch der Nacht zum Siege geführt, wobei viele Zelte, Munition und Proviant erbeutet wurden. Bei den großen Zelten war eines mit sieben Räumen; diese Einteilung sowie Toilettengegenstände, die man fand, deuteten darauf hin, daß ein hoher türkischer Offizier mit seinem Harem ins Feld gezogen war. Inzwischen wurden die Türken durch Zekki Pascha und seine Wardar-Armee verstärkt. Zu diesem Zwecke verließ der Pascha eine günstige Verteidigungsstellung im Ovtschepolje (Schaffeld) und ermüdete seine ohnedies noch nicht völlig kriegsbereiten Truppen durch

Dauermärsche. Nicht minder strömten zahlreiche Albaner herbei. Insgesammt waren die Türken nach der Darstellung A. Kutschbachs [1]) über neunzigtausend Mann stark und hatten gegen zweihundert Geschütze. Hingegen berechnet der bekannte deutsche Militärschriftsteller Oberstleutnant Immanuel die Stärke des türkischen Heeres auf höchstens achtundsiebzigtausend Mann; davon gelangten jedoch bestenfalls nur vierunddreißigtausend Mann ins Gefecht. Demgegenüber konnten die Serben einundneunzigtausend Mann heranführen, von denen beinahe siebzigtausend Mann auch wirklich kämpften. Die zahlenmäßige Überlegenheit war demnach jenseits alles Zweifels auf Seite der Serben, die je zwei ihrer Soldaten gegen je einen Feind stellen konnten. Die Schlacht selbst begann um halb zehn morgens am 23. Oktober. Den Angriff eröffneten die Türken, die damals genau wie in Thrazien noch voller Offensivfreude waren und sich einbildeten, daß sie ohne weiteres alle Gegner niedertreten würden. Der Vorstoß Kara Saids war in der Tat kräftig und nachhaltig. Er wurde sowohl gegen die Front, als auch gegen die linke Flanke der Serben gerichtet, um diese womöglich zu umfassen. Ebenso begannen im Westen die Türken den Kampf; Feti Pascha rückte gegen den rechten Flügel der Serben vor. Es war das lediglich ein Bluff, aber er war insofern erfolgreich, als er die Serben wirksam verhinderte, ihren bedrängten linken Flügel zu unterstützen. Ein bedeutsamer Nachteil war es für die Serben, daß sie ihre Artillerie noch nicht in Position gebracht hatten. Bei dem andauernden Regen waren alle Straßen aufgeweicht und grundlos geworden. Erst seit Mittag konnten einige Batterien eingreifen. So kam es, daß ganze Teile zweier serbischer Infanterieregimenter, da sie ohne artilleristischen Schutz waren, gänzlich vernichtet wurden. Die Türken sollen dabei die weiße Fahne mißbraucht haben. Sie steckten sie bei dem Herannahen des 7. Infanterieregiments auf, und der es befehligende Oberstleutnant Glischitsch ließ das Feuer einstellen. Als dann der serbische Führer mit vierzehn

[1]) Kutschbach, Die Serben im Balkankrieg.

Offizieren und vielen Unteroffizieren ganz dicht herangekommen war, sollen sie heimtückisch niedergestreckt worden sein. Sei dem, wie ihm sei, die Türken hielten sich recht gut. Ihr Unglück war, daß Zekki, dem hervorragende strategische Gaben zugeschrieben wurden, nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnte. Die Entscheidung brachte die serbische Artillerie. Gegen 3 Uhr war die Unternehmungslust der Türken gebrochen. Sie zogen sich zurück. Nach einer Ruhepause gingen sie jedoch in der Nacht von neuem vor. Nun aber hatten sie gegen die vervollständigte serbische Artillerie anzukämpfen, die gerade noch bei Dämmerlicht ihre Geschütze gegen die feindlichen Stellungen visiert hatte. Für das Gefühlsleben der Serben ist es bezeichnend, daß zahlreiche Infanteristen, als der nächste Morgen graute, zu den Kanonen liefen und sie umarmten und küßten, als ihre Helfer und Retter. Die Schlacht wurde jetzt fortgesetzt. Schwerer dichter Nebel lagerte über dem Felde. Die Türken machten wiederum auf dem linken Flügel der Gegner einen Umgehungsversuch. Ein ganzes Armeekorps blieb jedoch zurück, um von Istip aus gegen den Hohen Balkan zu beobachten. Bereits um 5 Uhr hörte man wieder das Geknatter der Gewehre. Die Serben hatten es nicht leicht. Ihr linker Flügel wurde auf der Straße von Egri-Palanka her im Rücken angegriffen. Die Angreifer bestanden nur aus drei bis vier Bataillonen, verbreiteten jedoch großen Schrecken. Eine serbische Kavalleriedivision brachte die Türken bei dem Flüßchen Pzinja zum Stehen. Der Nebel hob sich nun, und die serbische Artillerie konnte sich betätigen. Mehrere feindliche Batterien, die unter dem Schutze des Nebels ohne Deckung aufgefahren waren, wurden rasch unschädlich gemacht. Das türkische Fußvolk kam ins Wanken. Die Abteilungen an der Pzinja wären in eine noch viel schlimmere Lage geraten, wenn die serbische Timok-Division, der für den angedeuteten Versuch einer Umzingelung bei dem konzentrischen Aufmarsch der weiteste Weg zugefallen war, jetzt wenigstens hätte eingreifen können. Sie war aber immer noch nicht da, und so vermochten die

Türken nach Süden auszuweichen. Die türkische Artillerie wurde nun vollends niedergekämpft, und schon um Mittag neigte sich das Glück auf die Seite der Serben[1]).

Nach 2 Uhr flüchteten die Türken nach Süden, in der Richtung auf Üsküb. Der Rückzug erfolgte auf drei Straßen. Gerade an der Flucht konnte sich noch Zekki Pascha, der endlich herangekommen war, mit fünftausend Mann beteiligen. Ob er versucht hat, die Schlacht wiederherzustellen, darüber verlautet nichts. Es muß schon eine erhebliche Panik ausgebrochen sein, denn nicht einmal in Üsküb wollten die Truppen Zekkis halten, sondern gingen auf bereitstehende Eisenbahnzüge und fuhren weiter nach Süden, nach Köprülü (Weles). Dabei hatte der Feind eine Verfolgung gänzlich unterlassen. Die Serben hatten sich lediglich bis Agaköj, zwischen der Pzinja und Kumanowo vorgeschoben, waren aber dann dermaßen ausgepumpt, daß sie nichts weiter unternahmen, zumal sie hörten, daß von Köprülü frische türkische Truppen im Anmarsch wären; auch ist das Berggelände, das die Verfolger hätten durcheilen müssen, ganz besonders schwierig.

Die Türken verloren 12000 Tote und Verwundete, ferner 2000 Gefangene, 61 Geschütze und 6 Maschinengewehre. Die Serben verloren 1127 Tote und 3468 Verwundete, also nur etwas über ein Drittel so viel wie ihre Gegner, und 324 Gefangene[2]).

Der Sieg von Kumanowo ist der größte Sieg, den die Serben seit bald sechshundert Jahren erfochten. Er war wohl geeignet, das Selbstbewußtsein eines Volkes, das so manche

---

[1]) Die Schilderung bei Kutschbach weicht gar sehr von der Immanuels ab, der ich den Vorzug gebe. Fast in keiner Einzelheit herrscht Übereinstimmung; namentlich sind auch die Zeitangaben recht verschieden, ganz abgesehen davon, daß Kutschbach recht störender Weise sich des serbischen Kalenders bedient, der dreizehn Tage hinter dem gregorianischen nachhinkt. Es ist zu beachten, daß, soviel ich sehe, ein türkischer Bericht über diese Kämpfe überhaupt noch nicht vorliegt.

[2]) Hier folge ich dem serbenfreundlichen Kutschbach, während Immanuel von zweitausend Gefangenen spricht und anderseits die Verluste der Serben geringer angibt.



Montenegrinische Frauen und Mädchen hinter der Gefechtslinie während der Kämpfe um den Tarabosch bei Skutari.



Copyright by C. Seebald, Wien.

Issa Boljetinatz.

Hervorragender Führer albanischer Aufständischer.



Zekki Pascha.

Führer der türkischen Wardar-Armee in der Schlacht bei Kumanowo.



General Mahmud Muktar (links), mit Offizieren seines Stabes das Gelände rekognoszierend.

Nach einer photogr. Aufnahme des Kaiserl. Ottom. Majors v. Hochwächter.

schwere Schicksale durchgemacht und so manche Mißerfolge erlitten hatte, wieder dauernd zu heben. Der Gegner hatte sich tüchtig gewehrt; es war keineswegs ein leichtes Spiel, ihn niederzuringen. Mit Recht konnten daher die Serben auf diese ihre erste und entscheidende Waffentat stolz sein. Ob indessen der Sieg von Kumanowo ebenso bedeutend oder gar noch bedeutender war als die unmittelbar darauf folgenden Schläge, die das bulgarische Heer den Türken bei Kirkkilisse und Lüle Burgas zufügten, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Immerhin waren die Folgen von Kumanowo ungeheuer. Im Grunde hat sich die Wardar-Armee niemals wieder von dieser Niederlage erholt. In heilloser Panik stob sie von dannen, und Üsküb, vor alters eine glanzvolle Residenz der Serben, wurde am 26. Oktober ohne Schwertstreich von den Nachfahren eines Nemanja und Duschan erobert. Der Tag von Kumanowo bedeutet die beginnende Auflösung der türkischen Herrschaft im Westbalkan.

Sinnloser Schrecken hatte die Türken ergriffen. Als Zekki Pascha in Köprülü zum Bahnhofe gehen wollte, gab ein Türke zwei Schüsse auf ihn als den an der Niederlage Schuldigen ab. Der Pascha blieb unverletzt, und einer seiner Offiziere schoß den Attentäter nieder. Der Lärm der Schüsse erregte eine neue Panik. Die Truppen glaubten, die Serben seien schon in der Stadt. Die Artilleristen nahmen die Pferde von den Batterien und sprengten davon, Geschütze und Pulverwagen im Stiche lassend, andere, die schon einwaggoniert waren, verließen die Wagen und flüchteten ins Gebirge. Nach einer Viertelstunde war kein türkischer Soldat mehr in Köprülü. Wenn irgend etwas noch geeigneter war, die alte Wahrheit zu beleuchten, daß schließlich Kriege nicht so sehr durch gute Pferde und Kanonen gewonnen werden als durch die Reiter, die auf den Pferden sitzen, und die Kanoniere, die die Geschütze bedienen, so war es folgende Begebenheit: Um gegebenenfalls eine Brücke zu sprengen, war eine Mine gelegt, die elektrisch entzündet werden konnte. Keinem Menschen aber

fiel ein, die einfache Handreichung zu vollziehen und auf den Knopf zu drücken. So konnten die Gegner ungefährdet die Brücke benutzen und die Verfolgung beschleunigen.

Am 28. Oktober hielt Kronprinz Alexander an der Spitze seiner Serben seinen Einzug in Köprülü.

Eine eigentümliche Rolle spielten die Albaner. Ich habe selbst in Belgrad gehört, daß Issa Boljetinatz von den Serben achthunderttausend Dinar angenommen hatte[1]), und daß während der Mobilmachung ein Bruder von ihm in Belgrad war. Bei Kumanowo fochten auf türkischer Seite zehntausend Albaner mit. Issa scheint jedoch zunächst keinen der Kriegführenden unterstützt zu haben. Am 24. Oktober, noch während der genannten Schlacht, drahtete Ali Riza, der Generalissimus des Westbalkans, an den Boljetiner: „Sie haben bis heute dreiundsechzigtausend Gewehre aus unseren Magazinen genommen, und Sie haben nichts getan. Prischtina ist gefallen. Es ist eine Schmach für den Staat und für das Volk und eine Beleidigung der osmanischen Armee. Beeilen Sie sich, jetzt Banden zu bilden, um den Feind zu belästigen, da Sie ja doch nicht fähig sind, ihn zu schlagen"[2]). Diese Drahtung wurde vom Feinde aufgefunden. Wahrscheinlich ist es auf die Unentschlossenheit der Albaner, die nicht recht wußten, wo ihr Vorteil lag, zurückzuführen, daß sie während des ganzen Krieges so wenig leisteten. Allerdings sind sie bei Feldschlachten überhaupt nicht mit Nutzen zu verwenden, da sie im Grunde nur die Fechtweise Irregulärer, nur den Kleinkrieg kennen. Den Albanern werden viele Greueltaten zugeschrieben, die vor und bei dem Rückzuge der Türken verrichtet wurden.

Die Serben hatten die Bedeutung ihres Sieges gar nicht erkannt. Mit Recht meint Kutschbach[3]), wie sehr sich hier der

---

[1]) Er war anspruchsvoller geworden, vom Sultan hatte er nur 4700 Mark erhalten, vgl. S. 128.

[2]) Kutschbach, Die Serben im Balkankrieg, S. 41.

[3]) Wie schwer es ist, aus den abweichenden Berichten und Beurteilungen ein zutreffendes Bild zu erhalten, kann nur jemand ermessen,

Mangel an Flugzeugen geltend machte. Auch würden sie die Verfolgung wohl rüstiger aufgenommen haben, wenn ihnen die Flieger die Verwirrung des Feindes gemeldet hätten. Die serbische Armee sammelte sich nunmehr in dem Raume zwischen Grasischde und Biglin und zog Abteilungen, die von Giljane aus über den Karadag marschiert waren, an sich. Auch besetzte sie Kliseli und am 30. Oktober Dobroschin und das wichtige Kalkandelen oder Tetowo. Diese Sammlung zeigt einerseits, daß die Serben doch stark gelitten hatten, anderseits, wie unsicher sie sich noch fühlten. Sie hatten jedoch den großen Vorteil, daß der Türke ihren Aufmarsch in keiner Weise störte. So konnte selbst die Detachierung einer ganzen Division, die über Egri-Palanka nach Küstendil gehen sollte, ins Auge gefaßt werden. Die Division, die sich mit den Bulgaren vereinigen sollte, trat am 1. November ihren Marsch an.

Anfang November bewegte sich die serbische Hauptarmee weiter nach Süden. Sie eroberte mit schweren Mühen Krstaz. Die Türken suchten den Ort wieder zu nehmen, wurden aber zurückgewiesen. Es kam mehrfach zum Bajonettkampf; auch wurden Handbomben nach japanischem Vorbilde angewandt. Auch ein zweiter Versuch der Türken, Krstaz zurückzuerobern, mißlang; doch verdient ihre Hartnäckigkeit Anerkennung. Inzwischen waren jedoch seitlich Prisat und Kosjak in den Besitz der Serben übergegangen; dadurch kamen die Türken in Gefahr, ihre Rückzugslinie einzubüßen. Dieser Rückzug war nämlich exzentrisch; dementsprechend erfolgte auch der Vormarsch der Serben in mehreren Kolonnen. Wenn nun eine von diesen Kolonnen besonders glücklich war, so konnte sie hoffen, mit einer seitlichen Kolonne südlich des Feindes Fühlung zu erhalten und dadurch eine feindliche Abteilung abzuschneiden.

---

der sich die Mühe gibt, die bisherigen Darstellungen alle durchzusehen. Ich erwähne hier nur noch den Generalmajor Meyer, der in seinem „Balkankrieg" sagt: „Gefecht von Kumanowa, denn den Namen einer Schlacht verdient wohl dieses Zusammentreffen von fünfunddreißigtausend Serben mit fünfundzwanzigtausend Türken nicht."

Verwirklicht wurde allerdings diese Hoffnung in keinem nennenswerten Falle. Freilich war der Schauplatz durch viele Engpässe zerklüftet und stellenweise beinahe alpin zu nennen. Eine Kolonne der Serben wandte sich nach Dibra in Mittelalbanien, eine andere gegen Prilip. Der Feind flüchtete in der Hauptsache auf Monastir. Die Hauptarbeit hatte bei der Schwierigkeit des Geländes — so liegt Prisat 800 Meter höher als Köprülü — die Infanterie zu tun. Doch wurde, nachdem das hohe Mukosch und Prisat genommen, auf dem nunmehr sich weit ausdehnenden Plateau Reiterei vorausgeschickt, die am Abend des 4. November bereits über Prilip hinaus vorrückte. Sieben Kilometer südlich der Stadt wurde am anderen Tage ein neues Gefecht von den Türken eröffnet. General Sturm ließ im Laufschritt — nomen est omen — die rückwärtigen Abteilungen der Drinadivision herbeieilen; die Kavallerie mußte nach links ausweichen, um ihnen Platz zu machen. Inmitten eines grimmigen Granatfeuers mußte sich die Division zum Kampfe entwickeln auf einer fast gänzlich offen liegenden Ebene, die von oben leicht zu überschauen war. Die Regimenter hielten jedoch stand, bewegten sich wie auf dem Exerzierplatze und drangen, überschüttet von einem Hagel von Geschossen, an den Randbergen hinauf, um die Türken, die sich in guter Stellung verteidigten, zu verjagen. Das türkische Feuer wurde gegen Mittag immer furchtbarer. Gewehr-, Maschinengewehr- und Schrapnellkugeln ergossen sich auf die Stürmenden, die jedoch ihrerseits von einer gut zielenden Artillerie unterstützt wurden. Nun erschien die Morawadivision auf dem Schauplatze und packte den Feind in der linken Flanke. Um 2 Uhr wichen die Türken, um 3 Uhr war alles vorüber. Die Türken drängten rückwärts in wilder Flucht. Im Zusammenhang damit bemächtigten sich die Serben des Eisernen Tores, türkisch Demir Kapu genannt, des berühmten Engpasses, der schon so viele blutige Schlachten gesehen hat.

Wenden wir uns nun nach dem östlichen Kriegschauplatze, nach Thrazien.

Am 18. Oktober betrat die bulgarische Reiterdivision des

Generalmajors Naslymow türkisches Gebiet und bewegte sich auf Seliolu zu. Am 21. Oktober überschritt das Gros der Bulgaren die Grenze. Die Dritte Armee Dimitrijews ging voran. Die Breite des Aufmarsches betrug etwa dreiundzwanzig Kilometer. Das Ziel war Kirkkilisse, eine Tagereise östlich von Adrianopel. Das durchzogene Gebiet hatte so gut wie keine Wege.

Von den Türken fand man vorläufig keine Spur. Die Aufklärung scheint nicht berühmt gewesen zu sein; dabei waren nur fünfundvierzig Kilometer bis Kirkkilisse zurückzulegen. Bereits am 22. Oktober stieß jedoch die Vorhut Dimitrijews auf die Türken unter Abdullah Pascha. Es kam zu einer Reihe von Gefechten, die nicht sehr bedeutend waren, und die einer einheitlichen Führung ermangelten[1]). Der 23. Oktober wurde ein schwerer Unglückstag für die Türken. Die Bulgaren griffen mit dem Bajonett an; unter den hungrigen und verdrossenen Redifen brach infolgedessen eine Panik aus. Sie wurde noch gesteigert, als eine bulgarische Division südlich und südöstlich vor Kirkkilisse erschien. Die Gefahr einer Umzingelung wurde den Türken offenbar. Zwar hatten sich einige türkische Truppen noch in guter Ordnung zurückziehen können, aber die Hauptmasse wich nun in wilder Flucht und flutete hemmungslos dem Ergenefluß zu, die Stirn nach Süden, nach dem Meere, nach Konstantinopel. An fünfzigtausend Leute wurden so mitgerissen. Die Bulgaren selbst hatten keine Ahnung, welch ungeheuren Erfolg sie gehabt; sie sahen wohl, daß die Feinde zurückgedrängt wurden, aber sie wagten schlechterdings nicht zu hoffen, daß schon am zweiten Tage des Zusammenstoßes das ganze türkische Heer, das die rechte Flanke Adrianopels zu schützen hatte, sich rettungslos auflöste. Hätten sie es gewußt, so hätten sie unfehlbar eine Verfolgung eingeleitet. So unterblieb eine solche fast völlig, was zweifellos ein empfindlicher Fehler war.

Im übrigen hatten auch die Bulgaren furchtbare Verluste erlitten, vermutlich größere als ihre Gegner. Wenn auch im

---

[1]) Richard v. Mach, Briefe aus dem Balkankriege, S. 77 ff.

allgemeinen für die Bulgaren wie alle Balkanier der Ausspruch Napoleons galt: die „Feuerwaffe ist alles, der Rest ist nichts", so ließen sich doch die Bulgaren des öfteren zu unüberlegten Frontalangriffen mit dem Bajonett hinreißen. Auch fehlte es nur zu oft an der nötigen Aufklärung. In der Folge geriet ein Regiment, das fast ausschließlich aus der Intelligenz Sofias, aus Ingenieuren, Ärzten, Philologen und sonstigen Gelehrten bestand — so mancher Akademiker diente als gemeiner Soldat —, in einen Hinterhalt und wurde in einer Schlucht fast völlig aufgerieben. Zar Ferdinand war so empört über die sträfliche Sorglosigkeit des Generals, der diese Schlappe verschuldete, daß er ihm eigenhändig die Epauletten von den Schultern riß. Genug, trotz aller Fehler war eben doch die Hauptsache: die Bulgaren siegten. Freilich wäre alles ganz anders verlaufen, wenn jene hundertzwanzigtausend Mann türkischer Kerntruppen nicht in die Heimat entlassen worden wären (vgl. S. 157). Die Kümmerlichkeit der türkischen Truppen und die Zerrüttung während des Kriegsbeginns, allerdings auch den energischen Versuch, wieder Ordnung zu schaffen, setzt ein Telegramm des Generals Mahmud Mukhtar an seinen Vater, den Großwesir, ins hellste Licht: „Da ich nicht Zeit habe, Ihnen eingehend zu drahten, so teile ich Ihnen nur das Telegramm mit, das von der Ostarmee eingelaufen ist. Es lautet: ‚Sie haben selbst den Zustand unseres Heeres gesehen. Mit solchen Truppen kann man den Krieg nicht fortsetzen. Um noch Schlimmeres zu vermeiden, bitte ich um Ihre Mitwirkung bei dem Ministerrat, damit die Dinge auf diplomatischem Wege geordnet werden. Der Oberkommandierende der Ostarmee, Abdullah. Wisa[1]), 12./25. Oktober, 1 Uhr nachmittags.'

„Diese Worte von Abdullah Pascha sind vollkommen wahr. Wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, Ihnen gestern über alles zu drahten, so hätte ich Sie benachrichtigt, daß unsere Truppen durchaus auf Tschataldscha zurückgehen müssen. Indes

[1]) Der Ort wird auch Viza geschrieben, er war das Hauptquartier während der Tage von Kirkkilisse.

unsere Telegraphenbeamten von Bunar Hissar waren bei den ersten Gerüchten der Annäherung der feindlichen Reiterei geflohen. Daher berichte ich Ihnen jetzt folgendes: Die Gründe für unsere Niederlage muß man in der Organisation unseres Heeres sehen und in der Unordnung, die unter unseren Reservisten herrscht. Außerdem hat der Regen, der die ganze Woche anhielt, völlig den Geist der Truppen zerrüttet. Die Wege waren nach zwei, drei Tagen für die Fortbewegung eines Heeres, eines Trosses und der Artillerie unbrauchbar geworden. Infolge des schlechten Wetters und der grundlosen Wege blieb fast das ganze 16. Armeekorps liegen. Ich kenne nicht genau die Lage bei den anderen Korps[1]), aber wir müssen annehmen, daß sie sich in demselben Zustand befinden. Ich kann Ihnen den Geisteszustand der Offiziere nicht beschreiben, die sich bei mir befinden, und Zeugen der Ereignisse waren. In der Mitte und an unserem rechten Flügel standen mehr als zwanzigtausend Mann mit siebzig Geschützen; nur ein Viertel befand sich in der Gefechtslinie, die anderen standen seitwärts. In der Frühe, noch vor Beginn des Gefechtes, räumte ein Bataillon Redife seine Stellung; die anderen folgten ihm. Infolgedessen gingen schließlich alle zurück, und das ganze Korps von vierzigtausend Mann war auf der Flucht. Wahrscheinlich ging es bei den anderen Korps ebenso. Die Kommandeure, die sich bei mir befinden, und ich beschlossen, eine oder zwei Batterien und Regimenter, die aus Bolu[2]) über Konstantinopel gekommen waren, mit uns zu nehmen und mit diesen wenigstens teilweise den Fleck abzuwaschen, der unseren kriegerischen Ruhm und die Ehre unseres Volkes verunstaltet. Ich wollte noch einen letzten Versuch machen, obwohl ich nicht wußte, wozu diese Haufen, aus denen der Qualm der Konstantinopeler politischen Küchen aufdunstete, noch zu gebrauchen sein würden. Heute früh hatte noch eines dieser Bataillone sich geweigert, vor-

[1]) Von denen noch ein 17. in der Nähe genannt wird; in Friedenszeiten gab es nur 6 Ordu im ganzen Reiche.

[2]) Wohl in Anatolien.

zugehen, wobei einige Soldaten riefen: ‚Wir haben keine Lust, uns in Stücke hacken zu lassen.‘ Dank den Bemühungen von Dschemal Bey, dem früheren Wali von Bagdad und jetzigen Kommandeur der Division Konia, gelang es uns, das Bataillon in Ordnung zu bringen. Jetzt habe ich die Offiziere zusammengerufen und ihnen gesagt, daß die Lage die Folge ihrer schlechten Führung ist. Ich habe mich dann mit einigen Worten an ihren Patriotismus gewandt. Dann gingen sie zu ihren Truppen zurück. Die Soldaten haben schon angefangen, zu rauben und türkische und christliche Dörfer in der Nähe zu verbrennen. Unter ihnen sind auch Mannschaften des Bataillons Afium-Karahissar, die an der Flucht und der Vernichtung des ganzen Korps schuldig sind. Alle sind dem Kriegsgericht übergeben. Nach dem Gesetz müssen sie erschossen werden. Ich habe heute Befehl gegeben, das Urteil als Abschreckung für die anderen zu vollziehen. Der Minister der Marine und des 3. Armeekorps (gez.) Mahmud Mukhtar.“

Das Sonderbarste an den ersten bulgarisch-türkischen Kämpfen ist jedoch, daß man eigentlich gar nicht weiß, wer bei Kirkkilisse gesiegt hat. Das kommt öfters in der Kriegsgeschichte vor, daß die Einbildung stärker ist als die Tatsachen und daß der Sieger das Feld räumt. In der Seeschlacht am Yalu waren die Chinesen überlegen, sie glaubten jedoch, daß sie unterlegen seien, und dampften nach der Schlacht davon. Ähnlich scheint es bei Kirkkilisse gewesen zu sein. Eigentlich hatten die Bulgaren schlecht abgeschnitten, allein ihre Gegner liefen weg. Nichts aber ist in einem Kriege schlimmer, als gleich im Anfange zurückzuweichen. Die Bulgaren gewöhnten sich bald daran, zu siegen, und wuchsen in die Überzeugung hinein, daß es gar nicht anders sein könnte. Um so bewunderungswürdiger ist es auf der anderen Seite, daß die türkische Oberleitung doch so bald wieder ihre völlig zerrüttete Soldateska in die Hand bekam und sie neuerdings zu wirksamem Widerstande zu ordnen verstand. Nach drei Tagen war das flüchtende Heer wieder neu formiert und zum Kampfe bereit. Was die Bulgaren zu leisten vermochten, haben sie jetzt erst eigentlich gezeigt. Sie



F. G. Zeitz, Athen, phot.

Griechische Evzonen im Feuergefecht.



F. G. Zeitz, Athen, phot.

Kriegsrat im griechischen Hauptquartier.

In der Mitte: Kronprinz (jetzt König) Konstantin.



Kronprinz Alexander.

König Peter von Serbien besichtigt in Begleitung des Kronprinzen Alexander das eroberte Üsküb.



Das türkische Heer auf dem Rückzug: Durcheinander auf dem Bahnhof Tschorlu.

Nach einer photogr. Aufnahme des Kaiserl. Ottom. Majors v. Hochwächter.

gewannen die große Schlacht bei Lüle Burgas, die vom 29. bis 31. Oktober währte. Zunächst wiesen sie eine vorsprengende feindliche Kavalleriedivision unter Sali Pascha zurück. Als dann ihr linker Flügel unter großen Einbußen von den Türken zurückgedrängt wurde und sogar in Gefahr war, umfaßt zu werden, so daß die rückwärtige Verbindung mit Kirkkilisse bedroht war, als ferner Mangel an Artilleriemunition eintrat, da zeigte sich die Wahrheit des Ausspruches, den einst Prinz Friedrich Karl getan hat: „Siegen tut der, der den moralischen Willen dazu hat!“ Und die Bulgaren gewannen. Freilich standen ungefähr fünfundsiebzigtausend Bulgaren gegen nur fünfzigtausend Türken. Eine endgültige Entscheidung wurde jedoch auch hier nicht erzielt. Nirgends kam es zu einer zermalmenden Umklammerung, kam es zu einer Massenübergabe wie bei Sedan und Metz. Die Bulgaren, die fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann, also ein Viertel ihrer Streitmacht verloren haben sollen, versäumten es wiederum, den Feind zu verfolgen.

Die nächste, greifbarste Wirkung der bulgarischen Fortschritte war die Einschließung Adrianopels. Dort befehligte Schükri Pascha eine Garnison von annähernd fünfundfünfzigtausend Mann, der eine Zivilbevölkerung von achtzigtausend gegenüberstand. In der letzten Zeit vor dem Kriegsausbruche war man aufs emsigste beschäftigt, die Festung gehörig zu versorgen. Der Hunger hat denn auch bei der ganzen Belagerung keine Rolle gespielt. Das Gelände ist für den Verteidiger günstig. Eine tischgleiche Ebene dehnt sich von Mustafa Pascha bis nach Tschorlu und Lüle Burgas aus. Im übrigen war die Einschließung Adrianopels nicht schlechthin ein Glück für die Bulgaren, denn sie mußten doch auch viele Tausende ihrer Truppen dort zurücklassen und konnten nicht mehr ihre gesamten Kräfte aufbieten, um sich den Weg nach Konstantinopel zu erstreiten. Ihre Stoßkraft war dadurch sehr gemindert.

Nicht nur die bulgarischen Linientruppen zogen ins Feld, nicht nur die Reserven und der Landsturm; Zehntausende von Komitatschi und anderen Freischärlern schlossen sich ihnen an.

Ja, die Bauern Thraziens und Mazedoniens standen auf und erschlugen ihre Feinde, erstachen die Verwundeten auf den Schlachtfeldern, töteten die einquartierten Gäste im Schlafe, erwürgten die Türken und Türkengenossen, wo sie nur immer anzutreffen waren. Schier noch eine halbe Million christlicher Mitstreiter marschierte dergestalt neben der Million Linie und Reserve gegen die Jünger des Propheten, die noch nicht einmal eine Drittelmillion sofort auf den Kriegsplatz führen konnten und die auch später kaum viel mehr Soldaten zur Verfügung hatten, da die aus Anatolien und Syrien herbeieilenden Truppen nicht ausreichten, um die Verluste an Gefangenen, Verwundeten, Gefallenen und solchen, die an der Cholera starben, zu ersetzen. So war das ungeheure Übergewicht der Zahl auf seiten der Balkanier. Dafür hatten die Türken den Glanz alter Vormachtstellung, hatten den Ruf eines neuzeitlich reformierten Heeres, in dem sich natürliche Eignung zum Kriegshandwerk mit westlicher Taktik vermähle. Sie glaubten den Vorteil der inneren Linie zu besitzen. Den Westbalkan verteidigten sie nur mit schwachen Heereskräften, wenn auch unter ihrem größten Strategen, Zekki Pascha. Sie hofften, erst die Bulgaren zu werfen und dann die etwa siegreichen Westbalkanier zu Paaren zu treiben. Sie vertrauten auf ihre unerschöpflichen Hilfsmittel, ihren immer noch ausgiebigen Kredit, ihren Rückhalt an den Rekruten und Einkünften Vorderasiens. Ein falscher Ruhm und eine trügerische Hoffnung. Es fehlt am besten — an der Einheit, und am nötigsten — an der richtigen militärischen und diplomatischen Vorbereitung. So stürzt denn das Osmanische Reich von seiner Höhe, die es trotz so empfindlicher Einbußen doch noch über ein Menschenalter lang behauptet hatte, es weicht vom Adriatischen Meer, wo es sich länger als ein halbes Jahrtausend gehalten und verliert den größten Teil Südosteuropas.

Den gewaltigsten Anprall hatten die Bulgaren auszuhalten; die ersten Erfolge jedoch waren den Montenegrinern und Griechen beschieden.

Hier, nach den ersten vernichtenden Niederlagen der Türkei, wird es am Platze sein, nach den Ursachen dieser Niederlagen zu forschen. Den Hauptgrund erblicke ich in der Gesamtzerrüttung des Osmanischen Reiches durch die Jungtürken. Für das Offizierkorps und das Heer war die unmittelbare Folge ein jähes Nachlassen der Mannszucht und der andauernde Zwist in den eigenen Reihen. Die Offiziere politisierten, statt bei ihren Untergebenen nach dem Rechten zu sehen. Sie blieben, über die Lage debattierend, in den Kaffeehäusern sitzen, statt in die Schlacht zu ziehen. Ein verhängnisvoller Fehler war die Einstellung von Christen in das Heer; die dogmatische Gleichmacherei des Komitees für Einheit und Freiheit hat diese grundverkehrte Maßregel auf dem Gewissen. Die Christen desertierten, wo sie konnten, und gingen nicht selten zum Feinde über. Einzelne Offiziere ließen sich schon in Stambul je ein Pfund von Christen zahlen, die sich auf einem Schiffe ins Ausland flüchten wollten. Aber auch die Auswahl der mohammedanischen Soldaten geschah in ganz mechanischer, sinnloser Weise. Ein Arzt des Roten Kreuzes hat mir erzählt, daß sogar Krüppel und Blinde im Heere blieben, einfach weil sie in den Listen weitergeführt wurden. Wie Droschkenpferde sofort vor Kanonen gespannt und ohne irgendwelche Einübung an die Front gesandt wurden, so gingen auch manche Rekruten in die Schlacht, die noch gar keinen Dienst getan hatten, die von Schritt und Tritt und den einfachsten Marschformationen und ebenso von dem Mechanismus ihres Gewehres keine Ahnung hatten. Die Verbände waren bereits aufgelöst und wurden während der Mobilmachung neuerdings verschoben. Obersten und Generale, die sich mit ihrem Regiment und ihrer Brigade gut eingearbeitet hatten, wurden plötzlich abberufen, um anderen Regimentern und Brigaden zugeteilt zu werden. So kannten häufig weder die Offiziere ihre Mannschaft, noch wußten die Truppen, ob sie zu ihren Befehlshabern Vertrauen hegen konnten. Ganz im argen war die Intendantur, ein Fehler, der sich selbst nach dem ersten Balkankriege noch nicht besserte. Diplomatische Irrtümer

kamen dazu. In der Überzeugung, daß an einen Krieg nicht zu denken sei, entließ die Hohe Pforte wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges hundertzwanzigtausend Mann Kerntruppen. Wären diese hundertzwanzigtausend Mann beim Beginn der Mobilmachung schlachtbereit gewesen, so hätte zweifellos alles eine ganz andere Wendung genommen. Freilich haben auch die Gegner so manche Unterlassungssünde auf dem Gewissen. Kein einziger Balkanstaat war eigentlich ganz so vollkommen, wie man es hätte erwarten sollen, zum Losschlagen vorbereitet. Noch im letzten Augenblicke suchten die Serben Waffen und Munition an sich zu ziehen, allein die Türken ließen die Eisenbahnzüge mit der kostbaren Fracht nicht durch. Auch den Bulgaren mangelte vieles. Drei Wochen lang waren, wie ein Jahr später der Minister Genadieff bekannte, sechzigtausend Mann ohne Gewehre. Erst nach dem Mobilmachungsbefehl bestellten die Bulgaren in Deutschland Zelte für die Soldaten.

Nur nach einer Seite hin hatten sich die Balkanier vorgesehen. Ihre Lage wäre sofort verzweifelt geworden, wenn Österreich sie von Norden her angegriffen, wenn Graf Berchtold der ausdrücklichen Garantie, die sein Vorgänger für den türkischen Besitz des Sandschak gab[1]), entsprochen hätte. Einem österreichischen Angriffe vorzubeugen, ordnete der russische Zar eine „Probemobilisierung" an, und zwar am gleichen Tage, an dem die Balkanier sich zu einer solchen entschlossen. Dadurch wurde Österreich gezwungen, seinerseits in Galizien, sowie an der Donau und Save, endlich in Dalmatien Truppen aufzustellen — man sprach von insgesamt siebenhunderttausend Mann —, deren Transport und Unterhaltung eine Drittelmilliarde Kronen gekostet hat. Eine starke Partei in Österreich drängte zum Losschlagen. Erzherzog Franz Ferdinand suchte bei einer Jagd in Springe noch im November den deutschen Kaiser dazu zu gewinnen; vergebens. Jedenfalls war, wie

---

[1]) Vgl. S. 148.

ein Jahr darauf durch die Enthüllungen des „Matin" und das Eingeständnis Berchtolds bestätigt wurde, die Gefahr eines Weltkrieges sehr nahe gerückt.

Nach den zerschmetternden Niederlagen, die sie innerhalb dreier Wochen erlitten hatten, rafften sich die Türken zu hartnäckigem Widerstande auf. Es gelang ihnen, zumal sie fortwährend frische Truppen aus Smyrna, aus Trapezunt, aus Beirut heranzogen, die Tschataldschalinie zu behaupten. Der Traum König Ferdinands, als Zar Symeon III. in Konstantinopel einzuziehen, sollte sich nicht verwirklichen. Die Zertrümmerung der europäischen Türkei war indes schon zu weit vorgeschritten, um wieder rückgängig gemacht zu werden. Vor allem war die Lage im Westbalkan hoffnungslos. Auch Saloniki fiel bald. Nur an drei Plätzen hielten sich noch die osmanischen Truppen: in Monastir, Janina und Skutari. All das weite Gebiet aber, das sich zwischen dem Westsaume Mazedoniens und dem Marmarameere dehnt, war, mit Ausnahme der Halbinsel Gallipoli und ganz vereinzelter Striche des Rhodopegebirges, in den Händen der Gegner. Die Generale, die im Westen kämpften, Zekki und Dschavid Pascha, wie die beiden Essad Pascha, waren gänzlich von dem Kerne des Osmanischen Reiches abgeschnitten und konnten auf keinen Entsatz von Konstantinopel her rechnen. Der einzige Weg, der zur Not hätte beschritten werden können, um Entsatz zu bringen, war zur See. Gerade hier aber hat die türkische Flotte vollkommen versagt. Sie blieb zwar nicht so ängstlich in den Dardanellen wie während des Krieges mit Italien, sondern fuhr aus und wagte eine Seeschlacht bei Tenedos; zu einer durchgreifenden Unternehmung hat sie jedoch nicht den Mut gefunden. Erst ganz spät, da alles schon verloren war, hat der türkische Kreuzer „Hamidije" sich durch einige kühne Kreuzfahrten hervorgetan und dadurch gezeigt, wie verkehrt die bisherige Untätigkeit der türkischen Flotte gewesen war.

Nach dieser Gesamtwürdigung der Lage kehren wir zur Einzelbeschreibung zurück.

Eine eigene größere Heeresabteilung, die vollkommen selbständig sich bewegte, ging von bulgarischer Seite nach Südostmazedonien. Befehlshaber war General Todorow, „der Tiger", der als besonderer Türkenfresser bekannt war. Die Aufgabe war, den Raum zwischen Seres, wo Ali Nadir Pascha mit etwa fünfundzwanzigtausend Mann stand, und Gümüldschina oder, weiter gefaßt, zwischen Saloniki und Dedeaghatsch, von Feinden zu säubern und die Verbindung zwischen den westlichen und den östlichen Streitkräften der Türken zu unterbrechen. Todorow hat, unterstützt von zahlreichen Komitatschi, diese Aufgabe vollkommen erfüllt. Seine Truppen, vierundzwanzigtausend Gewehre stark, ohne die Freischärler, schlugen sich zunächst ins Rhodopegebirge; eine Brigade hatte dabei die linke Flanke der nach Kumanowo und Üsküb marschierenden Serben zu decken und stieg zur Bregalnitza hinab, die sie südlich von Küstendil erreichte. Die zweite Brigade folgte dem Laufe des Struma-Flusses und eröffnete ihre Operationen mit der Wegnahme von Schumaia. Die dritte Brigade ging durch die Pässe südlich von Samakow, fiel in die Hochebene der Mesta ein und nahm als erste Stadt Mahomia. Die meisten Kämpfe hatten das Gepräge des Kleinkrieges. Und sie waren nicht leicht, denn die Türken, auf ein stark zerklüftetes, wenig übersichtliches und wegloses Gelände gestützt, wehrten sich hartnäckig. Bei Mahomia wäre es für die Bulgaren, die sich in cañonartigen Schluchten befanden, beinahe zu einer Katastrophe gekommen. Das Ergebnis war aber doch schließlich die Vernichtung eines türkischen Infanterieregiments. Nicht selten mußten kleine Abteilungen Todorows selbst nach einem Siege ihren Vormarsch unterbrechen und sich seitlich wenden oder sogar einige Strecken zurückmarschieren, um feindliche Haufen, die sich im Gebirge verborgen hatten, zu vertreiben. Das Vorschreiten erschwerte ein ausgiebiger Regen, der vier Tage ununterbrochen andauerte. Einen Markstein bildet die Einnahme von Kotschana, an der Bregalnitza (zwischen Istip und Egri-Palanka) am 24. und von Istip am 29. Oktober. Die hier

fechtende Brigade war durch den serbischen Sieg von Kumanowo ihrer Deckungsaufgabe entledigt und hatte ihrerseits keinen Flankenangriff mehr zu befürchten. So konnte sie unverzüglich ihrem Endziele, nämlich der Stadt Saloniki, zustreben.

Sie nahm am 5. November Strumitza und war nunmehr noch etwa hundertzehn Kilometer von Saloniki entfernt. Diese beträchtliche Entfernung legten die Bulgaren, die inzwischen sämtliche Brigaden der unabhängigen Division wieder zusammengezogen hatten, teilweise in nur drei Tagen zurück, gewiß eine glänzende Leistung. Freilich war die Division Ali Nadir Paschas, die ihnen den Weg hätte verlegen sollen, durch starke Abgaben geschwächt, da sowohl nach Saloniki als auch nach Jenidsche dem General Tachsim Hilfstruppen gesandt waren[1].

Wir wenden uns nunmehr den Griechen zu. Deren Aufmarsch war leicht zu überblicken. Eine Westgruppe, die von der Flotte unterstützt wurde, richtete sich gegen Epirus, eine Ostgruppe unter dem Kronprinzen Konstantin wurde gegen Vodena und Saloniki angesetzt. Die ersten Erfolge errang die Flotte, die ja auch in ihren Bewegungen von keinen feindlichen Schiffen behindert war. Sie segelte vorläufig nach Prevesa und Santi Quaranta und erklärte die ganze Gegenküste von Korfu für blockiert. Das Landheer konnte nur sehr langsam an Boden gewinnen. Schon bei dem Städtchen Arta am Akarnanischen Busen, nicht allzu weit von Nikopolis, wo einst Antonius vor Oktavian geflohen war, stießen die Hellenen auf hartnäckigen Widerstand. Sie wandten sich daher, ungefähr dreißigtausend Mann stark, wenn man die Truppen der rückwärtigen Verbindungen mitzählt, der Küste zu, weil sie dort auf Unterstützung durch die Flotte hoffen durften, und bemächtigten sich einiger Ortschaften in der Nähe von Pentepigadeia.

Im Westen hatte der griechische Kronprinz vierundvierzig-

[1]) Ich folge hier der weitaus besten und ausführlichsten Darstellung, die das überhaupt recht treffliche Buch von Zoli von der 7. unabhängigen Division gibt.

tausend[1]) Mann unter sich gegenüber vierzehntausend Türken. Er durchbrach die feindlichen Stellungen südwestlich vom Olymp und nahm, den Melunapaß überschreitend (540 Meter über dem Meere), am 18. Oktober Elassona.

Die Griechen hatten seit ihren thessalischen Niederlagen, die sie vor fünfzehn Jahren erlitten, an ihrer Armee tüchtig gearbeitet. Das war auch vielfach, namentlich von deutscher Seite, anerkannt worden. Ebenso hatte die Flotte einen bedeutenden Aufschwung erfahren, namentlich durch den Bau des „Giorgios Averow", eines Schlachtschiffes, das mehr als zehntausend Tonnen Wasser verdrängt. Der Name rührt von einem Bürger aus Metzovon her, der das Geld für den Bau stiftete. Vom Kronprinzen selber soll sein Schwager, Kaiser Wilhelm, gesagt haben: „Er ist ein echter Feldherr!" Es handelte sich für die Osttruppe darum, zunächst den Durchbruch durch das Gebirge zu erkämpfen, das in einem ungeheuren Bogen im Norden der thessalischen Ebene vorgelagert ist. Das Gelände ist alpin; am schwierigsten sind die „Vierzig Furten", die Pässe von Sarantaporos, die nicht einmal Xerxes und ebensowenig die römischen Feldherrn forcieren konnten. Die Neugriechen stürmten die Pässe am 22. Oktober; das Beste taten dabei die Evzonen, jene leichte Truppe in Fustanellen, die beinahe wie ein Ballettkorps aussieht. Ihr Name bedeutet denn auch „die Leichtgeschürzten". Der Kampf dauerte einen ganzen Tag. Die Türken hatten zwar Kruppsche Geschütze und zwanzig Maschinengewehre, allein die Bedienungsmannschaft war unzulänglich und schlecht ausgebildet. Das Buschwerk vor den Geschützen fing bald Feuer; der Qualm, der nun emporstieg, nahm den Türken die Aussicht. Das erleichterte ungemein das Anrücken der Feinde, die es sogar fertig brachten, den Türken in den Rücken zu fallen. Trotzdem wurde kein Sedan aus der Aktion, weil die Türken, wie wenigstens ihre Gegner sagten, so ungemein schnell

[1]) Immanuel gibt auf seiner Karte vierundvierzigtausend, aber im Texte (S. 88) sechzigtausend Mann an. Nach Nikolaides wären es dreißig- bis fünfunddreißigtausend gewesen.

flohen, daß man sie schlechterdings nicht einholen konnte. Tatsächlich erreichten die Türken das zwölf Kilometer entfernte Serfidsche noch während der Nacht und blieben dort bis Mittag. Sie töteten daselbst hundertfünfzehn Christen beiderlei Geschlechts, die ihnen gerade in die Hände fielen, und steckten die Stadt in Brand. Die Griechen, die einen Verlust von achtzehn Offizieren und hundertneunundsechzig Soldaten an Toten und tausendsiebenundzwanzig Verwundete hatten, erbeuteten zweiundzwanzig Geschütze, viele Pferde und Wagen, zweiundzwanzigtausend Mausergewehre und über zehntausend Uniformen, endlich beträchtliche Vorräte an Getreide. Auch auf den Flügeln fanden Gefechte statt. Eine Division marschierte auf die Wistritza zu, um den Feind von Westen zu umfassen; eine Abteilung, die angeblich nur zweitausend Mann zählte, vertrieb bei der Aromunenstadt Wlacholiwadon angeblich sechstausend Türken.

Nordwestlich vom Olymp stand Hassan Tachsim oder Taxim mit einer Truppenmacht, die recht verschieden, von vierzehn- bis vierzigtausend Mann, geschätzt wird [1]). Der Pascha hatte bereits den Feldzug von 1897 unter Edhem mitgemacht und galt als kühner Draufgänger. Er war jedoch, obwohl erst 63 Jahre alt, nicht mehr sehr rüstig und konnte kein Pferd mehr besteigen. Man erinnere sich, daß Kaiser Wilhelm I. und Moltke, als sie die Achtziger überschritten hatten, noch rüstig zu Pferde stiegen, und daß der große Schweiger zur Begründung seines Abschiedsgesuches einzig und allein anführte, er sei nicht mehr imstande, zu reiten, und wenn das ein preußischer Offizier nicht mehr könne, so müsse er eben gehen. Tachsim fuhr dagegen immer mit dem Automobil, was auf seine Soldaten keinen guten Eindruck machte. Doch soll der Pascha einen kühnen Vorstoß nach Larissa geplant und sich gerühmt haben, er werde den griechischen Kronprinzen binnen 48 Stunden gefangen nach Elassona bringen [2]).

---

[1]) Generalmajor Meyer gibt ihnen fünfundzwanzigtausend Mann, Nikolaides vierzigtausend (auf S. 35).

[2]) Nikolaides, S. 50.

In Serfidsche mußte sich der Kronprinz entscheiden, ob er mit dem Gros nach Osten weiter, nach Saloniki, oder aber nach Nordwesten, nach Monastir, das bereits von der serbischen Vorhut bedrohte, marschieren sollte. Das Um und Auf der Griechen war, Saloniki zu erobern. Daher entschied sich der Kronprinz für den Ostmarsch und wandte sich gegen Kozani.

Die Griechen besetzten sofort am 26. Oktober Kozani und erreichten kurz darauf die Linie Katerina-Karaferia-Kailar. Die Ostgruppe hatte sich nunmehr den Austritt aus dem Gebirge in die Ebene von Saloniki erkämpft. Diese Ebene ist dreißig Kilometer breit und siebzig Kilometer lang.

Von Karaferia oder Weria, das am 29. Oktober besetzt wurde, ist Saloniki nur noch siebenundsechzig Kilometer entfernt, also eine Strecke, die ein Reiter in einem halben Tage zurücklegen könnte. Abermals jedoch stellten sich die Türken und warfen sich bei Jenidsche den Griechen entgegen.

Zugleich mit dem Kronprinzen marschierte einige Tagereisen östlich eine Division unter dem General Kleomenis auf Saloniki zu. Er nahm die Straße, die nordöstlich vom Olymp am Meere herführt. Die Türken hatten auf dieser Küstenstraße ursprünglich nur fünfzehnhundert Mann aufgestellt, diese Truppe aber inzwischen auf sechstausendfünfhundert verstärkt. Die Straße wird von mäßigen Höhenzügen beherrscht, auf denen die Türken den Anmarsch des Feindes erwarteten. Vom 27. bis zum 30. Oktober wurde bei Katerina gekämpft. Am letzten Tage sollen die Türken die weiße Fahne mißbraucht haben, infolgedessen viele griechische Offiziere und Soldaten fielen. Zuletzt aber blieben bei diesem Endgefechte vierhundert Türken tot auf dem Platze, der Rest wurde gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Die türkische Küstentruppe löste sich nun vollständig auf, und der Weg nach Saloniki längs des Meeres war frei.

Inzwischen zog Tachsim Verstärkungen an sich, namentlich zwei Divisionen, die von Seres herbeigerufen wurden, sodann Abteilungen Dschavid Paschas von Monastir aus, die den an-

rückenden Griechen in die linke Flanke fallen sollten. Die Hellenen, die nur unvollkommen über diese Absichten unterrichtet waren, marschierten in fünf Kolonnen nordwärts.

Die Türken zählten bei Jenidsche (oder Yannitza) nach Generalmajor Meyer fünfundzwanzigtausend, nach Nikolaides fünfunddreißigtausend, nach Immanuel nur neunzehntausend Mann. Sie verloren beinahe zweitausend Tote und Verwundete, während die Einbuße der Gegner nur zwölfhundert erreichte. Außerdem wurden hundertfünfzehn Türken gefangen genommen. Am nächsten Tage besetzten die Streitkräfte des Kronprinzen die Übergänge über den Wardar und besserten die Eisenbahnbrücke von Kavakli aus. Wahrscheinlich war die Notwendigkeit dieser Ausbesserung der Grund für das langsame Vorschreiten der siegreichen Armee, wenigstens finde ich in keiner Quelle eine Erklärung dafür, weshalb die Griechen zu dem kurzen Wege nach Saloniki, der ihnen von niemandem mehr verlegt wurde, eine ganze Woche brauchten. Auch mußten die Sieger wohl gegen Nordwesten sichern. Denn dort ging durchaus nicht alles nach Wunsch. Ein Unterbefehlshaber Dschavid Paschas brachte sogar den Griechen bei Banitza eine Niederlage bei. Es war nicht die einzige des Krieges.

Die Unternehmungen der beiderseitigen Flotten — es kommen ja nur zwei in Betracht — geschahen in den ersten Wochen des Krieges so gut wie unabhängig, ziemlich ohne Zusammenhang mit den Landheeren. Türkische Schiffe fuhren ins Schwarze Meer, nach Burgas und Varna, ohne irgend etwas von Belang auszurichten; griechische Schiffe segelten nach den Gewässern von Korfu, zunächst ebenfalls ohne enge Fühlung mit den Landstreitkräften. Der dritte ohne weiteres gegebene Schauplatz für die maritime Tätigkeit war der westliche Ausgang der Dardanellen und deren Nachbarschaft. So manche Fachmänner glaubten, daß die türkischen Schiffe vermöge ihrer größeren Anzahl und zugleich größeren Tonnenzahl — es sind darunter zwei mit je 10000 und eines mit 9000 Tonnen — ohne weiteres überlegen sein würden. Das Gegenteil trat ein. Schmählicher=

weise wagten sich die Türken aus den Dardanellen nicht heraus; dagegen hielt der schon erwähnte griechische Panzerkreuzer „Giorgios Averow", der 1910 auf der italienischen Werft von Ansaldo gebaut war, allein beinahe die ganze feindliche Flotte in Schach. Da mithin das Ägäische Meer einstweilen offen blieb und den Griechen ohne Gegenwehr überlassen wurde, konnten diese sofort zur Besetzung einiger Inseln schreiten. Am 21. Oktober näherte sich die griechische Flotte der Insel Lemnos und besetzte dort die Bucht von Mudros. Aber erst nach einem ernstlichen Kampfe ergaben sich die achthundert türkischen Soldaten, die sich in das Innere des Landes zurückgezogen hatten, dem Leutnant Kontaratos. Derselbe glückliche Offizier eroberte, von zwei Panzerschiffen und zwei Kanonenbooten unterstützt, am 31. Oktober die Insel Thasos, während am selben Tage ein Kapitän mit dem deutschen Namen Horn auf Imbros landete. Ich schalte ein, daß ja so manche unserer Landsleute sich in Hellas nationalisieren ließen; ich erinnere nur an die berühmte Familie Schliemann und an den gewiegten Diplomaten v. Streit (der jetzt Minister des Auswärtigen ist). Auch werden einige Deutsche aus der Zeit König Ottos zurückgeblieben sein. Im übrigen fochten ja auch viele deutsche Offiziere auf seiten der Türken und befehligte ein Deutscher, der schon mehrfach erwähnte General Sturm, bei den Serben.

Es empfiehlt sich, hier einen größeren Absatz zu machen. Ungezwungen gliedert sich nämlich der erste Balkankrieg in zwei Abschnitte. Drei Wochen lang (oder vier, wenn man Montenegros frühzeitiges Losschlagen berücksichtigen will) fochten die einzelnen Verbündeten auf eigene Rechnung und Gefahr. Das Ergebnis war rühmlich für alle, da jedes einzelne Volk getrennt, ohne Hilfe, eine Reihe von Siegen errang. Diese erste Epoche dauerte bis zum 8. November, bis zur Umklammerung Salonikis. Danach wird Glück und Gefahr gemeinsam getragen. In Saloniki treffen die Heere oder Heeresabteilungen dreier verbündeter Völker zusammen. Vor Skutari verbrüdern sich Serben und Montenegriner. In Südostmaze-

donien operieren Bulgaren, Serben und Griechen gemeinsam. Zur Eroberung Adrianopels tragen die Serben ebensoviel wie die Bulgaren bei. Transportschiffe der Hellenen helfen in großem Maßstabe den Verbündeten aus. So nimmt dieser zweite Abschnitt, der sich zunächst einen Monat lang, bis zum Waffenstillstand im Dezember, erstreckt, ein ganz anderes Gesicht an, und es ist nicht mehr möglich, Verdienst oder Schuld genau abzustecken. Noch ein anderes bringen die Zusammenkünfte der verbündeten Streitkräfte mit sich: Reibereien der Militär- und Zivilbehörden, Reibereien, die später in offene Feindschaft sich umwandeln sollen.

Die Hälfte des blutigen Werkes war getan. Der Zusammenbruch der europäischen Türkei war unrettbar besiegelt. In nur drei Wochen waren überall die türkischen Heere aufs Haupt geschlagen und zogen sich aus dem platten Lande in die befestigten Städte und Bergeinöden zurück. Ihnen gehörte nur noch ein schmaler Strich — und auch der nicht unangefochten — im Südosten der Balkanhalbinsel vom Schwarzen Meere bis nach Gallipoli; dann einige Bezirke im Tabakgebiet, bei Xanthi, Kawala, Seres und Umgebung; endlich eine Anzahl großer Festungen: Adrianopel, Saloniki, Monastir, Janina, Skutari. Die Siegesfreude befeuerte die Truppen der Balkanier und stachelte sie zu neuen Taten an; allein nachdem wider Erwarten die Hohe Pforte so rasch in den Staub gesunken, hielt sie dann ebenfalls wider Erwarten noch lange stand, wenn es auch nicht gelang, die erwähnten Städte zu retten. Wo die Not am größten, vor Konstantinopel, da war die Hilfe am nächsten, nämlich aus Anatolien. Möglicherweise hätten die Bulgaren, bei nachdrücklicher Aufnahme der Verfolgung, die Tschataldschalinie überrannt und wären zugleich mit den flüchtenden Türken in das wehrlose Konstantinopel eingedrungen. Das war nicht geschehen, und nun wurde die Lage für die Türken von Tag zu Tag günstiger. Frische Truppen, viel tapferer und ausgebildeter als die kläglichen Redife, die vor dem ersten Anprall der Bulgaren geflohen waren, kamen von

Smyrna, von Trapezunt, von Beirut und aus Kurdistan. Gleichzeitig wurden die Tschataldschalinien, deren Befestigungswerke recht vernachlässigt waren, durch eilige Schanzarbeiten verstärkt. Wieder einmal hatten sich die Kenner getäuscht. Sie hatten nämlich behauptet, die genannten Linien gewährten so gut wie gar keinen Schutz. Dabei hatten sie vergessen, daß schon durch ihre natürliche Stellung — niedrige, aber steile Höhen mit mehreren Kilometern kahler Ebene davor — besagte Linien trefflichen Schutz gegen Angreifer bieten, deren stürmende Abteilungen durch Artillerie mühelos bestrichen werden können. Und gerade die Artillerie ist des ehemaligen Reitervolkes beste Waffe. Wenn bei den voraufgehenden Kämpfen die Kruppkanonen nicht recht zur Geltung kamen, so war das zu einem nicht geringen Teil darauf zurückzuführen, daß, wie Mukhtar Pascha mit Recht hervorhebt, schwere Geschütze nur dann wahrhaft von Nutzen sind, wenn vorzügliche Landstraßen vorhanden sind. Dieser Vorbedingung entsprachen jedoch die thrazischen Landwege nicht im geringsten, sie waren außerdem durch anhaltenden Regen bodenlos geworden, so daß den Türken die schwere Artillerie des öfteren mehr ein Hemmnis als ein Förderniß war. Sobald indes die Kanonen sich nicht mehr von der Stelle zu rühren brauchten und fest montirt waren, da wandte sich das Glück sofort auf die Seite der Türken. Freilich eines kam noch hinzu: Man hat des öfteren bei großen Kriegen beobachtet, daß die Eroberer auf einmal, ohne eine erkennbare maßgebende Ursache, erlahmen und schlechterdings keine Erfolge mehr erringen. Sie haben sich, wie man das volkstümlich und mitunter auch fachmännisch ausdrückt, zu Tode gesiegt. Man denke an die Umkehr Alexanders in Indien, des Drusus in Deutschland, Napoleons in Moskau. So war auch die Unternehmungslust der Bulgaren erschöpft; sie waren vollständig ausgepumpt und haben denn auch nicht mehr allzuviel auf dem südöstlichen Schauplatze geleistet. Wohl aber machten sie noch Fortschritte im Süden und Südwesten, wo die Brigade Todorow und die Komitatschi noch bei un=

gebrochenen Kräften waren. Der Raum zwischen der thrazischen Grenze, sagen wir: der Maritza und der Gegend von Seres und Gefgeli wurde von bulgarischen Abteilungen besetzt, die gelegentlich mit Serben und Griechen zusammen operierten. Hier, wo es an einer strengen Oberleitung fehlte, wo die Freischärler kaum oder nur wenig beaufsichtigt waren, hatte die einheimische Bevölkerung am meisten zu leiden. Auch sonst kamen Greueltaten genug vor, allein hier, in Südostmazedonien, wurden ganze Dörfer und Städte ausgeraubt und ausgemordet. In der Regel richtete sich die Wut gegen die Türken, hie und da kam es indes schon zu Reibereien zwischen Angehörigen der verbündeten Nationen, namentlich zwischen den Griechen einerseits und Bulgaren und Serben anderseits. Slawische Schulen wurden von den Griechen geschlossen und umgekehrt. Verwaltungsbeamte, die von Belgrad oder Sofia gesandt waren, um eine gemeinsam eroberte Ortschaft zu übernehmen, wurden des öfteren von den Griechen ohne viel Glimpf nach Hause geschickt.

Den Glanzpunkt der Kämpfe vor dem Waffenstillstand bildet die Einnahme Salonikis. Die Griechen waren, wie wir angedeutet haben, am 2. November in Jenidsche noch 65 Kilometer im Westen von der Stadt entfernt, während eine andere bedeutend schwächere griechische Abteilung von Süden her gegen das heiß ersehnte Ziel vorrückte. Von Norden nahten die Bulgaren Todorows, die am 5. November in Jstip, etwa 110 Kilometer von Saloniki entfernt, einrückten[1]). Nun hatten schon vor zehn Tagen die Serben bei Kumanowo gesiegt und waren nach Üsküb und weiter in der Richtung Saloniki nach Süden und außerdem in südwestlicher Richtung gegen Monastir vorgedrungen. Militärisch wäre es jetzt das richtige gewesen, wenn das griechische Heer nach Norden, den Serben entgegen, marschiert wäre, um in Fühlung mit ihnen gegen Monastir aufzuschließen und die dort stehenden Türken einzukreisen. Höchst wahrschein-

[1]) Vgl. S. 183.

lich wäre es dann zu einem Sedan der Türken gekommen. Allein, wie so oft während des Balkankrieges, war die Rücksicht auf Politik mächtiger als die Rücksicht auf militärische Erfordernisse. Den Griechen war alles daran gelegen, Saloniki nicht nur so bald wie möglich dem Feinde zu entreißen, sondern fast noch wichtiger war es ihnen, die Stadt für sich allein zu gewinnen. Infolgedessen entsandte Kronprinz Konstantin nur kleinere Abteilungen, die denn auch nicht viel ausrichten konnten und außerdem zur eigentlichen Aktion zu spät kamen, gegen Monastir; mit der Hauptmacht wandte er sich nach Osten, nach Saloniki. Er brauchte sechs Tage, wie schon erzählt, bis er von weitem die Häuser der Stadt erblicken konnte; in nur drei Tagen hatten die Leute Todorows eine fast doppelt so große Strecke zurückgelegt. Denn auch die Bulgaren beeilten sich höchlichst, um womöglich Saloniki für sich zu erringen und den Freunden und Verbündeten das Nachsehen zu lassen. Durch List und Diplomatie haben hier die Griechen den Sieg davongetragen. Sie bewilligten dem in Saloniki eingeschlossenen Feinde unerhört vorteilhafte Bedingungen und gewährten ihm freien Abzug, dafür ergaben sie sich dem Kronprinzen. Daß die Hellenen einen General hatten, der an Rang die Befehlshaber der Verbündeten überragte, war ein schätzbarer Vorteil, den sie wohl auszubeuten wußten; so konnte denn auch der Kronprinz an Todorow einfach die Kunde gelangen lassen, daß alles schon erledigt sei, und zugleich die Ordre, von weiteren Angriffen auf Saloniki abzustehen. Diese Vorgänge geschahen am 8. und 9. November. Kurz darauf wurden auch die Bulgaren durch einen Kronprinzen verstärkt, Fürst Boris, den Sohn König Ferdinands.

Am Morgen des 9. November marschierten die Evzonen und nach ihnen die Division des Generals Kleomenis in Saloniki ein. Die Bulgaren wollten sich nicht gleich zufrieden geben. Sie erklärten dem griechischen Meldereiter, daß eine ganze Division ihnen folge und schoben sich noch am 9. bis zum Dorfe Balschi, 12 Kilometer von Saloniki, vor und ignorierten absichtlich die



Verbrüderung serbischer und montenegrinischer Truppen nach der Einnahme der albanischen Küstenstadt Alessio.



Schükri Pascha.
Verteidiger Adrianopels.



Nazim Pascha.
Türkischer Kriegsminister, † 15. Januar 1913
bei einem Handgemenge im Kriegsministerium.



Türkische Offiziere im Feldlager.

Anwesenheit von sechstausend Griechen unter General Kalaris, der bereits mehreren türkischen Bataillonen die Waffen abnahm, und einfach auf die Türken feuerten. Die Bulgaren wurden von Kalaris zu wiederholten Malen aufgefordert, sich zurückzuziehen, gingen aber ruhig weiter bis eine Stunde vor die Stadtmauer und verlangten den Eintritt in Saloniki. Oberst Dusmanis (der jetzige Kriegsminister), offenbar ein hellenisierter Albaner — die Dushmani sind ein Stamm der Dukadschin-Gruppe, nördlich des mittleren Drins —, verwies Todorow an den Kronprinzen; dieser entschied, von einem Einlaß könne gar keine Rede sein. „Hätten in jenem Augenblick die Bulgaren den Versuch gemacht, in die Stadt zu dringen, der Kronprinz hätte den Befehl gegeben, die bulgarische Division anzugreifen und unschädlich zu machen"[1]. Todorow und sein diplomatischer Beirat Stantschew, früher Gesandter in Paris, hatten eine Unterredung mit dem Kronprinzen und seinem Generalstabschef Danglis, ebenfalls einem Albaner (Dangli ist eine Landschaft südwestlich von Ochrida). Man kam zu einer Vereinbarung.

Am 10., am Tage des heiligen Demetrios, dem Schutzpatron von Saloniki, zog die Hauptmacht der Griechen mit klingendem Spiel in die Stadt ein.

Am 11. folgten zwei bulgarische Bataillone nach. Bei diesen waren etwa sechzig Juden. Man hatte aus mehreren bulgarischen Divisionen alle Mannschaften jüdischen Glaubens kommen lassen, um sie den Spaniolen Salonikis als Befreier vorzuführen. Die Spaniolen sollen selbst dadurch unangenehm überrascht gewesen sein[2]. Sofort entspann sich eine journalistische und diplomatische Fehde zwischen Athen und Sofia über das Eigentumsrecht an Saloniki und die Nationalität der Stadt. Die Bulgaren machten geltend, daß Salonikis Nachbarschaft ganz und gar von bulgarischen Bauern besiedelt sei — was zutrifft — und daß die Stadt selbst nichts weniger als eine Griechenstadt sei, denn gegen zweiunddreißigtausend Griechen

---

[1]) Nikolaides (der freilich mit Vorsicht zu genießen ist), S. 73.

[2]) Nikolaides, S. 79. 81.

stünden sechsundsiebzigtausend Juden. Später machten die Athener eine Gegenrechnung auf, um zu beweisen, daß das von den Bulgaren beanspruchte Adrianopel ebensowenig bulgarisch sei, denn von seinen hundertvierundzwanzigtausend Einwohnern seien achtundfünfzigtausend Mohammedaner, sechsunddreißigtausend Griechen, vierzehntausend Juden, viertausendfünfhundert Armenier und nur neuntausend Bulgaren, während der geringe Rest sich auf verschiedene verteile.

Die Verhältnisse in Saloniki waren noch geraume Zeit hindurch recht mißlich. Vor allem fehlte es an Lebensmitteln, zumal sich außer den geschlagenen Truppen hundertvierzigtausend Flüchtlinge vom Lande in der Stadt zusammengedrängt hatten. Es war keine kleine Aufgabe, erstens den Türken die Waffen abzunehmen, zweitens für Ordnung in der bunten einheimischen Bevölkerung zu sorgen und drittens Streitigkeiten zwischen den Verbündeten zu verhüten. Das Endergebnis der Kapitulation war: Kriegsgefangen achthundertzwanzig Offiziere, sechsundzwanzigtausend Mann, erbeutet siebzig Kanonen, dreißig Maschinengewehre, fünfundsiebzigtausend Gewehre, zwölftausend Pferde und achthundert Zugtiere.

Gleichzeitig wurde der Feldzug in Westmazedonien beendet.

Eine ganze Division hatten die Griechen schon nach der Einnahme von Serfidsche abgezweigt, um über Kozana auf Monastir zu gehen. Sie stieß am 2. November in dem Engpaß südlich Banitzas auf eine türkische Division und wurde mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Erst am 14. brach der Kronprinz von Saloniki auf, um seine detachierte Division zu unterstützen und den Serben im Angriffe auf Monastir zu helfen. Er besetzte am 19. Banitza, am 20. die wichtige Stadt Florina, wo er sich mit den Serben vereinigte. Inzwischen hatten diese jedoch die Hauptarbeit getan. Sie hatten schon Ende Oktober fünfundachtzigtausend Mann in drei Kolonnen auf Monastir angesetzt. Die Bewegungen konnten nur äußerst langsam vor sich gehen. Das Gelände ist überall alpin; dazu trat in der Nacht vom 6./7. November heftiger Schneefall ein, dem Tau-

wetter mit starken Regengüssen folgte — ein Wettersturz, der von Montenegro bis nach Thrazien zu beobachten war. Das Oberkommando trug dem Rechnung und legte eine durchaus ungewohnte, aber den Kriegern äußerst willkommene Ruhepause von gleich einer ganzen Woche ein. Die Türken fanden so Zeit, Monastir zu nachhaltiger Verteidigung vorzubereiten. Die Operation leitete Zekki Pascha. Er lehnte sich mit seinem rechten Flügel an die sumpfige Niederung des Flüßchens Zrna (Schwarzbach). Im Rücken waren die Berge von Krklina und Kjeromaritza. Der Pascha hatte zusammen höchstens siebenundvierzigtausend Mann. Die Serben beschlossen, den Gegner zu umfassen. Dies konnte dadurch erleichtert werden, daß im Süden die hohen Waldberge von Wigla Planina die türkische Stellung noch überragten. Eine serbische Abteilung warf sich zwischen Monastir und Ochrida und schlug am 16. November den Feind an dem Flusse Schemnitza zurück. Am 18. versuchten die Türken in einer Stärke von fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann zwischen Srptzi und der Linie Kjeromaritza-Prevolaz den eisernen Ring zu durchbrechen. Die Türken, unter Dschavid Pascha stehend, fochten mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Angreifer, die in dem äußerst schwierigen Gelände ohne Artillerie waren und ihre Linien sehr weit auseinander gezogen hatten. Es gelang denn auch mehreren türkischen Heerhaufen, südlich durchzustoßen und in die Baba Planina zu entkommen. Freilich bedeutete das noch nicht ohne weiteres die Rettung, denn das sind weglose Alpen, die bis 2500 Meter ansteigen, keinerlei Hilfsmittel besitzen und damals schon von tiefem Schnee bedeckt waren. Dschavid Pascha selbst schlug sich nach dem Presbasee durch, west-südwestlich von Monastir. Feti Pascha entkam ebenfalls nach dem Presbasee, nämlich nach Resna, wurde aber dort am 20. eingeholt und fiel in der Schlacht. Zekki zog sich seinerseits mit beträchtlichen Streitkräften über Florina ins Gebirge zurück[1]). Im ganzen

[1]) Immanuel, S. 81–87.

entflohen an die zehntausend Türken, die nach Janina wanderten und der dortigen Besatzung einen erwünschten Zuschuß lieferten. Etwa siebentausend Tote und Verwundete blieben auf den Schlachtfeldern um Monastir. Die Stadt selbst konnte vorläufig nicht genommen werden. Dagegen fielen noch achttausend Gefangene und fünfundneunzig Geschütze den Siegern in die Hände. Die Serben wollen in den Kämpfen, die sechs Tage währten, nur dreitausendfünfhundert Mann verloren haben. Wie gewöhnlich, ist in den verschiedenen Quellen keine Übereinstimmung in den Zahlen zu finden. Kutschbach schreibt den Türken siebzigtausend Mann zu und läßt zehntausend gefallen oder verwundet sein. In jedem Falle kann man füglich fragen: was ist mit dem Reste der Türken geschehen, von denen doch selbst nach der geringsten Angabe über die Hälfte übrig geblieben sein müssen[1])? Ich finde hierüber nur bei Generalmajor Meyer eine brauchbare Angabe, derzufolge fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann über Florina westwärts abmarschierten. Wie sich diese nun nach Albanien, und wohin verloren, ist vorläufig nicht bekannt. Die Abmarschierenden griff die Vorhut des Kronprinzen an, die ja am 20. in Florina eintraf. Der Angriff war jedoch zu spät; wiederum ist das geplante Sedan nicht verwirklicht worden.

Die Serben hatten sich nach der Besetzung von Üsküb, wohin das Hauptquartier verlegt und wo der Sitz der Verwaltung für die neuen Gebiete eingerichtet wurde, dreifach gespalten. Einige Abteilungen gingen nach Saloniki, um noch nachträglich Anteilsrechte zu betonen, das Gros eroberte, wie erzählt, Monastir; eine Kolonne unter Jankowitsch, der im Rufe eines wilden, tollkühnen Mannes stand, durchquerte die nordalbanischen Alpen und erreichte nach großen Beschwerden Alessio und Durazzo. Wir erinnern uns, daß König Nikolaus notgedrungen, da es mit der Belagerung Skutaris so gar nicht vorangehen wollte, die Serben schon am 31. Oktober drahtlich

[1]) Generalmajor Meyer gibt den Türken nur vierzigtausend Mann.

zur Hilfe berufen hatte. Die Aufgabe dieser Kolonne, die ihrerseits auf zwei gänzlich getrennten Straßen marschierte, war besonders mühevoll. Die dortigen Alpen, die in der Kunora e Lurs und anderen Spitzen 2000 Meter übersteigen, sind schon im Sommer für einzelne nicht leicht zu durchschreiten, geschweige denn in tiefem Schnee von ganzen Heerhaufen. Die Flußtäler sind in das Gebirge förmlich eingerissen, und fortwährend hat man derartige Querschluchten zu überwinden. Nur Wege, abschüssig und gefährlich wie Gemsenpfade, vermitteln den Verkehr. Nahrung ist unterwegs kaum aufzutreiben. Am bedenklichsten aber ist die Feindseligkeit der Bevölkerung, die unter den kriegerischen Albanern vielleicht am kriegerischsten ist. Nach Informationen, die mir selbst in Albanien wurden, wurde der Widerstand der einheimischen Stämme nicht durch die Waffen, sondern — durch Geld besiegt. Trotzdem brauchten die Serben das Dreifache dessen an Zeit, was ein gewöhnlicher Tourist brauchen würde. Die eine Teilkolonne, aus beinahe neuntausend Mann bestehend, ging von Djakowa über Spatsch und Puka nach Alessio und San Giovanni di Medua. Die andere Kolonne, meist aus berggewohnten Leuten der Schumadia, insgesamt aus siebentausend Mann zusammengesetzt, durchquerte von Prisrend über Bruti, Nersuscha und Plana die Ljuma und Mirdita, und gelangte, ebenfalls über Alessio, nach Tirana und Durazzo.

In der Ljuma wurde jedoch, in der Nähe der berühmten Vezierbrücke, albanisch Ura Vesirit, eine serbische Genieabteilung, die eine telegraphische Verbindung herstellen sollte, nebst hundert Soldaten Bedeckung von Skipetaren vernichtet. Viele Menschen und Tiere stürzten in den Abgrund. Natürlich wurde dann eine Strafexpedition ausgeschickt. Die Serben behaupteten in solchen Fällen stets, die Skipetaren hätten sie ursprünglich als Befreier mit offenen Armen aufgenommen und seien ihnen dann heimtückisch in den Rücken gefallen; infolgedessen behandelten die Sieger die ihnen widerstehenden Albaner als Rebellen. Tatsächlich war es ausgeschlossen, daß die Mohamme=

daner der Ljuma, wie Prisrends und Djakowas, in ihren serbischen Erbfeinden Befreier erblicken sollten. Mitunter jedoch waren Häuptlinge, wie der vielfach genannte Jssa aus Boljetin, von den Serben bestochen worden, und wenn nun die Masse des Volkes sich gegen den Beschluß der bestochenen Bairaktare erhob, so konnte man das füglich nicht einen verräterischen Aufstand nennen. Ebenso ausgeschlossen war es freilich auf der anderen Seite, daß die Slawen überhaupt im November die entsetzlichen Alpen Nordalbaniens durchqueren konnten, wenn sie auf entschlossenen und zusammenhängenden Widerstand der Bewohner gestoßen wären. Ganze Bataillone langten vor Alessio ohne Schuhe an, die sie bei den steinigen Pfaden und den vielen Flüssen — manchen Tag mußten sie vierzig-, ja fünfzigmal durch Wasser gehen — völlig verschlissen und eingebüßt hatten. Keinesfalls aber hatten die Türken erwartet, daß die Serben durch die Mirdita kommen würden, so wenig wie sich die Römer des Hannibalzuges durch die Alpen versahen, und wurden völlig überrascht. Die Serben erstiegen den Berg Varosch, der Alessio um 190 Meter überragt, und beschossen von dort die Türken, die nicht einmal eine Wache auf dem Berge ausgestellt hatten. Mit eintausenddreihundertvierzig Mann und sechsundvierzig Offizieren ergaben sich die Türken am 17. November als Gefangene; am 21. wurde San Giovanni di Medua besetzt, das nur anderthalb Stunden von Alessio entfernt ist. Diese Ereignisse waren nicht ohne Bedeutung für das Schicksal Skutaris, denn bisher hatten sich die Türken noch von der See her verproviantieren können, jetzt wurde ihnen diese Zufuhr abgeschnitten. Gleichwohl war die Einschließung Skutaris noch lange nicht vollständig. Das ganze platte Land, das sich eine Tagereise weit durch die Zadrima hinzieht, war den Belagerten noch zugänglich und lieferte ihnen nicht nur Nahrung, sondern auch Hilfstruppen. Mehrere tausend Krieger aus der Landschaft Dibra, aus der schon Skanderbeg seine besten Truppen gezogen hatte, kamen dergestalt in die Festung. Um nun die Zadrima und die Zugänge entweder durch das Tal der Gjader

oder am Drin entlang zur Mirdita zu sperren und um den Einschließungsring im Süden zu vervollständigen, marschierten die Serben und Montenegriner nach Daidschi an der Gjader, wurden jedoch von fünf türkischen Bataillonen am 4. Dezember verdrängt. Inzwischen breiteten sich die Serben von Alessio nach Süden hin aus, wo sie keinen Widerstand fanden, und besetzten der Reihe nach Tirana, Durazzo und Berat, zeitweilig sogar El Basan, wo sie nur noch eine starke Tagereise weit von den Griechen standen, die von Florina her ihre Vorposten über Koritza oder Kortscha bis nach Libohova vorschoben.

Der Waffenstillstand.

Das Vordringen der Serben an die Adria rief in Österreich und die Besetzung Südalbaniens durch die Griechen nicht minder in Italien eine ungeheure Erregung hervor. Es war ja kein Zweifel, daß die Serben nicht ohne ausdrückliche Einwilligung, ja Aufforderung Rußlands handelten, das auf diese Weise sich einen Flottenstützpunkt durch Stellvertreter verschaffen wollte, und der Weltkrieg schien vor der Tür zu stehen. Der Druck der Mächte bewirkte jedoch, daß die Balkanier einen Waffenstillstand mit den Türken abschlossen und daß alle Balkanangelegenheiten, mithin auch die albanischen, dem Spruch der Mächte unterbreitet wurden. Eine Botschafterkonferenz trat in London zusammen. Die Verhandlungen waren mühsam und langwierig. Es war schlechterdings unmöglich, alle die ausschweifenden Forderungen der Balkanier, deren Selbstvertrauen gewaltig gestiegen war, zu befriedigen, und nicht minder äußerst schwer, die widerstreitenden Wünsche der Großmächte unter einen Hut zu bringen, zumal noch während der Konferenz die einzelnen Mächte ihre Sonderpfade wandelten. Namentlich die Kluft zwischen Rußland und Österreich wurde, statt ausgefüllt zu werden, immer breiter und tiefer. War ja doch auch nach den Enthüllungen, die ein Jahr später der „Matin" brachte und durch Graf Berchtold bestätigt wurden, der ganze Balkanbund

auf russischen Antrieb hin entstanden mit einer Spitze, die ursprünglich viel mehr gegen Österreich als gegen die Türkei gerichtet war. Nur das eine wurde erreicht, daß grundsätzlich ein neuer Stand der Dinge, daß die Errungenschaften der Balkanier anerkannt wurden. Der alte Status quo war tot! Und doch hatte noch während der ersten Kriegswochen das Konzert der Mächte erklärt, dieser Status dürfe unter keinen Umständen geändert werden. Diese Erklärung war eben nichts anderes als eine Rückversicherung gewesen, die der Dreiverband seinen Schützlingen, den christlichen Balkanstaaten, angedeihen lassen wollte. Wurden die Christen besiegt, so konnte man, das war offenbar die Absicht, die Türken ebensogut zur Aufgabe der etwa eroberten Gebiete zwingen, wie man ihnen vor fünfzehn Jahren das rechtmäßig eroberte Thessalien abgenommen hatte. Nun war das Gegenteil eingetreten, die Türken hatten verloren: da dachte kein Mensch daran, ihnen die verlorenen Provinzen wieder einzuhändigen. Überhaupt hat Europa während des ganzen Krieges keine sonderlich rühmliche Rolle gespielt; das Konzert bestand aus lauter Dissonanzen. Der unversöhnbare Gegensatz zwischen Dreibund und Dreiverband trat überall ziemlich unverhüllt zutage. Ich schrieb im Herbst aus Belgrad:

„Rein ästhetisch betrachtet, kann man ein gewisses Vergnügen an dem schneidigen Vorgehen der ungestümen Balkanvölker nicht verbergen. Hier ist auf der einen Seite die alte grämliche Großmutter Europa, die wie ein Drache auf ihrem Horte sitzt, die an nichts denkt als an die Zinsen der Staatsanleihen, die Dividenden von Eisenbahnen und Fabriken, wie an die schädlichen Folgen von Wechselprotesten und Moratorien, und auf der anderen Seite jugendfrische Enkelkinder, die sich den Teufel um die Wohlfahrt von Handel und Wandel scheren, die sich für die ewigen Menschenrechte von Glück und Freiheit begeistern und dafür keck und hochgemut in einen schweren Krieg ziehen. Auch hat schließlich jedes Volk seine eigenen, nicht unbegründeten Ansprüche auf Geltung in der Welt, daher kein natürlich Empfindender aufstrebenden Nationen seine Teilnahme

und Anerkennung versagen kann. Nun aber, wie deutete einst ein Franzose das vielumstrittene Wörtchen ‚Freiheit‘. ‚La liberté? mais c'est le respect des autres.‘ Darin lassen es die Leute am Balkan in der Regel fehlen. Und daher können wir die Dinge nicht nach den Gesetzen ästhetischen Schauens, sondern müssen sie nach Grundsätzen des Rechtes und der Staatskunst in Augenschein nehmen.

Sehr viel kommt nämlich darauf an, wieweit man geschichtliche Rechte gelten lasse. Gewiß, Österreich-Ungarn hatte vor Prinz Eugen keinen Anspruch auf Bosnien, aber auch die Türken waren schließlich als Räuber gekommen, wenn auch schon vor einem halben Jahrtausend. Lange vor ihnen waren die Slawen da, allein waren sie etwa Urbesitzer, Autochthonen? Keineswegs! Die Slawen ging vor alters der Balkan von Haut und Haar nichts an. Sie saßen fern im Nordosten; an der Weichsel, am Dnjepr und Dnjestr und träumten nicht einmal von der Maritza und vom Wardar. Durch die ungestüme Faust der Awaren wachgerüttelt, wurden die Südslawen zuerst zwangsweise, im Gefolge awarischer Eroberer, nach den Balkanländern überführt, dann wanderten sie freiwillig, in reisigem Kriegszuge, dorthin aus, immer noch unter volksfremden Herrenstämmen. Wer war vor den Slawen da? Die Byzantiner. Vor diesen? Die Römer. Und noch früher walteten da wohl Illyrier, Thraker und Pannonier. Also, was ist da geschichtliches Recht? Und dennoch berufen sich alle darauf. Am bescheidensten sind noch die Rumänen und ihre kutzo-wlachischen Brüder im Westbalkan. Sie könnten füglich ebensogut an die Römerherrschaft anknüpfen, wie das die Italiener in Tripolis tun. Am begehrlichsten sind dagegen die Serben. Sie veröffentlichen jetzt Karten der Balkanhalbinsel, wie sie unter Duschan dem Großen, also um 1340 aussah, als das Serbenreich zwei Drittel der ganzen gewaltigen Halbinsel überschattete. Die Brüder drüben in Montenegro, die ja reine Serben sind der Sprache nach, während ihre Rasse, weit stärker, höher gebaut, edler, kraftvoller, auffallend an Tscherkessen erinnert, wollen

ein Teil rein albanischen Gebietes, wollen das unruhige Gusinje (das ihnen schwer im Magen liegen würde), dazu Skadar, nämlich Skutari, und die Bojanna- und Drin-Mündung am Adriatischen Meere. Die Griechen ersehnen Südalbanien und Südmazedonien, die Bulgaren den halben Osten.

Nun gibt es aber noch mehr Mächte, die ein geschichtliches Recht in Südwesteuropa geltend machen könnten. Venedig besaß einst die albanische Küste und ein Stück vom Hinterland, nannte zeitweilig sogar Korfu, Akarnanien und die Morea sein eigen; Venezianer und Genuesen hatten Eilande wie Thasos und Euböa inne, die zur Balkanhalbinsel gehören; italienische, französische und katalonische Edelleute schalteten als ‚Despoten‘, als ‚Herzöge‘ in Sparta und Athen, in Kroja und Saloniki. Aber noch mehr! Österreich besaß kurz vor 1700 ganz Serbien, dessen Zar Nemanja ein halbes Jahrtausend früher Friedrich Barbarossa gehuldigt hatte, und die Madjaren durchstreiften einst weite Striche des Balkans, bis nach Hellas hinein und bis Konstantinopel. Also nochmals, wo ist da das Recht?

Ja, nicht einmal das Recht darf man ohne weiteres als maßgebend anerkennen. Denn es leidet nicht selten darunter le respect des autres. Die Hellenen dürfen füglich darauf hinweisen, daß Epirus hellenisch sprach, und dennoch wollen die Albaner schlechterdings von einer Angliederung des Wilajets Janina an Hellas nichts wissen. Denn die Sprache allein entscheidet nicht, sondern das volkliche Bewußtsein. Es gibt auch auf Kreta türkisch fühlende Griechen und umgekehrt in Anatolien christliche Türken; es gibt mohammedanische Serben in Bosnien und der Türkei, die ihren christlichen Volksgenossen äußerst feindlich sind. Letzten Endes aber hat die Territorialzugehörigkeit doch auch mitzusprechen. Österreich-Ungarn kann nicht dulden, daß die Trientiner und Triestiner sich zu Italien schlagen oder die Dalmatiner zu Montenegro. Auf die Weise würde das Wort vom historischen Recht, vom Rechte der Vergangenheit, zum greifbaren Unrecht der Gegenwart.“

Es hat keinen Zweck, den vielverschlungenen Wegen der

Botschafter nachzuspüren, oder alle Phasen, das Auf und Ab und beständige Schwanken der umständlichen Verhandlungen hier wiederzugeben, um so weniger, als später die Beschlüsse der Botschafterkonferenz doch von niemandem anerkannt und durch die späteren Ereignisse vollkommen umgestoßen wurden. Nur ein Beschluß, und wahrlich kein geringer, hat Geschichte gemacht: Die Gründung eines unabhängigen Albanien. Durch diese Maßregel war Österreich wenigstens halbwegs befriedigt; es war dem Habsburgerstaate für so manche Brüskierungen von montenegrinischer und serbischer Seite dadurch eine gewisse Genugtuung gegeben, und zugleich ist es doch um seine schönste Hoffnung betrogen worden. Denn Österreich sollte ja kein Stück von Albanien selbst besitzen, sondern sollte zusehen, wie die Habsburger nicht nur zur Freude der Slawen, sondern auch der Italiener für unabsehbare Zeit aus Albanien hinausbugsiert wurden. Der ganze Beschluß war ein Triumph englischer Staatskunst. Die Briten gewährten weder den Serben und ihren russischen Freunden, noch den Österreichern, was sie begehrten, ihnen selbst dagegen war dieses neue Fürstentum eine willkommene Errungenschaft. Die Lage war etwa so wie im Jahre 1830. Damals hat England es durchgesetzt, daß die Niederlande den Habsburgern entrissen wurden, und hat zwei selbständige Staatswesen daraus geschaffen. Die weitblickenden Engländer wollten dadurch zugleich verhüten, daß ein etwa später aufblühendes Deutschland sich bis an den Ärmelkanal vorschiebe. Ähnlich haben die Briten aus Albanien die Österreicher entfernt und zugleich dafür Sorge getragen, daß auch die Serben nicht an die Adria kämen, denn obwohl eine amtliche Freundschaft mit Südslawen und Russen bestand und besteht, wäre es dem seebeherrschenden Albion doch unangenehm, seemächtige Slawen an den Ufern des Mittelmeeres zu wissen.

Nur die Griechen hatten keinen Waffenstillstand abgeschlossen. Aber auch die Serben hielten sich nicht vollständig daran in ihrem Kampfe gegen Skutari. Die Griechen setzten ihre Operationen an den Ufern und auf den Inseln des Ägäischen Meeres,

wie gegen Janina fort. Am 17. Dezember lieferten sie den Türken eine Seeschlacht am Ausgange der Dardanellen, die zu ihren Gunsten ausfiel, und eine zweite am 18. Januar auf der Höhe von Lemnos. Der schon mehrfach erwähnte „Giorgios Averow" schoß den Panzerturm des türkischen Linienschiffes „Torgut Reis" (so benannt nach einem Admiral des sechzehnten Jahrhunderts) zusammen und verfolgte die türkische Flotte bis vor die Dardanellen. Immerhin hatten bei der ersten Schlacht die Türken den Erfolg, daß der tüchtige Kreuzer „Hamidije" (vgl. S. 181) die Blockade durchbrach. Mitte Dezember marschierten die Griechen auf dem westlichen Schauplatze gegen Dschavid Pascha, der mit sechstausend Mann bei Biglista einen Vorteil erstritt und sich auch danach der drohenden Umklammerung zu entreißen vermochte. Drei griechische Divisionen wandten sich nun nach Biglista und, von Kastoria aus, nach Koritza, das am 20. Dezember genommen wurde. Dschavid wich zuerst nach Süden aus, um dann wieder nordwärts auszubiegen. Er soll bei dem Rückzug dreizehnhundert christliche Soldaten, die desertieren wollten, getötet haben. Inzwischen nahmen die Operationen gegen Janina ihren Fortgang. Ein abenteuerliches Freikorps, unter Pepino Garibaldi und seinem Vater Ricciotti, ging, von den Griechen nur schwach unterstützt, durch den schwierigen Felsenpaß von Metzovon gegen die Festung vor, wurde aber vernichtet.

Mitten in die Londoner Verhandlungen hinein platzte die Nachricht von einem Umsturze in Konstantinopel. Enver Bey war aus Tripolis zurückgekommen. Mit einigen seiner Genossen drang er am 15. Januar ins Kriegsministerium, wobei der Seraskier, Nazim Pascha, erschossen wurde. Die Jungtürken ergriffen abermals die Zügel der Macht und haben sie bis heute behalten. Mahmud Schevket Pascha, der arabische General, auf dem einst die Hoffnung der jungen Türkei ruhte, der jedoch in dem ganzen Balkankriege seltsamerweise nicht an die Front gegangen ist, wurde Großwesir. Sofort nach der Umbildung des Kabinetts drängte Enver auf eine tatkräftige

Fortsetzung der militärischen Operationen. Der Waffenstillstand wurde gekündigt und lief am 3. Februar ab. Erst geraume Zeit darauf erfuhr die Londoner Konferenz ihren Schluß.

Bis zum Falle Skutaris.

Die zweite Phase des großen Balkankrieges war um einige Wochen ausgedehnter als die erste. Sie dauerte bis in den Mai 1913, doch waren die Operationen, von geringfügigen Zuckungen abgesehen, schon Ende April vollständig beendet. Das jetzt anhebende Ringen haftet an den drei Festungen Adrianopel, Janina, Skutari, an der Tschataldschalinie und der Halbinsel Gallipoli, endlich an den großen Ostinseln des Ägäischen Meeres. Eine Episode für sich war die Irrfahrt des Kreuzers „Hamidije".

Gerade auf dem Gebiet, wo am wenigsten Aussichten waren, ist das Ringen am blutigsten gewesen, an der Tschataldschalinie und auf dem Chersonnes zwischen Bulair und Gallipoli. Die Cholera war dort im Abnehmen, aber das Kriegsfeuer loderte noch einmal mächtig auf. Die türkischen Gesamtverluste an der Tschataldschalinie allein werden insgesamt auf dreißigtausend Mann veranschlagt. Die Bulgaren trachteten noch einmal mit aller Macht danach, ihr Hochbild zu verwirklichen und Konstantinopel zu erreichen, oder zum mindesten die Ufer des Marmarameeres dauernd zu besetzen, so daß „Zarigrad" nur noch eine Enklave in bulgarischem Besitz gewesen wäre. Diese Pläne wurden von den Griechen unterstützt, die namentlich in wirksamer Weise ihre Flotte zu Truppentransporten zur Verfügung stellten und außerdem die Aufmerksamkeit der Türken ablenkten. Denn auf kleinasiatischem Boden, südwestlich der Dardanellen, machten die Griechen einen Landungsversuch. Es war nicht ohne Reiz, wie enge diesmal Heere und Flotten zusammenarbeiteten. Auch in die Gefechte griffen sehr häufig die Schiffe ein, deren Geschütze acht bis zehn Kilometer weit das Uferland bestrichen. Selbst die Türken spielten auf diesem Instrumente nicht ohne Geschick, solange die Kriegsmarine in Be-

tracht kam. Der „Torgut Reis“ besonders fügte den Feinden viel Schaden zu. Worin dagegen die Türken völlig versagten, das war in der Transportflotte. Mit stürmischer Energie hatte Enver Bey erreicht, daß eine Streitmacht von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann zwischen Gallipoli und Rodosto sich festbeißen solle, um dadurch einen Keil in die bulgarischen Stellungen zu treiben, die westlich und östlich sich befanden. Der Gedanke war gar nicht schlecht. Allein die Ausführung gestaltete sich elend, da die Intendantur völlig versagte, und weil außerdem sehr schlechtes Wetter einsetzte. Nutzlose Opfer wurden zu Tausenden gebracht, Blut floß in Strömen, ohne daß einer der Gegner den anderen monatelang auch nur um einige Kilometer verdrängen konnte [1]).

Die Türken zogen neuerdings asiatische Truppen an sich, darunter Lhasen und Tscherkessen. Allmählich kehrten bei ihnen Ordnung und Kriegslust zurück. Es war auch die höchste Zeit, denn niemals ist seit den Tagen von San Stephano, seit mehr als einem Menschenalter, Konstantinopel in größerer Gefahr gewesen, als im März 1913. Enver Bey wollte sogar bis Tschorlu vordringen, um dann womöglich Adrianopel zu entsetzen. Dieser Versuch scheiterte, Adrianopel fiel. Es hatte zwar noch Vorräte genug und durch die Belagerung verhältnismäßig wenig gelitten; die Festung wurde eben nicht durch Hunger, sondern durch Gewalt genommen, wurde erstürmt. Den Bulgaren kamen dort achtundvierzigtausend Serben zur Hilfe. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den Krieg über den Krieg hier mit auszufechten, den erbitterten Streit darüber darzulegen, wem eigentlich das Verdienst zufalle, die Festung zur Übergabe gebracht zu haben. Es genüge zu sagen, daß offenbar erst durch die funkelnagelneuen serbischen Geschütze [2]), achtunddreißig schwere Geschütze und sechzig Schnellfeuerkanonen, der Sturm

[1]) Ansprechend sind die dortigen Verhältnisse von einem deutschen Offiziere in türkischen Diensten geschildert, von Hans Rohde: „Meine Erlebnisse im Balkankrieg“.

[2]) Die vermutlich über Saloniki eingeführt waren.

ermöglicht werden konnte. Am 24. März begann der allgemeine Angriff, der mit einem mächtigen Artilleriefeuer eingeleitet wurde. Der nächste Tag gehörte der Infanterie. Die Krieger der drei Völker kämpften mit größter Leidenschaft, und die Verluste waren empfindlich. Die Serben wurden mehrere Male zurückgedrängt, die Bulgaren dagegen hatten eine Schanze, Maslak, genommen und standen am Abend dicht vor der Drahtversperrung der inneren Verteidigungslinie. Trotz der allgemeinen Erschöpfung dröhnte schon kurz nach Mitternacht wieder der Kanonendonner. Zum dritten Male zerschellte der wütende serbische Angriff an dem Fort Papatz Tepe, die Bulgaren durchbrachen dagegen nach zehnstündigem Kampfe den östlichen Sektor der Verteidigung. Endlich hißten — es war am 26. März — die Türken die weiße Fahne, und das Schicksal Adrianopels war entschieden. Das Glück war nunmehr den Serben günstig, sie gerieten an die Stelle, wo Schükri Pascha mit seinem ganzen Stabe weilte. Der tapfere Festungskommandant wurde mit den Worten gefangen genommen: „Exzellenz, dem Major der serbischen Armee, Milovan Gavrilowitsch, ist es eine Ehre, Sie zu verständigen, daß Sie von diesem Moment an unter dem Schutze der serbischen Armee stehen." Die Beute, die den Verbündeten in die Hände fiel, war die größte des ganzen Krieges. Die Serben machten siebzehntausendfünfhundert Gefangene, die Bulgaren sechsunddreißigtausend. Ein Wunder ist es, daß die Verteilung der eroberten Geschütze, sowie der erbeuteten Gewehre verhältnismäßig glatt vor sich ging.

Während des Winters hatten die Griechen in Epirus nur wenig Fortschritte machen können. Der Angriff über Metzovon namentlich war gänzlich gescheitert. Der Verfasser kann aus eigener Erfahrung berichten, daß er den Paß nach Metzovon noch anfangs April tief verschneit fand. Es ist schlechterdings unmöglich, mit Pferden und Geschützen zur Winterszeit hinüberzugelangen, und einen anderen Weg, von Thessalien nach Süd-Epirus zu kommen, gibt es nicht. So vertrauten denn

die Griechen abermals auf ihre so hilfreiche Flotte und versuchten mehrere Angriffe auf Janina von Westen her, versuchten zunächst Landungen in Prevesa und Santi Quaranta vorzunehmen. Mehr jedoch, als die Truppen befördern und ausschiffen, konnte auch die Flotte nicht leisten; danach waren die Truppen auf sich selbst gestellt. So kam es, daß die bei der ersten Landung in Santi Quaranta ausgesetzten Soldaten, als sie landeinwärts nach Delvino gezogen waren, durch die Tosken eine ernste Schlappe erlitten. Ein besserer Zug kam in die Unternehmungen erst seit Ende Januar, seit der Einnahme Bisanis durch die Griechen. Der Kronprinz, der die Operationen leitete, schrieb darüber in seinem Berichte:

„Die Werke von Janina stellen ein großes befestigtes Lager mit einem Umfang von 50 Kilometern dar. Der Umkreis wird durch Höhen gebildet, die von Natur starr und jäh sind. Auf ihnen sind Batteriegruppen und Infanteriestellungen angelegt, die alle Wege nach Janina sperren und sich gegenseitig unterstützen. Nach Bisani ist die östlich vom See von Janina bis Dergiana die stärkste. Diese beiden Abschnitte haben von den 102 Geschützen der ganzen Stellung 70, davon 50 bei Bisani. Viele Verschanzungen und eine Anzahl von Drahthindernissen ergänzen das Netz der Befestigungen. Der Angriff vom 20. Januar hatte unsere Truppen bis dicht an die Südfront und einen Teil der Ostfront gebracht. An einzelnen Stellen standen unsere Vorposten auf 300 Meter vor den Drahthindernissen. Infolgedessen verstärkte der Gegner noch die wichtigsten Stellungen, schob dort alle seine Streitkräfte hin und wandte ihnen seine ganze Aufmerksamkeit zu. Am 23. Januar übernahm ich den Oberbefehl der Armee von Epirus. Bis zum 23. Februar beschränkten sich die Operationen der beiden Parteien auf Scharmützel und kleine tägliche Artilleriegefechte. Obgleich das gebirgige Gelände und die eintretenden Schneestürme die Bewegungen erschwerten, wurden sie im tiefsten Geheimnis und mit außerordentlicher Genauigkeit und Ordnung ausgeführt. So konnte ich vom 2. bis zum Abend des 4. März 23 Infanteriebataillone

und 6 Gebirgsbatterien auf meinem linken Flügel versammeln. Unter dem Oberbefehl des Generalmajors Moschopulos bildete ich drei Kolonnen, von denen zwei im Engpaß von Manoliassa standen, während die dritte auf dem äußersten Flügel den Olitsikaberg südöstlich umging und sich in Pliassa sammelte. Zugleich erhielt die gemischte Brigade Befehl, Driskos und Kontowraki fortzunehmen. Das Artilleriefeuer dauerte, wenn auch schwach, die ganze Nacht hindurch, um den Feind zu ermüden. Am nächsten Tag, den 5. März, gab ich den Befehl zum allgemeinen Angriff. Der rechte Flügel sollte durch langsames Vorgehen den Feind beschäftigen, ebenso die Mitte durch ein Feuergefecht, und der linke Flügel hatte die Westfront überraschend anzugreifen und zu nehmen. Die Artillerie sollte das Feuer aufs höchste steigern. Alle diese Befehle wurden buchstäblich ausgeführt. Gegen drei Uhr nachmittags zogen sich dichte türkische Kolonnen von allen Höhen der linken Front auf die Ebene von Janina zurück, denen unsere Truppen auf den Hacken folgten. Ein Versuch des Feindes, sich bei Rapsista zu sammeln, wurde durch das Feuer unserer Gebirgsartillerie verhindert, die ihn unter großen Verlusten zwang, sich in Unordnung auf Janina zu flüchten. So war die ganze Front des Feindes von Sadowista bis St. Nikolas mit 20 Geschützen in unserer Hand. Zwischen 3 und 5 Uhr abends waren Abteilungen unserer drei Kolonnen in die Ebene hinabgestiegen und verfolgten den Gegner, während andere von Norden gegen die Verschanzungen von Sadowista vorgingen. Spät abends setzten die Evzonen Vorposten auf 500 Meter vor Janina aus, schnitten die telephonische Verbindung zwischen der Stadt und Bisani ab und ebenso jeden Verkehr zwischen den beiden Stellungen. Vehib Bei, der Kommandant von Bisani, konnte sich nach seiner eigenen Aussage nur auf einer Barke über den See nach Janina retten.

Meine Befehle für den 6. März ordneten an, daß der Angriff gegen die Nordwesthänge von Bisani fortgesetzt und die dortige Stellung von rückwärts genommen werden sollte. In

einer so verzweifelten strategischen Lage schickte der türkische Kommandeur, der einsah, daß jeder Widerstand zwecklos und vergeblich sei, Parlamentäre an mich, welche die bedingungslose Übergabe der Festung und der Armee anboten. Ich ließ daher morgens um 5 Uhr das Artilleriefeuer, das die ganze Nacht hindurch angehalten hatte, einstellen. Um Sonnenaufgang begann die Übergabe, das amtliche Schriftstück darüber wurde am 6. März um 2 Uhr nachmittags unterzeichnet."

Nach der Eroberung von Janina schritten die Griechen zur weiteren Unterwerfung von Epirus. Oberst Jpitis ist in Santi Quaranta einmarschiert. Andere Streitkräfte haben Delphino besetzt; bis Berat drangen die Griechen vor.

Zu der Übergabe Janinas hatte der Umstand viel beigetragen, daß den Türken und Albanern die Munition ausgegangen war.

Kaum hatte der Kronprinz dieses wichtige Werk ausgeführt, Epirus nach tausend Jahren wieder griechisch zu machen, so wurde er zu einer noch größeren Aufgabe berufen. In Saloniki wurde sein Vater durch einen griechischen Anarchisten, Alexander Schinas, meuchlings erschossen, und der Sieger von Janina bestieg den Königsthron. Unterdessen hatten die Griechen Jmbros und Tenedos, und namentlich Lesbos und Chios genommen. Lauter herrliche Eilande! Der Verfasser kam einmal nach Lesbos mit der Absicht, nur einen Dampfer zu überschlagen und dann wieder wegzufahren, und blieb volle 14 Tage, so sehr hatten die Schönheit der Insel und die Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner es ihm angetan. Im März eroberten die Griechen noch Samos dazu. Anderseits erlitten sie einige Einbußen durch den abenteuernden türkischen Kreuzer „Hamidije", der wikingergleich das Adriatische und Ägäische Meer unsicher machte und selbst bis Antivari in Montenegro vordrang. Schon am 25. Februar hatten die Griechen die Blockade, die sie schon länger über die südalbanische Küste verhängt hatten, bis Durazzo ausgedehnt und gingen mit der Absicht um, selbst San Giovanni di Medua einzubeziehen. Die „Hamidije" hat die

Blockade wirksam durchbrochen und auch serbischen Truppen, die auf griechischen Transportschiffen nach den genannten nordalbanischen Häfen befördert wurden, erhebliche Verluste zugefügt.

Nur ein Platz hielt sich noch: Skutari. Wenn für Janina der Mangel an Munition verhängnisvoll war, so war es für Skutari der Mangel an Nahrung. Keine drei Tage länger hätte es die Bevölkerung der Stadt ausgehalten, wenn auch für die Garnison noch genügend zu essen vorhanden war. Gerade bei Skutari war der Abschluß besonders dramatisch. Eine internationale Flotte erschien vor Antivari und der Bojannamündung, um durch eine Blockade der montenegrinischen Küste König Nikolaus zu zwingen, die Belagerung Skutaris aufzugeben. Den Belagerten war das Benzin ausgegangen; so konnten sie ihre Signalstationen nicht mehr speisen. So fand die Mitteilung eines besonders scharfäugigen Soldaten, daß er große Schiffe auf dem Meere erblickt habe, keine rechte Verwendung. Noch in allerletzter Stunde fiel Skutari, am 22. April. Außer dem geschilderten Nahrungsmangel bewog den Kommandanten, den Albaner Essad Toptani Pascha, die Hoffnung, mit seinem Heere sich später den Weg zur Macht bahnen zu können. Er war ja der einzige Mann im jetzt unabhängigen Albanien, der eine geschlossene Streitkraft besaß. So bot er denn unerwartet dem König Nikolaus, der seit Tagen schwankte, ob er dem Geheiße der Mächte nachgeben solle oder nicht, die Übergabe an unter der Bedingung, freien Abzug mit Waffen und Kriegsvorräten zu erhalten. Das wurde angenommen, und vor den Augen des unwilligen Europa zogen die Montenegriner in Skutari ein. Die Söhne der Schwarzen Berge gehen wahrhaftig noch über die Japaner, die bei Schimonoseki sich dem Wunsche der Großmächte fügten. Man kann dem Trotz der Montenegriner die Bewunderung nicht versagen. Sie handelten nach den Worten Horaz':

> Si fractus illabatur orbis,
> Impavidum ferient ruinae.

Zwischenakt.

In den übrigen Teilen des Balkans war das Kriegsfeuer schon längst erloschen und schwälte nur noch unruhig in der Asche fort. Seit der Einnahme Skutaris wurde auch in Albanien die Fackel gelöscht; nur die Scharen Dschavid Paschas, die, zwölf- bis fünfzehntausend Mann stark, halb verhungernd das Land durchzogen, riefen noch einige Zuckungen hervor. Die Hoffnung jedenfalls, die in Konstantinopel genährt wurde, daß die genannten Scharen entweder unter Essad oder Dschavid Pascha noch einen Umschwung zu Gunsten der türkischen Sache hervorrufen könnten, erwies sich als vollkommen trügerisch. Selbst die Suzeränität des Sultans über Albanien, an der Essad und andere Mohammedaner festhalten wollten, mußte aufgegeben werden. Im übrigen kam es noch zu gelegentlichen Zusammenstößen in Südmazedonien und zwar zwischen Abteilungen der Verbündeten selber, die in den strittigen Grenzbezirken die beati possidentes sein wollten. Im ganzen aber hatte sich die Kriegsfurie ausgetobt, und auf die weiten Fluren und schroffen Gebirge des Balkans senkte sich Müdigkeit und Stille herab. Die Zeit wurde mit gegenseitigen Beschuldigungen ausgefüllt.

Ein Wort über die Greueltaten wird nicht zu umgehen sein. Am glimpflichsten waren Montenegriner und Albaner. Überhaupt kann der Albaner hart sein, aber er ist niemals ein Folterknecht. Von den anderen möchte ich bemerken, daß die Griechen es den Bulgaren gleich taten und daß auch bei uns im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert jede Art von Greueln noch im Schwunge war. Das zeigte die Carolina, das zeigte der Bauernkrieg, das zeigten Tilly, die Wallensteiner und der Schwedentrunk. Man bohrte die Augen aus, entmannte, ließ für den ungarischen Bauernführer einen eisernen Stuhl heizen, und hatte in Venedig schreckliche Gefängnisse bis 1797, hat sie noch jetzt in der Paulsfestung von Petersburg. Besonders

häufig wurden die Erschießung von Notabeln, wie von Gefangenen, und das Schänden von Weibern gemeldet. Die Montenegriner begnügten sich damit, im ganzen dreihundert Mohammedanerinnen zu rauben; bei ihnen waren viele einheimische Mädchen im Heere und im Troß und viertausend von ihnen sollen schwanger geworden sein. Das eine scheint erwiesen, daß die Christen ärger hausten als die Türken — vielleicht, weil sie stärker waren. Keinesfalls aber kann richtig sein, was Hellwald meinte, daß die christlichen Balkanier das Morden erst von den mohammedanischen Unterdrückern gelernt hätten. Wir haben bei dem geschichtlichen Überblick gesehen, daß schon bei früheren Zügen die Slawen schrecklich hausten, und daß sie in einem einzigen Jahre zweihunderttausend Gegner töteten und ebensoviele versklavten.

Ein ruhiger Beurteiler, v. Mach, sagt: „Gewiß wird nicht alles wahr sein, was über Kriegsgreuel berichtet wurde, aber wo in der Nähe eines Dorfes von Banden auf die Truppen gefeuert wurde, wurde die männliche Bevölkerung des Dorfes erschossen. Daß dabei auch Weiber und Kinder umkamen, zeigten die aufgefundenen verstümmelten Leichname zwischen Bunar Hissar und Wisa. Bevor die Türken in den Krieg zogen, riefen sie in Saloniki, daß Blut und Rauch ihren Weg in Bulgarien bezeichnen würden. Die bulgarischen und griechischen Zeitungen sind voll von Einzelheiten über die Grausamkeiten. Die Berichte der Konsulate über Greuel der Christen verzeichnen auch nur wenig nachgeprüfte Angaben. Wer sollte denn jene entlegenen Dörfer aufsuchen, beide Teile (die gar nicht mehr aufzutreiben sind) anhören, um einen unparteiischen Schluß zu ziehen? Niemand hat es getan und niemand hat es tun können. Im ganzen werden sich die Anhänger des Halbmonds und die Bekenner des Kreuzes wenig schuldig geblieben sein. Bis zu einem gewissen Grade erklärt sich, wenn es überhaupt vorhanden ist, das Mehr an Grausamkeiten der christlichen Sieger aus dem Weniger an Erfolg, der den Mohammedanern beschieden war."

Der Zwischenakt wurde weiters noch mit allen möglichen Verhandlungen ausgefüllt. Die Kabinette von Belgrad, Athen und Sofia setzten sich miteinander ins Benehmen wegen der noch keineswegs sicher festgelegten Grenzen; Rußland suchte die Rumänen, die noch immer abwartend, bedrohlich wie eine dunkle Wolke im Hintergrunde standen, zu sich herüberzuziehen und verabredete eine Verschwägerung zwischen den Höfen von Petersburg und Bukarest; nicht minder entspann sich ein eifriger Verkehr zwischen Wien-Berlin und den balkanischen Regierungen. Zugleich dauerten die Sitzungen der Londoner Konferenz noch immer fort. Zuletzt aber wurde Englands Minister, Sir Edward Grey, des Spieles überdrüssig und, erzürnt über die Hartnäckigkeit und Unersättlichkeit der balkanischen Vertreter, bedeutete er ihnen im Mai kurz und bündig, wenn sie nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Friedensinstrument unterschrieben, so sei ihr Aufenthalt in London überflüssig. Die Vertreter unterzeichneten.

Die Wirkungen des Krieges auf die ganze Welt sind ungeheuer gewesen. Er hat überall zur Verstärkung von Heer und Flotte angeregt. Er hat das europäische Gleichgewicht umgeworfen und wirtschaftliche Erschütterungen hervorgerufen. Die Million Bajonette, die Rußland gegen Österreich richten wollte, war zwar von vornherein eine Übertreibung, da ein gutes Viertel der Zahl der älteren Landwehr und dem Landsturme angehört und lediglich zur Bewachung von Bahnhöfen und Magazinen oder günstigenfalls, um die rückwärtigen Verbindungen aufrecht zu erhalten, verwendet werden kann: Immerhin war die Kriegskraft der Balkanier, die sich dem staunenden Europa offenbarte — dabei waren die Rumänen noch nicht auf dem Plan —, überragend genug, um bei allen Staaten des bedrohten Dreibundes den Wunsch nach einer umfassenderen Landesverteidigung erwachen zu lassen. Voran ging Deutschland. Es beschloß, sein Heer um siebenundachtzigtausend Mann zu vermehren und setzte gleichermaßen seine Rüstungen zur See eifrig fort. Österreich verstärkte sich um

neunundvierzigtausend Mann und einige Dreadnoughts. Ähnliche Maßregeln wurden in Italien ergriffen, wo ohnehin durch den Tripolis-Feldzug der kriegerische Sinn eine erhebliche Steigerung erfahren hatte. Allerdings folgten die Dreiverbandstaaten sofort dem Beispiele des Dreibundes. Auf den Schlag der Gegenschlag! Frankreich ging zur dreijährigen Dienstzeit zurück, und Rußland vergrößerte den Mannschaftsbestand des aktiven Heeres und ließ sich von seinen englischen Freunden eine große Schiffswerft für die Kriegsmarine in Zarizin bauen. Wirtschaftlich war die unmittelbare Folge des Balkankrieges eine Börsenpanik. Sie begann mit der Mobilmachung und endete erst im Dezember 1913. Trotzdem jedoch der Krieg mit einer der periodischen Krisen zusammentraf, die alle sechs bis sieben Jahre im Wirtschaftsleben beobachtet werden, ist der Weltkrach diesmal doch nicht so jäh und verheerend gewesen, wie im Jahre 1907; dafür hat die Krisis länger gedauert. —

Mit Groll im Herzen schieden die Vertreter der Balkanstaaten von London. Der Friede, den sie am 30. Mai unterzeichnet hatten, ist in seinen Bestimmungen niemals ausgeführt worden. Denn schon begann das neue Gebäude, das über Südosteuropa errichtet war, in seinen Grundfesten zu beben. Die Verbündeten konnten sich über die Verteilung der Beute schlechterdings nicht einigen. Die Entrüstung der Serben, die, durch den Spruch der Mächte aus Albanien vertrieben, nach Kompensationen anderswo suchten, war besonders groß. Es wäre jedoch unrichtig, den Entgang Albaniens als Hauptursache des jetzt entbrennenden Zwistes anzusehen. Der Hauptgrund war doch wohl die ewig unüberbrückbare Kluft der Volkheiten und der frevle Übermut der Bulgaren, besonders Danews. Auch ohne Albanien wäre es zuversichtlich zum Bruche gekommen.

Der Zar suchte Anfang Juni noch einmal, den Bruch zu verhindern. Mit beweglichen Worten und zugleich mit strenger Gebärde gemahnte er an das gemeinsame slawische Blut. Alle Welt erwartete, daß Belgrad und Sofia sich der Autorität von Petersburg unterwerfen würden, indes, das Unerwartete trat

ein — die Balkanier kehrten sich nicht im geringsten um einen russischen Bannstrahl. Sie wollten selber ihre Geschicke entscheiden.

Zur Erklärung dafür aber, daß die Serben und Griechen, die doch ganz verschiedene Sprachen reden, sich gegen die Bulgaren zusammentun, deren Laute von denen der Serben nicht allzusehr abweichen, muß man schon zu den Rassenunterschieden der Urzeit zurückgreifen, zu dem Gegensatze der leidenschaftlichen, leichtlebigen und leichtbegeisterten Illyrier gegenüber den trockenen, starren Thraziern. In ihrer Naturanlage und Lebensgebarung sind sich die Serben und Griechen tatsächlich ähnlicher untereinander, als Serben und Bulgaren. Genug, man konnte sich über die neuen Grenzen trotz der Londoner Konferenz nicht einigen, und die verhaltene Feindseligkeit, die sich schon bei dem Einzuge in Saloniki anfangs November bemerkbar gemacht hatte, schlug bald in offenen Haß um. Die Härte, mit der die Bulgaren das unterworfene Gebiet behandelten, tat den Rest. So brach der Krieg zwischen den Verbündeten aus.

Der Julifeldzug.

Die alten Griechen sprachen von der Hybris. Sie ist eine der verderblichsten, aber auch der gewöhnlichsten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens; sie kann lediglich einem Gefühlsüberschwange, einer ohne greifbare Ursache erfolgenden Steigerung des Selbstgefühles entspringen, wie bei Prometheus und Tantalos; in den meisten Fällen aber ist es ein ungewöhnliches Glück, ein ungeahnter Erfolg, der den Übermut erzeugt. So war es bei den Bulgaren, die bisher recht eigentlich nüchtern und berechnend waren: sie hatten durch ihre Siege völlig den Kopf verloren und allen Maßstab der Dinge. Um so jäher sollte das Erwachen aus dem Traume sein.

Der schlimmste Fehler der führenden Männer in Sofia war der, daß sie Rumänien unterschätzten, oder vielleicht richtiger, daß sie nicht an ein Eingreifen Rumäniens glauben wollten. Gerade dieser vernachlässigte Faktor, der rumänische, hat die Rechnung



Im bulgarischen Hauptquartier während der Bestürmung Adrianopels.



F. G. Zeitz, Athen, phot.

Kronprinz Konstantin von Griechenland leitet die Beschießung Bisanis (vor Janina).



Skutari mit den Festungswerken; im Vordergrund der Bojannafluß.

von Sofia zunichte gemacht. Es wäre nämlich keineswegs ausgeschlossen gewesen, daß die Bulgaren sich ihrer westlichen Feinde erwehrt, ja, daß sie die Überhand bekommen hätten. Der Kriegsplan der Bulgaren scheint dem der Römer gegen Hannibal und Hasdrubal ähnlich gewesen zu sein. Ich sage, scheint, denn Sicheres ist noch nicht bekannt. Der römische Konsul stand damals dem Hannibal in Südostitalien gegenüber, ließ nur wenige Vorposten mit brennenden Wachtfeuern zurück und wandte sich dem Norden Mittelitaliens zu, nach dem Metaurus-flusse, um den über die Alpen eilenden Hasdrubal zu treffen. Nachdem der Konsul das Heer des Hasdrubal vernichtet, kehrte er in Eilmärschen — den längsten, die die Geschichte kennt — in die Stellung gegenüber Hannibal zurück, der während der ganzen Zeit still gelegen hatte, und vertrieb, nachdem sich die römischen Soldaten ausgeruht, auch Hannibal. Ähnlich wollten die Bulgaren den größeren Teil der Streitkräfte, die den Griechen gegenüber standen, rasch nach Norden werfen, dort den Serben entscheidende Schläge zufügen und dann in die verlassenen Stellungen gegenüber den Griechen zurückkehren. Der Gedanke war gewiß nicht schlecht; er litt nur an einem Fehler: die Griechen taten nämlich ihren Feinden den Gefallen nicht, sich ruhig zu verhalten, wie weiland Hannibal. Außer-dem sind die Bulgaren nirgends mit voller Entschiedenheit vor-gegangen. Jemand, der in ihrer Lage ist, muß schlechterdings va banque spielen; einen anderen Weg zum Siegen gibt es nicht. Halbe Maßregeln aber erzielen gerade in solchen Fällen einen ganzen Fehlschlag. Die Halbheit offenbarte sich in folgender, schlechterdings verhängnisvoller Anordnung. Die Bulgaren hatten ein Reservekorps um Sofia aufgestellt. Gegen wen? Zu einem geringen Teile gegen serbische Haufen, die etwa von Nisch oder auch von Negotin her ins Land hereinbrechen könnten, in der Hauptsache jedoch gegen Rumänien. Nun liegt auf der Hand, daß dieses Korps gegen die starke ungebrochene Armee Rumäniens vollkommen unzureichend, daß sein Wider-stand aussichtslos war. Auf der anderen Seite hätte dieses

Korps, wenn es rechtzeitig in Mazedonien angesetzt worden wäre, in dem harten und längere Zeit unentschiedenen Ringen möglicherweise den Ausschlag geben können. So aber, wie angeordnet, war das Korps gänzlich wirkungslos und konnte gar nichts ausrichten.

Begreiflicherweise waren die einstigen Verbündeten noch lange tätig, sich gegenseitig die Schuld an dem zweiten Balkankriege aufzubürden. Verschiedene Veröffentlichungen verstärken jedoch den Eindruck, daß die Bulgaren zuerst den Bruch gewollt haben. Kutschbach teilt einen bulgarischen Tagesbefehl vom 17. Juni mit, der ganz deutlich den Schlag gegen die Serben und Griechen vorbereitet [1]). Auch hieraus ginge hervor, daß, wie wir oben angenommen, keineswegs der Verzicht auf Albanien der Anlaß zu dem Kriege gewesen sei, denn sonst müßten ja die Serben angefangen haben. Weiter geht daraus hervor, daß das Verdienst, das Graf Berchtold in Anspruch nahm, durch seine albanische Politik den Balkanbund gesprengt zu haben, nicht anerkannt zu werden braucht.

Am 29. Juni lautete der bulgarische Tagesbefehl in Banjé (einem Dorfe westlich von Kotschane): „Morgen beginnen die Kriegsoperationen gegen die Serben und Griechen." Am 30. Juni überrumpelten die Griechen die in Saloniki befindliche bulgarische Garnison, die aus etwa vierzehntausend Köpfen bestand. Die Griechen waren dabei in bedeutender Überzahl. Trotzdem hatten sie keine geringe Mühe, ihre Gegner zu überwältigen. Man hat es den Griechen zum Vorwurf gemacht, daß sie ohne Kriegserklärung gegen die nichtsahnenden Feinde losbrachen. Obigen Tagesbefehl jedoch vor Augen, kann man nur schwer daran glauben, daß man in Saloniki wirklich nichts von dem bevorstehenden Ausbruche gewußt hätte. Es war gerade keine besonders rühmliche Waffentat der Griechen, allein völkerrechtlich kann sie in jedem Falle verteidigt werden. Am

---

[1]) Kutschbach, S. 106 f. Mündlich hörte ich, daß der Griechenkönig, der in einer Villeggiatur weilte, vom Ausbruch überrascht wurde.

gleichen Tage stießen die Bulgaren von Südostmazedonien vor: gegen die Griechen bei Elefterä, gegen die Serben bei Gevgeli und Mezikowo. Am 1. Juli wurde bei Istip gekämpft und hoch im Norden um das Schaffeld, das Ovtschepolje gerungen. Die Bulgaren, im Norden zurückgedrängt, rissen nun von der im Süden stehenden Armee des Generals Iwanow nicht weniger als drei Divisionen los und setzten sie auf den rechten Flügel der Serben an. Auch erschien eine bulgarische Gruppe von vierzehntausend Mann im alten Königreich Serbien, in Vranja. Der Kern des serbischen Heeres war in Gefahr, umzingelt zu werden. Die Hauptschlacht wurde an der Bregalnitza ausgefochten und dauerte neun Tage. Das Schlachtfeld dehnte sich westlich von Küstendil, östlich von Kumanowo, auf annähernd 90 Kilometer aus; Mittelpunkt war Egri-Palanka, das den Weg von Üsküb nach Sofia beherrscht. An zwei Stellen durchbrachen die Bulgaren am ersten Tage die feindlichen Reihen. Die Serben unternahmen einen Gegenangriff in der Richtung auf Kotschane und warfen die Bulgaren von dem wichtigen Berge Dreneg herunter, der diesen bei dem geplanten Vordringen nach Kumanowo von größtem Werte war. Unterdessen ging Istip an der Bregalnitza in Flammen auf. Das Gesamtergebnis der äußerst blutigen Schlacht, die vom 30. Juni bis 8. Juli 1913 dauerte und die besonders der serbischen Timok-Division die größten Verluste zufügte, war eine Niederlage der Serben. Die Timok-Division, ja die ganze serbische Armee war in Gefahr, eingeschlossen zu werden. Dabei sollen die Serben an dreißig vom Hundert ihres Bestandes eingebüßt haben. Es kam ihnen alles darauf an, die bulgarische Umklammerungslinie zu durchbrechen. Dies wurde erst in einer zweiten Schlacht erreicht, die am 15. und 16. Juli Platz griff.

Nunmehr war der südliche Teil der bulgarischen Armee selber in Gefahr, abgeschnitten und von den Serben im Norden, wie von den inzwischen vorgedrungenen Griechen im Süden umklammert zu werden. Die Bulgaren wichen von Krivolak am Wardar nordöstlich aus, gegen die obere Struma. Das

Entscheidende war, wie schon anfangs hervorgehoben, daß die Griechen von den geringen Streitkräften, die ihre Gegner zurückgelassen hatten, nicht gefesselt werden konnten, sondern mit aller Macht der Bregalnitza zustrebten. Der General Kowatscheck mußte umkehren, um die Griechen aufzuhalten, und so kam schon am 9. Juli der ganze bulgarische Angriff zum Stehen. Schon am nächsten Tage gab der bulgarische Ministerpräsident Danew, der den ganzen Zusammenbruch verschuldet hatte, den Befehl an alle bulgarischen Truppen, sich über die Grenze zurückzuziehen, und überraschte die Welt dadurch, daß er Rußland ersuchte, einen Waffenstillstand zu vermitteln. Inzwischen hatten nämlich die Rumänen mobilisiert.

Schon allein durch die Menge seiner Bewohner ist Rumänien weitaus der bedeutendste Staat auf dem Balkan. Durch die kluge, besonnene Regierung des Hohenzollern, König Karols, war zudem das Land einer hohen, seit einem Menschenalter kaum unterbrochenen Blüte entgegengeführt worden. Wenn auch Bankerotte nicht ganz ausblieben, so hatte doch der Kredit des Landes durch die bisherigen Ereignisse noch wenig gelitten. Die Ausrüstung des Heeres war vollkommen auf der Höhe, und dann besaß Rumänien eine Flotte, die dem bulgarischen Nachbar so gut wie abging. Endlich erfreute sich Rumänien eines unschätzbaren Vorteils dadurch, daß es sich bisher vollkommen neutral verhalten hatte und in seiner Wehrkraft unerschüttert dastand. Im Notfalle konnte es sechshunderttausend Krieger auf die Beine bringen. Eine solche Truppenmacht, die seit Monaten nach einer Gelegenheit sich auszuzeichnen, dürstete, konnte ohne weiteres bei der Erschöpfung sämtlicher Balkanier den Ausschlag geben und die Entscheidung herbeiführen. Am 11. Juli begannen die Rumänen den Übergang über die Donau und traten wenige Tage später den Vormarsch auf Sofia an. Sie besetzten Silistria und belagerten, wie schon einmal 1877 gemeinsam mit den Serben, Widdin. Die Bulgaren machten nicht den geringsten Versuch, sich zu verteidigen, sondern ließen willenlos alles geschehen, wodurch abermals die

Nutzlosigkeit des oben erwähnten Reservekorps deutlich zutage trat.

Nun brach aber noch ein frisches Unheil über die Bulgaren herein. Enver Bey vermochte den Sultan und die Hohe Pforte dazu, von neuem den Krieg zu beginnen. In der Tat hätten die Türken von aller Realpolitik entblößt sein müssen, um nicht den günstigen Augenblick wahrzunehmen. Am 14. Juli traten sie den Vormarsch in Thrazien an. Zwei Tage später stürzte Danew, um dem Ministerium Radoslavow-Genadieff Platz zu machen. König Ferdinand bat mit flehenden Worten König Karol um Frieden, und dieser drahtete in entgegenkommender Weise zurück. Am 22. Juli nahmen die Türken Adrianopel und näherten sich dann der Grenze des alten Königreichs Bulgarien, wie sie auch westlich über die Maritza hinausschwärmten.

Die Kämpfe mit den Serben waren noch nicht zum Abschluß gekommen. Noch am 22. Juli kam es zu erbitterten, und im Erfolge schwankenden Gefechten bei Govedarnik, und am 23. bei Grlna, wo die erhoffte griechische Unterstützung ausblieb, ja, die Bulgaren gedachten noch einmal das Kriegsglück zu wenden, zogen Verstärkungen an sich und griffen am 24. die Dritte serbische Armee an. Die Operationen leitete auf serbischer Seite der frühere Kriegsminister, der seit dem Oktober Chef des Generalstabes war, der Woiwode Putnik. Woiwode, ehedem Fürst bedeutend, ist im Range etwas gesunken und heißt etwa so viel wie Baron. Erst am 24. Juli stellten die Rumänen, deren Vorhut schon in der Ferne Sofia sehen konnte, das Vorrücken ein und zogen allzuweit vorgeschobene Abteilungen, von denen eine Kavarna am Schwarzen Meere erreicht hatte, zurück. Am 25. wurde ein Waffenstillstand zwischen Serben und Bulgaren vereinbart. Nur einige Nebenoperationen, wie bei Vlasina, wo der bulgarische General Radscho Petrow wirkte, dauerten noch bis zum 30. Ganz Mazedonien und ein Teil des alten Grenzgebietes war von den Bulgaren mit geringen Ausnahmen geräumt.

Der zweite Krieg war womöglich noch erbitterter und jedenfalls im Verhältnis zu der Dauer ungleich blutiger gewesen als der erste. Überhaupt hatten ja sämtliche Balkanier sich bis an die Grenzen der Möglichkeit angestrengt. Sie hatten insgemein je 12—14 Prozent der Gesamtbevölkerung mobilisiert — eine ungeheure Leistung, die nur von der Preußens übertroffen wird, das 1813 sogar 17 Prozent der Gesamtbevölkerung auf die Beine stellte. Verloren hatte

Serbien	im ersten Kriege	30000,	im zweiten	41000,
Montenegro	„ „ „	10000,	„ „	1200,
Bulgarien	„ „ „	73000,	„ „	83000,
Griechenland	„ „ „	23000,	„ „	25000,

endlich die

Türkei	„ „ „	150000 Mann.

Die Schätzung ist allerdings ziemlich verschieden. Gegenüber obigen Angaben, die einer französischen Quelle entnommen sind, schätzt der Berichterstatter des „Corriere della Sera", der so ziemlich alle Schlachtfelder besucht hat, die Opfer im ersten Feldzug an Menschen und Geld bei

	mobilisiert	Tote	Millionen Mark Kosten
Bulgarien	350000	80000	1200
Serbien	250000	30000	620
Griechenland	150000	10000	260
Montenegro	30000	8000	16
Türkei	450000	100000	1600

Für den zweiten Feldzug nimmt der „Corriere della Sera" an:

Bulgarien	60000 Tote,	720 Millionen Mark Kosten
Serbien	40000 „	400 „ „ „

Mit den massakrierten Nichtkämpfern und den Opfern der Cholera und anderer Krankheiten seien die Gesamtverluste wenigstens 400000, während die finanziellen Opfer mit 5,2 Milliarden Mark für beide Kriege zu berechnen seien.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß alle Schätzungen ihre Schwierigkeiten haben. Was die Verluste an Menschenleben betrifft, so sind ja sehr viele drei- und viermal verwundet worden, und doch immer wieder an die Front gegangen. Namentlich die Montenegriner entwickelten eine fabelhafte Heilkraft, und wenn nachträglich behauptet wurde, die Montenegriner hätten gar nicht so viele Leute eingebüßt, wie sie selbst angaben, so ist das eben darauf zurückzuführen, daß selbst Männer mit sehr schweren Wunden bald wieder kampffähig wurden. Ebenso mißlich ist es, die Opfer an Geld gebührend zu berechnen. Die Requisitionen im Inneren scheinen, namentlich wiederum bei Montenegro, nicht gehörig berücksichtigt zu sein. Bei Bulgarien sollen sie nicht weniger als 300 Millionen betragen haben, die bis jetzt nicht zurückbezahlt sind. Endlich sind die Angaben über die Mobilmachungsstärke außerordentlich verschieden. Am größten ist die Spannung der Berichte bei Bulgarien, dem die französische Quelle 600 000, die italienische nur 350 000 Mann zugesteht. Bei den 30 000 Montenegrinern sind die Zuwanderer aus Amerika, die sich freiwillig stellten, nicht berücksichtigt, sie betrugen, wie mir ein montenegrinischer Minister sagte, 6000 Mann [1]). Nach amtlichen griechischen Angaben wurden 200 000 Hellenen mobilisiert und in beiden Kriegen davon 50 000 außer Kampf gesetzt, während die Ausgaben zusammen 410 Millionen Drachmen, also beiläufig 320 Millionen Mark betrugen. Wahrscheinlich ist diese Rechnung jedoch zu gering; jedenfalls ist die Schädigung griechischer Privatvermögen nicht berücksichtigt. Amtliche bulgarische Angaben verzeichnen für den ersten Krieg 130 000 Tote und 53 000 Verwundete mit über 3000 Vermißten, unter diesen nur zwei Offiziere, für den zweiten Krieg 15 000 Tote und 16 000 Verwundete, mit 4600 Vermißten, wovon 69 Offiziere:

[1]) Vergleiche zu der ganzen Statistik Nikolaides, S. 401 ff., der jedoch die Bevölkerung Bulgariens mit 4 455 000 wahrscheinlich zu hoch und die Montenegros mit 220 000 Seelen sicher viel zu gering einsetzt.

Gesamtverlust in den beiden Kriegen also höher als nach den Angaben anderer Quellen.

Eines scheint bei allen Angaben gänzlich vergessen worden zu sein, nämlich die Zahl der türkischen Gefangenen. Man kann sie ruhig auf ebensoviel wie die Zahl der außer Gefecht gesetzten annehmen, nämlich auf mindestens 150000. Nach einer englischen Quelle fielen den Bulgaren bei Adrianopel 30000 und im ganzen 50000 Türken in die Hände, den Griechen bei Janina und nördlich vom Olymp 35000. Griechen und Bulgaren zusammen machten bei Saloniki 40000 Gefangene, Serben und Montenegriner im ganzen etwa 20000. Außerdem endlich wären die Weiber, Kinder und Greise, die aus Mazedonien und Thrazien nach Konstantinopel und Anatolien flüchteten, hier zu erwähnen. Man kann sie ebenfalls mit 150000 Köpfen annehmen. Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, daß an 3000 Türken, besonders aus dem Sandschak, auf österreichisches Gebiet übertraten und in Niederösterreich und Böhmen interniert wurden. Dagegen haben 2836 österreichische Slawen an dem Balkankriege teilgenommen, von denen nur 600 gesund in die Heimat zurückkehrten. Ferner haben russische Freiwillige, besonders in Thrazien, sich kriegerisch betätigt; ihre Zahl ist nicht genau bekannt, aber sie geht, nach verschiedenen Gewährsmännern zu schließen, sicherlich in die Tausende.

Der Friede von Bukarest.

Am 20. Juli traten die Vertreter der Balkanier in Bukarest zusammen und schlossen schon am Tage darauf einen vorläufigen Frieden ab mit dem Endzwecke, die Kriegsvorgänge sofort zum Stillstand zu bringen.

Wider Erwarten gingen die Verhandlungen schnell vor sich, weit schneller als in London. Schon am 10. August wurde der Friede zwischen den vier christlichen Balkanstaaten unterzeichnet. Es war an einem Sonntag. Nur die Türkei blieb noch im Kriegszustande, aber diesem ein Ende zu machen, war



Rumänische Maschinengewehr-Abteilung auf bulgarischem Gebiet.



Rumänische Infanterie auf der Rast während des Heimmarsches aus Bulgarien.



F. G. Zeitz, Athen, phot.

Gefangene Bulgaren unter Bewachung durch griechische Infanterie.



Die zur Friedenskonferenz nach Bukarest entsandten Vertreter der Balkanstaaten bei einer Sitzung.

1. Minister Take Jonescu (Rumänien); 2. General Martinowitsch (Montenegro); 3. Ministerpräsident Majorescu (Rumänien); 4. Ministerpräsident Paschitsch (Serbien); 5. Ministerpräsident Venizelos (Griechenland).

ja auch nicht die Aufgabe in Bukarest. Rumänien erhielt, was es verlangt, und man konnte seiner Maßhaltung und Besonnenheit die Achtung nicht versagen. Denn, wenn es, gestützt auf seine überaus starke Stellung viel mehr gefordert hätte, wer hätte es ihm versagen können? Tatsächlich verlangte aber König Karol, als seine Vorhut vor Sofia stand, kaum mehr, als zu einer Zeit, da er die Donau noch nicht überschritten hatte. Die Grenze wurde von Turtukai an der Donau nach Ekrene am Schwarzen Meere, nicht weit von Baltschik, festgelegt. Silistria fiel an Rumänien. Bulgarien aber verpflichtete sich, die Befestigungen von Rustschuk und Schumla, und die Forts bei Baltschik zu schleifen.

Zwischen Bulgarien und Serbien wurde im Norden die alte Grenze festgehalten, dann ging sie auf der Wasserscheide zwischen Wardar und Struma, doch sollte das obere Strumitzatal bei Serbien bleiben. Die Grenze endete an dem Gebirge Bjelaschitza; hier schließt sich die bulgarisch-griechische Grenze an, die auf dem Kamme des genannten Gebirges verläuft und an der Mündung der Mesta am Ägäischen Meere aufhört.

Die Räumung des bulgarischen Gebietes sollte sofort nach der Demobilisierung der bulgarischen Armee beginnen und bereits in 14 Tagen ausgeführt werden.

Vereinbarungen über die Zurückgabe der Kriegsgefangenen vervollständigten das Friedensinstrument. Gerade dieser Punkt konnte jedoch lange nicht befriedigend erledigt werden. Der Streit darüber zog sich bis in den Anfang 1914 hin. Sonst gab die Ausführung des Vertrages anerkennenswerterweise zu keinen weiteren Schwierigkeiten Anlaß.

Will man eine vorläufige Bilanz ziehen, so ergibt sich in erster Linie ein Wachstum des Südslawentums, ein Wachstum an Land und äußeren Hilfsquellen wie an volklicher Kraft. Das Selbstbewußtsein der Balkanvölker ist ins Ungemessene gesteigert. In Zukunft wird man da mit drei neuen Staaten zu rechnen haben, die zusammen bis zu neunhunderttausend Mann

ins Feld stellen können, sicherlich eine nicht zu verachtende Streitmacht. Bulgarien ist außerdem eine ägäische Macht geworden und wird nicht säumen, dies maritim auszubeuten. Zwar hat schon vorher Bulgarien eine Küste besessen, am Schwarzen Meere; diese lag indessen sozusagen im Schatten und war zu sehr von den Nachbarn eingeengt, als daß sie hätte von sonderlicher Bedeutung werden können. So ist denn dort weder ein irgendwie bedeutender Seehandel, noch ein Kriegshafen, noch eine Flotte entstanden. Alles dies wird sich jetzt ändern, und zwar bald. An der neu erworbenen Südküste werden die Bulgaren Befestigungen anlegen, Kriegshäfen bauen und außerdem eine Flotte ausrüsten. Bereits Ende 1913 wurde der Bau bulgarischer Kriegschiffe einer italienischen Werft in Auftrag gegeben. Dieses Eingreifen der Bulgaren bedeutet einen ganz neuen Faktor an den Ufern des Mittelmeeres. Es ist nicht gesagt, daß dieses Eingreifen zugunsten des Russentums sein werde und daß dadurch mittelbar endlich Rußland den so lange schon ersehnten Ausweg, das Fenster nach dem Meere zu, erlangt habe. Denn das Selbstbewußtsein der Bulgaren ist dermaßen angeschwollen, daß sie keineswegs mehr so bedingungslos in Zukunft die getreuen Vasallen und Diener des Zaren abgeben werden; es ist sogar im Gegenteil nicht ausgeschlossen, daß sie im Gegensatz zu den Russen sich freundlich zu dem Dreibunde stellen werden.

Den Serben sind einstweilen ihre Blütenträume nicht gereift. Ihre Hoffnung auf eine Verbindung mit dem Meere ist nicht in Erfüllung gegangen, weder am Ägäischen Meere, noch an der Adria. Immerhin hat sich die Ausdehnung des Staates zu Lande mehr als verdoppelt. Am meisten hat Griechenland gewonnen, das überhaupt viel für die Zukunft verspricht. Einzelne weitblickende Männer, wie Richard v. Kralik [1]), haben stets in den Griechen ein außerordentlich lebens- und ausdehnungsfähiges Volk erblickt, dem einst das

[1]) Vgl. auch mein „Lob der Griechen“ in der „Neuen Rundschau“, 1909.

Übergewicht im östlichen Mittelmeer zufallen werde. Mit den Hellenen verhielt es sich früher einfach so, wie mit einem Menschen, der in zu engen Schuhen schreitet; nicht nur sein Fuß ist bedrückt und eingezwängt, sondern seine ganze Stimmung wird dadurch getrübt und gefälscht. Deshalb war es ein billiger Rat, wie es so oft geschah, den Athenern zuzurufen, sie sollten erst ihr Haus im Innern ordnen und aufräumen, bevor sie daran dächten, die Zuneigung Europas zu erringen. Sie konnten einfach ihr Haus nicht in Ordnung bringen, denn es war zu eng, es war kein Platz darin für die vielen Gegenstände, so daß ein jeder mit seinem Schienbein beim Herumgehen gegen einen Stuhl oder einen Schrank geriet, oder aber seinen Hausgenossen in die Rippen stieß. Solange kein Raum vorhanden war, mußte dieser Zustand des Verärgertseins bleiben; solange war die Luft schlecht und stickig und ließ die Säfte stocken und eine mörderische Stimmung des Übelwollens aufkommen. Jetzt ist dieser unbequeme, schlimme und gefährliche Zustand beseitigt. Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand; und wes Land er weitet, dem weitet er auch den Blick und die Fähigkeit. Vor allen Dingen ist jetzt die Möglichkeit zu nützlicher Betätigung geschaffen. Früher ging der Sachwalter, der keine Prozesse zu führen hatte, schon am hellichten Morgen in die Kneipe, um sich bei den Leuten beliebt zu machen, um die Zeit totzuschlagen und seinen Hunger durch Kartenspielen zu übertäuben. Unfruchtbares, unabsehbar hinausgesponnenes schales Kannegießern war an der Tagesordnung. Einem befreundeten Griechen gegenüber äußerte ich einmal, ein Volk könne politisch nicht gut vorwärts kommen, bei dem ein jeder einen anderen Standpunkt verfechte als sein Nachbar. Er antwortete: „Du bist weit von der Wahrheit entfernt! Bei uns hat jeder Einzelne des Morgens eine bestimmte Ansicht, des Mittags eine andere und des Abends noch eine dritte Meinung.“ Das Überwiegen des kritischen Geistes hatte eine Übererzeugung von beschäftigungslosen Akademikern zur Folge. Jetzt haben die Sachwalter etwas zu tun, die Politiker etwas zu ordnen und

zu verwalten, die Krieger mehr zu kommandieren; jetzt kann Zufriedenheit, kann das Glück neuen Lebens das ganze Königreich durchströmen. Dabei sind gerade die Neugriechen zweifellos dasjenige Volk, das — unbeschadet so mancher Fortschritte in Belgrad und Sofia — doch dem Mittel- und Westeuropäer an Bildung und allgemein menschlichen Eigenschaften am nächsten steht. Das kleine Hellas hat sich nun verdoppelt. Es gewann weiträumige neue Gebiete in Albanien, in Mazedonien, in der Chalkidike und auf den Inseln. Allein die drei großen Eilande Lesbos, Chios und Samos sind eine unvergleichlich kostbare Errungenschaft; jedes einzelne von ihnen ist in Handel oder Handelsmöglichkeiten, an Fruchtbarkeit des Bodens, an tauglichen Menschen — die Inselbewohner sind durchweg sogar viel schöner und edler gebaut als die Volksgenossen auf dem Festlande —, endlich in der Wichtigkeit der strategischen Lage so gut wie Korfu. Daneben aber ist noch eine große Anzahl kleinerer Eilande den Hellenen zugefallen, so ziemlich der ganze Archipel außer Rhodus und den benachbarten Inselchen, die Italien besetzt hat. Zuversichtlich wird diese Besetzung einen schroffen Gegensatz zwischen Italien und Griechenland hervorbringen, wie sich schon jetzt eine Irredenta auf Rhodus und Carpathos entfaltet hat. Italien hat nämlich keineswegs vor, die besetzten Inseln, wie es der Friedensvertrag von Lausanne heischte, herauszugeben, und wir im Reiche könnten unseren italienischen Freunden auch sicherlich nicht zu solcher Herausgabe raten. Gleichwohl ist durchaus denkbar, daß später einmal die Sylvestersche „Anrainer-Politik" Italien, Griechenland und Österreich, wie auch vermutlich Bulgarien in eine Linie bringen wird.

Auch in einem anderen Punkte steht Griechenland jetzt weit, weit besser da als früher, nämlich in der Geldfrage. Mit Stolz konnte Ende 1913 der Minister der Finanzen darauf hinweisen, daß Griechenland in bezug auf seine Geldmittel weit besser daran war, als seine Bundesgenossen. Es hatte am letzten Tage des Jahres 1911 168 Millionen Franken in den Kassen

der Nationalbank, während die entsprechende Anstalt in Bulgarien nur 59, in Serbien nur 29 und selbst in dem reichen Rumänien nur 127 Millionen lagern hatte. Die Niederlegungen bei der griechischen Nationalbank beliefen sich auf 308 Millionen Francs, der bulgarischen auf 130, der serbischen auf 40 und der rumänischen auf 152. Ebenso bedeutsam ist die Zunahme der hellenischen Handelsflotte. Sie besaß vor einem Menschenalter nur 20 Schiffe mit 24000 Tonnen. Jetzt hat sie eine Flotte von ½ Million Tonnen. In einigen Häfen des Schwarzen Meeres, in Taganrog und Braila, war sogar die griechische Flagge mehr vertreten als die aller anderen Länder. Auf der unteren Donau kommt sie gleich nach der englischen, ebenso in Konstantinopel, während sie noch vor kurzem dort nur die achte Stelle einnahm.

Dreierlei blieb einstweilen noch in der Schwebe: der Friede zwischen der Türkei und den Balkaniern, der status der Mönchsrepubliken auf dem Berge Athos und dann die Verhältnisse in Südostmazedonien. Nach gewaltigen Anstrengungen war es den Griechen geglückt, mit Hilfe des Deutschen Kaisers Kawala mit seinem wichtigen Tabaksgebiet zu erlangen. In dem benachbarten Gümüldschina bildete sich eine kurzlebige Republik, aus Muselmännern bestehend, die nicht unter die bulgarische Herrschaft zurückkehren wollten. Die Türken, die noch in offener Fehde mit Bulgarien lagen, überschritten nicht nur die alte bulgarische Grenze an einigen Punkten, z. B. bei Mustafa Pascha, sondern rückten gleich mehrere Tagereisen westlich von der Maritza vor, kamen bis Gümüldschina und noch darüber hinaus. Schließlich aber wurde denn doch das Land westlich der Maritza mit der wichtigen Hafenstadt Dedeaghatsch in der Hauptsache den Bulgaren überliefert, die damit noch in allerletzter Stunde ihren heißen Wunsch, ans Ägäische Meer zu kommen, erfüllt sahen. Die Friedensverträge zwischen der Hohen Pforte und den Balkaniern wurden jedoch erst im November und Dezember unterzeichnet. Der förmliche Abschluß mit Serbien stand sogar noch länger aus.

Letzte Zuckungen und neue Verwicklungen.

Noch ein dritter Balkankrieg schien entbrennen zu wollen. Die Albaner rückten Ende September vor Djakowa und Prisrend.

Dem begegneten die Serben mit einer Ansammlung von zuerst 8000 Mann, die in der Nachbarschaft zerstreut waren, und dann 15000 Mann, die aus entfernteren Standquartieren nach dem gefährdeten Grenzgürtel, bis hinunter nach Ochrida, geschafft wurden. Auch mobilisierten die Montenegriner einen Teil ihrer Streitkräfte, doch ohne vorzurücken. Das war auch gar nicht nötig. Denn wie der Verfasser auf einer Reise während dieser Unruhen feststellte, hatten sich die Nachbarn der Montenegriner gar nicht erhoben. Es galt nicht den Mannen Nikitas, die überhaupt bei den Albanern nicht gerade unbeliebt sind oder zum mindesten nicht unversöhnlich gehaßt werden, sondern lediglich den Mannen König Peters, die als die wahren Erbfeinde der Skipetaren gelten. Ich fand weiter, daß sich kein einziger katholischer Stamm gerührt hatte, sondern ausschließlich moslemische Albaner. Die Serben griffen jetzt mit harten Maßregeln durch. Sie ließen eine große Zahl Vornehmer in Djakowa und anderen Städten erschießen und gingen ihrerseits angriffsweise vor. Sie fielen ins Gebiet der Krasnitschi ein, wo Bairam Zur und Ali Riza [1]) als Führer walten, besetzten wieder Oroschi, das sie erst vor zehn Tagen nach zehnmonatiger Besetzung verlassen hatten, und schickten sich an, gegen Elbassan vorzugehen, um den nicht fernen Griechen, die eine Tagereise südlich von der Linie Valona-Elbassan standen, die Hand zu reichen. Abermals drohte die Gefahr, trotz der Londoner Beschlüsse und trotz der internationalen Streitkräfte in Skutari, daß Albanien zwischen Serben und Hellenen aufgeteilt würde. Da aber raffte sich Österreich zu einem un-

---

[1]) Vgl. S. 125.

erwarteten Schritte auf. Es sandte ein Ultimatum und verlangte die Zurückziehung der serbischen Truppen binnen einer Woche. Belgrad gehorchte. Man darf annehmen, daß das Ultimatum die Billigung Englands gefunden hatte. Ohnehin gebot der britische Admiral Burney beinahe unumschränkt in Skutari. Die Engländer hatten dort 480 Mann, Österreicher und Italiener je 600, die Franzosen etwa 400, die Deutschen 120 (eine Abteilung des 1. Seebataillons). Die Russen hatten nur einen General geschickt, Podapoff, der lange militärischer Berater Nikitas gewesen war. Außerdem lagen immer noch Kriegschiffe der Mächte vor der Bojannamündung. Die malerischen Zustände in Skutari erinnerten stark an die von Peking während des Boxerkrieges.

Noch aber blieben die Griechen hartnäckig. Obwohl im Oktober neuerdings ein Bruch mit der Türkei drohte, wollte Hellas den Italienern und fast ganz Europa die Stirn bieten; es machte der albanischen Grenzkommission die größten Schwierigkeiten und weigerte sich, Koritza und Argyrokastro abzutreten. Die übrigen Balkanier schlossen, wie schon erwähnt, im November Frieden mit der Hohen Pforte, die Hellenen erst im Dezember, in dem auch Kreta feierlich an Hellas angegliedert wurde. Die Verhandlungen wegen der albanischen Grenzen erstreckten sich gar in den Januar 1914 hinein. Bis Ende dieses Monats sollte das strittige Gebiet endgültig von den Hellenen geräumt sein. Die Herrschaft über das neue Staatswesen, das doppelt so groß ist wie Württemberg und mehr als anderthalbmal so groß wie das neue Montenegro, war in der Zwischenzeit dem Fürsten Wilhelm zu Wied, einem Protestanten, angetragen worden.

Ungelöst blieb dagegen immer noch die Inselfrage. Eine englische Anregung, die Italiener möchten Rhodus und seine Nachbarinseln an die Pforte zurückgeben, fiel auf unfruchtbaren Boden.

Ende Dezember erst wurde eine andere Frage erledigt, die namentlich Russen und Griechen anging. Der Zar hatte vor-

geschlagen, aus dem Athosgebiet eine Republik zu machen. Die ganze östliche Halbinsel der Chalkidike, d. i. der Athos und seine Ausläufer, ist lediglich von Mönchen bewohnt. Riesenklöster und Einsiedeleien bedecken den „Heiligen Berg". Die Organisation der Mönche geht in den ersten Anfängen auf das frühe Mittelalter zurück und wurde seit dem zehnten Jahrhundert, in Verbindung mit Byzanz, fester geregelt. Drei Gruppen bestehen: eine mit strenger Autorität des Abtes, eine demokratische Gruppe und drittens Eremiten, die nur den lockersten Zusammenhang mit einer Organisation der beiden anderen Gruppen haben[1]). Frühzeitig erwarben neben den Griechen die Slawen Rechte auf dem Athos; einzelne serbische, bulgarische und auch rumänische Herrscher beschenkten die Klöster und zogen sich auch wohl selbst, regierungsmüde, nach dem „Heiligen Berg" zurück. Die Türken beließen den Mönchen so ziemlich ihre Freiheiten. Dann trat der Zar als Schutzherr auf. Viertausend russische Mönche siedelten sich auf dem Athos an. Rußland wollte jetzt eine internationale Verwaltung des Gebiets, aber schließlich wurde es doch dem Königreiche Hellas zugesprochen. Die Gegensätze waren aber schon so weit gediehen, daß zweimal ein russisches Kriegschiff vor der Athosküste erschien. Tatsächlich haben auch manche begüterte Klöster des Berges Besitzungen auf russischer Erde, in Bessarabien und bei Tiflis.

Die letzten Zuckungen des Balkankrieges haben demnach bis Anfang 1914 gedauert. Noch im Januar drohte ernstlich ein neuer Krieg zwischen Griechenland und Türkei und erfolgte der türkische Putsch Izzet Paschas in Albanien. Inzwischen suchten alle Kriegsteilnehmer sich im neuen Hause einzurichten, begannen zu reformieren und zu organisieren. Das dringendste Bedürfnis war Geld. Das Gesamterfordernis der Balkanier kann auf 2½ und mit der Türkei auf 3½ Milliarden Mark veranschlagt werden. Als Geldgeber kommen Paris, Berlin und Wien in Betracht. Vorläufig wird nur ein Teil, vielleicht ein Drittel der Gesamt-

[1]) Vgl. den glänzenden Aufsatz in den „Fragmenten" Fallmerayers.

summe, begeben werden. Untergebracht ist bis jetzt ungefähr ein Sechstel; davon fallen 250 Millionen Franken auf Rumänien, 50 auf Bulgarien, 30 auf Montenegro. Auch Albanien hat ein Erfordernis von 75 Millionen angemeldet.

Überall sind Schritte getan, um die Landesverteidigung zu verbessern. Die Griechen haben einem französischen General, Eydoux, die Bildung eines Modellkorps anvertraut. Zu dem gleichen Zwecke beriefen die Türken den deutschen General Liman v. Sanders mit einem großen Stabe, was die Eifersucht der Großmächte heftig erregte. Liman wurde mit dem Marschalltitel kaltgestellt. Für ihre Flotte hatten die Türken schon früher einmal einen Engländer, Admiral Gamble, bestellt; jetzt beriefen sie den britischen Admiral Limpus. Die Gendarmerie ordneten sie einem französischen Offizier unter. Zum Unglücke der Türkei dauerten aber die inneren Wirren noch fort. Das Komitee für Einheit und Freiheit bekam wieder Oberwasser und gebärdet sich tyrannischer denn je.

Die Völker im einzelnen.

Die alten Rassen.

Thrako-Illyrier.

Im heutigen Albanisch, das einen Nachhall ältester Vergangenheit darstellt, gibt es Hunderte von Wurzeln, die schlechterdings durch keine indogermanische Retorte zu analysieren sind, und Dutzende, die geradezu von Gustav Meyer, dem hervorragenden Linguisten, und anderen Forschern als baskisch erkannt worden sind. Zudem verraten die ältesten Ortsnamen der Halbinsel, die ja in der Hauptsache bis zur Gegenwart andauern, eine klare Verwandtschaft mit den Namen unarischer Gebiete, mit den Namen Iberiens und des Kaukasus, wie solcher Striche Kleinasiens, die anerkanntermaßen von kaukasischen Stämmen besiedelt waren. Ich will im folgenden einige Proben geben, nicht ohne die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß rein lautlich viele balkanische Namen sich im Laufe der Jahrtausende verwandelt haben, dergestalt, daß man nicht selten in Verlegenheit gerät, welchen Namen man bevorzugen solle, ob einen türkischen, einen slawischen oder griechischen. Eine neue Umwandlung wird jedenfalls bei den Geographen in der nächsten Zukunft eintreten; dem militärischen und politischen Rückzuge der Türken aus Mazedonien wird sicherlich auch ein Rückweichen türkischer Namen daselbst folgen, um durch slawische oder hellenische Laute ersetzt zu werden. Bloß der Balkan wird ganz gewiß seinen Namen behaupten; freilich ist es gar nicht so gewiß, ob Balkan wirklich, wie stets behauptet wird, ursprünglich türkisch sei; taucht doch derselbe Name, der

nichts anderes als Gebirge bedeutet, bei unseren Belchen in den Vogesen und im Schwarzwald wieder auf.

Die thrazischen Sinties sind die Sindoi, ein Teilstamm der Tscherkessen. Die Noropi sind die Neripi des Kaukasus; von ihnen sind offenbar die Sklaven in dem Gesetzbuch, dem Zakonik Duschans des Großen, Neropeh genannt. Die Daker, die ebenfalls zu den Thrakern gerechnet werden, tauchen als Daha und Dasa, dunkle vorarische Bewohner Persiens und Indiens, auf. Ähnlich sind die balkanischen Albaner Brüder der Albaner, der heutigen Kacheten, des Kaukasus. Die Henetoi Mazedoniens und die Veneter Illyriens und Venetiens sind gleichen Stammes mit den Henetoi Paphlagoniens, die schon Homer erwähnt, und weiter mit den Venedae der Weichsel, wie auch mit den Bewohnern der Vendée. Von ihnen ward offensichtlich Vindobona, Wien, besiedelt; ein Teilstamm von ihnen waren die Vinde-liker. Nichts wäre verkehrter, als hier auf slawische Wenden zu raten; trotzdem ist das oft getan worden. Ebenso falsch ist es, die vorchristlichen Coralli auf slawisch Gora zu beziehen und sie als Gebirgler zu deuten; sie sind vielmehr mit den Küral des Kaukasus zusammenzustellen; vor Christus gab es ganz und gar keine Slawen auf dem Balkan. Falsch ist auch, Prilep (Perlepe) als die Stadt „bei der Linde" (vgl. Lipsia, Leipzig) zu deuten; es hat zusammen mit dem albanischen Perlate und dem bayrischen Perlach eine illyrische Wurzel.

Zaldaba in Mazedonien stimmt zu Saldaba in Iberien. Die mazedonische Stadt Gortynia ist ganz folgerichtig ein Zwilling von Gortyn auf Zypern, von der Landschaft Gordyene, wo die Kwarthli, die Georgier und später die Kurden hausten, von der Stadt des Knotens, Gordion, ferner von Kortona, Kortina, Gardone, dem spanischen Kortona, und Gröden, das älter Gardeina hieß. Man spricht in dem tirolischen Gröden das „Gradwelsch", das zu unserem Kauderwelsch wurde. Das Scardona Illyriens ist mit Skardu, der Hauptstadt Baltistans, zusammenzubringen.

Wie die Lösung alter Fragen häufig die Aufwerfung neuer

erzeugt, so ist durch die Aufhellung früherer Schwierigkeiten ein anderes Rätsel noch dunkler geworden und sieht schier verzweifelt aus, nämlich diese Beziehung zu dem tibetischen Baltistan. Eine Reihe von Wörtern hat das Skip mit dem Balti gemeinsam. Außer dem hochseltsamen „Krypp“ für Salz erwähne ich nur das nicht minder merkwürdige „Scherchs“, die aufgeblasene Tierhaut, die zum Schwimmen angebunden oder durch Zusammenknüpfen und Überspreiten von Reisig zu einer Fähre hergerichtet wird. Das Wort findet sich für dieselbe Sache in Baltistan als „Sjachs“, übrigens auch als „Sjanatch“ in der Landschaft Darwas, und als „Turssuk“ im Westpamir. Man sieht sofort, die Ähnlichkeit mit dem Baltiworte ist am größten. Die Vermutung liegt nicht fern, daß der berühmte Kelek des Euphrat, von dem Xenophon in seiner Anabasis spricht, vielleicht auch der heutige Schachdur auf dem Euphrat und der mitteldeutsche Schelch [1]) zu derselben Sippe gehört. Der Vollständigkeit halber wäre zuzufügen, daß auch die Lusitaner, mithin Vettern oder richtiger Oheime der Basken, das Schlauchboot besaßen; leider ist der einheimische Name des Bootes nicht erhalten.

Die Erwähnung eines mitteldeutschen Wortes führt darauf, daß die Illyrier bis zur Donau und ihre Verwandten, die Ligurer, bis zum Taunus und zur Loire wohnten. Das eröffnet ganz neue Ausblicke für die Rassen- und Namenforschung in Mitteleuropa. Viele Ortsnamen, von den Alpen bis nach Thüringen, berühren sich mit albanischen. Ich will hier aus der reichen Fülle nur ein einziges Beispiel herausschöpfen, nämlich Wien. Der eine, wie es scheint, jüngere Name der Stadt, Vindobona, hat, wie oben ausgeführt, ebenso wie das weit westlichere Vindonissa, Windisch, oder das alte Vindenes bei Kreuznach mit den slawischen Wenden nichts zu tun, da in vorchristlicher Zeit noch keine Slawen so weit nach Westen gelangt waren; sondern es ist auf die illyrischen Veneter

[1]) Gewöhnlich von lat. calix (Kelch) abgeleitet, von dem auch Kalesche, „das Landschiff“, stammen soll!

zurückzuführen. Das gibt uns das Recht, auch den anderen Namen Wiens, Beć, in Illyrien zu suchen. Und wo finden wir das Gegenstück? In Nordostalbanien, wo die Stadt Ipek, albanisch Peć, liegt. Außerdem in Mazedonien, wo sich ein Pek-lar findet, das österreichische Pöchlarn. Das albanische Pek-inje (= Pöcking bei Starnberg) ist eine Abart davon.

Die Thrako-Illyrier und Verwandte reichten bis weit über die Donau, bis nach Mittel- und Norddeutschland hinein. So ist die Kalmit, eine hohe Spitze der Pfalz, ob dem Hambacher Schlosse, ein Gegenstück der Maja Kalmit südöstlich von Skutari; und Döbra in Thüringen stimmt genau zu Dibra in Albanien, und zu den Doberes mit ihrer Stadt oder Landschaft Doberos, die Thukydides in der Nähe der oben erwähnten Sinties anführt; auch Döberitz bei Berlin und Döbeln in Sachsen könnten hier erwähnt werden. Wie Italien, so weist auch Deutschland eine ungemeine Fülle von Ortsnamen auf, die sich mit illyrischen berühren. Der Typus heutiger Deutscher weicht häufig gar nicht sehr merklich von dem heutiger Albaner ab.

Im Laufe der Jahrhunderte oder — wer will das wissen? — der Jahrtausende wurden die Thrako-Illyrier allmählich arisiert; aber noch um 300 v. Chr. war die Arisierung nur sehr unvollkommen durchgeführt. Das kann man schon daraus ersehen, daß noch damals die Zahl der Herren oft um das Zwanzig-, ja Dreißigfache die der Sklaven überstieg; die Hörigen oder Sklaven aber waren, wie meist schon ihr Name andeutet, anarischen Geblütes; wahrscheinlich ist nicht einmal in der Römerzeit die Arisierung ganz vollendet worden; denn die Leichtigkeit, mit der Hunnen, Awaren und Madjaren in Südosteuropa und namentlich im Donaubecken Fuß faßten, ist am bequemsten dadurch zu erklären, daß sie zum Teil mit Rasseverwandten zu tun hatten. Die bessische Sprache wurde noch im siebenten Jahrhundert n. Chr. gesprochen. Namentlich gelten die Szekler zwar für Leute, die sich in Art, Tracht und Sprache von den anderen Ungarn abheben, aber es sind doch immerhin Madjaren. Ähnlich verrät die Jazygen, die lange an der

Theiß wohnten und noch in der Völkerwanderung eine beträchtliche Rolle spielten, schon ihr Name; denn Jazuche nennen sich selbst die Tscherkessen. Auch die Mazedonen werden ursprünglich zu den Anariern gehört haben, später jedoch wurden sie hellenisiert. Ebenso sind die anderen Völker der Balkanhalbinsel in der Folgezeit entweder der Hellenisierung oder der Romanisierung verfallen, um dann noch später von der Slawisierung heimgesucht zu werden. Nur ein einziges Denkmal blieb von den vielen Sprachen der Urbevölkerung: das Albanische. Ob die Sprache der Albaner gerade eine Enkelin der illyrischen sei, wie gewöhnlich behauptet wird, ist ganz ungewiß. Vieles spricht unmittelbar dagegen. Das Skip oder Albanisch ist heute zu neun Zehnteln Indogermanisch, hat aber mit keiner anderen Sprache des großen indogermanischen Kreises eine engere Verwandtschaft. Es sollen sich jedoch Berührungen mit Armenisch finden.

Die Thrako-Illyrier hatten eine ungeheure Lebenskraft. In rauschenden Festen, in wilder Begeisterung tobten sie sich aus; daher war ihnen kein Gott lieber als Dionysos, der von ihnen erst zu den Griechen gelangt ist. Sie liebten ausgelassene Trinkgelage, so daß thrazischer Komment noch im Rom des Horaz sprichwörtlich war. In bunten Gewändern, Efeukränze ums Haupt, Thyrsosstäbe in der Hand, bewaffnet mit allen möglichen Musikinstrumenten, Flöten, Becken, Trommeln und Schalmeien, zogen Weiber und Männer bei den Erntefesten einher und schwärmten zechend herum. Dionysos war aber auch Orakelgott. Nördlich vom Pangaion im wilden Rhodopegebirge war sein Orakel, dem das Priestergeschlecht der Bessen vorstand; ein Weib gab darin im Namen des Gottes und von ihm begeistert dunkle und kaum verständlichere Sprüche von sich, als ihre berühmtere Genossin in Delphi. Den thrazischen Mädchen wurde Sittenlosigkeit vorgeworfen, die mochte von den geschilderten Festen befördert werden. Der Gegenwurf der wilden Freude war Roheit und Gefühllosigkeit, die sich sogar in Menschenopfern äußerte. Dem Salmoxis, scheinbar

einem Himmelsgotte, der sonst Sbel-thiurdus (vgl. tscherkessisch Sible, Himmelsgott) hieß, wurde alle vier Jahre ein Fest geboten. Dabei wurde ein Mann durch das Los bestimmt, als Abgesandter zum Salmoxis zu gehen. Wie aber wurde er dazu befähigt, die Botschaft auszuführen? Man packte ihn an Händen und Füßen und warf ihn in zum Himmel starrende Lanzen — ein Spaß, den viel später die Hussiten gerne ausübten. Starb nun der Erloste, so war es gut; starb er nicht, so war er ein schlechter Mann, unwert des ihm gewordenen Auftrags, und es wurde statt seiner ein anderer genommen. Wie bei Japanern und Tataren, so wurde auch bei den Thrakern eine Sitte andauernd gepflegt: die Lieblingsfrau wurde hingeschlachtet und folgte dem Manne ins Grab. Der ursprüngliche Zweck bei dieser anscheinend so pietätvollen Sitte war, die Frau von der Vergiftung oder sonstigen Ermordung ihres Mannes abzuschrecken; in der Urzeit wurde die Frau aus einem Nachbarstamm geraubt (wie noch in der Neuzeit bei den Tscherkessen und Albanern) und war daher eine Feindin; man denke nur an Alboins Tod durch Rosamunde, die dem Gemahl den Tod ihres Vaters nicht vergessen konnte. Berühmt im ganzen Altertume waren die Trausen; sie frohlockten, wenn jemand gestorben, und jammerten, wenn jemand geboren wurde. Die Meinung war eben die, daß dem Säugling viel Übel und Leid im Leben bevorstehe, während der „Selige" von aller Last und Mühsal befreit sei. Derartige Stimmungen führen schon zu Gedankengängen hinüber, die zur Askese vorbereiten. Einige Thraker waren, um in den Geruch der Heiligkeit zu gelangen, Vegetarianer und blieben Hagestolze. Es war das ein Rückschlag gegen die ausgeprägte Sinnlichkeit, gegen die Vielweiberei, gegen die Trunksucht der alten Balkanier. Die Mädchen hatten im allgemeinen große Freiheit und konnten lieben, wen sie wollten, sobald sie sich aber verheiratet hatten, wurden sie streng gehalten. Die Braut wurde von dem Bräutigam erkauft; er hatte dafür später das Recht, ihre Kinder zu verkaufen.

Die seltsamste Einrichtung von allen bestand aber bei den Nordbalkaniern, genauer bei den Geten. Es gab eine Doppelgewalt, die merkwürdig genau dem mittelalterlichen Dualismus von Kaiser und Papst entsprach. Die Geten hatten einen König und daneben einen Priester, der den Namen „Gott" führte und auf einem „heiligen Berge" wohnte [1]).

Alle Balkanier waren außerordentlich kriegslustig, und ein Menschenleben galt ihnen nichts. Die Illyrier waren besonders als tollkühne Seeräuber gefürchtet. Die Ausübung des gefahrvollen Handwerks, das bis in die Neuzeit blühte, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde ihnen durch die insel- und fjordenreiche Natur des Landes ungemein erleichtert. Die Fjorde gehen nicht nur sehr weit ins Land hinein, obwohl sie meist außerordentlich schmal sind, sondern haben auch des öfteren, darin von den norwegischen abweichend, die für Seeräuber willkommene Eigentümlichkeit, daß sie zuletzt sehr seicht werden — ich erinnere an den Fjord gegenüber von der Insel Cherso, zwischen Fiume und Pola — und dadurch zwar für die kleinen Raubschiffe noch gangbar sind, tiefgehenden Kriegschiffen dagegen den Zutritt verwehren, so daß sich verfolgte Räuber immer mit Leichtigkeit flüchten können. Einmal, unter der Königin Teuta [2]), ist ein ganzes Königreich in Illyrien auf die Seeräuberei aufgebaut worden. Die Flotte der Teuta, die aus mehr als zweihundert Seglern bestand, beherrschte die ganze Adria. Ein Gegenstück zu ihrem Königreiche war im Osten das zeitlich frühere des Mazedoniers Sitalkes, der von der Donau und dem Schwarzen Meere bis nach Thessalien hinein gebot. Eine territorielle Zweiteilung, wie im Mittelalter zwischen Bulgarien und Serbien.

Die rauhe Tüchtigkeit der Thrako-Illyrier und ihre ungestüme Kriegslust haben sich in ihren Nachfahren bis auf den heutigen Tag erhalten. Bulgaren und Albaner sind die tapfersten Krieger des Ostens. Dagegen ist die Lust am Trinken,

---

[1]) Strabo, S. 298. [2]) Vgl. S. 41.



Eine Gruppe Albaner in ihrer typischen Nationaltracht.



Hahnenkampf in Albanien.
Gemälde des serbischen Historienmalers Professor Jowanowitsch.



Ein Osterbrauch in Serbien: Der Schwerttanz.



Wurst- und Obsthandlung in Stara Zagora (Bulgarien).
Gemälde von A. Mitoff.

wenn auch keineswegs verschwunden, nicht mehr so stark und auffallend, wie ehedem. Wohl aber hat sich die religiöse Art der Bevölkerung vielfach, besonders bei den Albanern und Rumänen, bis heute behauptet. Nicht minder Einzelheiten der Tracht. Auf dem ganzen Balkan, vom Schwarzen Meere bis zur Adria, sind die Opanken im Gebrauche, jene schnabelförmigen, für Karstfelsen besonders geeignete Sandalenschuhe. Die alte Kleidung ist teils bei den Albanern, teils bei den Rumänen erhalten[1]). Für die gemeinsame Art der ursprünglichen Lebensführung sprechen einzelne Wörter, die noch heute bei allen Balkanvölkern im Schwange sind, so das Wort stan für Sennhütte[2]). Was nun den leiblichen Typus der heutigen Albaner betrifft, so stecken darin sicherlich noch viele thrako-illyrische Elemente, anderseits sind durch spätere Völkerwanderungen so viele neue Züge hineingekommen, daß sich heute das Bild außerordentlich bunt und zersplittert darstellt. Selbst innerhalb desselben sprachlichen und volklichen Rahmens sind die Gegensätze groß. Ein Montenegriner ist beinahe verschiedener von einem Serben, als ein Spanier von einem Deutschen. Dann freilich gibt es wiederum Berührungen mit den Bewohnern ganz fremder Länder, mit Deutschen, Italienern und Griechen, die eben alle einen illyrischen Einschlag haben. Besonders spielt das illyrische Element nach Griechenland hinüber, wie denn auch der älteste Sitz und Hort des Griechentums, Dodona, auf illyrischer Erde lag.

Die Griechen im Altertum.

In vielen althellenischen Heldensagen wird Epirus erwähnt, und sicherlich ist ein geschichtlicher Kern in den Sagen nicht zu verkennen. Die Pelasger gründeten Dodona, die Kolcher Dulcigno, der Sohn des Kypselos die Stadt Ambrakia. Der Sohn

---

[1]) Vieles ist hierüber bei Nopcsa, Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbaniens, 1912.

[2]) Vgl. S. 38.

des Achill, Pyrrhos, wurde König von Epirus und Stammherr der Pyrrhiden. Natürlich verirrten sich auch die trojanischen Helden nach jenen Küsten. Helenos, der Sohn des Priamos, soll der Gründer von Butrinto gewesen sein, wo auch Äneas kurze Zeit weilte. Nach Troja selbst schickte den Griechen 72 Schiffe ein illyrischer König zu Hilfe, nämlich Klenikos, Sohn des Hyllos. Achill selbst wird von den Albanern als ein Einheimischer in Anspruch genommen, bei Alkaios heißt er König der Skythen. Sichere Begründung hat die Nachricht, daß die Mutter Alexanders des Großen, Olympias, aus Epirus gekommen sei. So verknüpfen sich die beiden größten Krieger des Altertums mit der Stammesgeschichte der Albaner. Und ebenso das größte Heiligtum der Hellenen, nämlich Dodona.

Auch der Süden der Balkanhalbinsel war ursprünglich offenbar nur von anarischen Stämmen bewohnt [1]). Seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends begann ein Zustrom arischer Scharen. Die Wanderung erfolgte von Norden her, das ist so gut wie sicher; alle Einzelheiten sind dagegen noch höchst unsicher. Aus der Kreuzung der älteren Bevölkerung, die der kleinasiatischen und vermutlich auch der nordafrikanischen verwandt war, mit den arischen Eroberern erwuchs das Griechentum. Die Mischung ist erst um 600 v. Chr. einigermaßen beendet. Erst damals scheinen Athen, Korinth und Theben griechische Städte geworden zu sein. Auf Delos sind Karer noch im sechsten Jahrhundert von keinem Geringeren als Thukydides bezeugt. Ohnehin ist der Name des Eilandes anarisch; Dil bedeutet im Awarischen, einer ostkaukasischen Sprache, und im Albanischen Sonne, was sehr gut zu dem Geburtsort des Sonnengottes Apollo stimmt. In einigen Landschaften, wie in Attika und Böotien, scheint die Verschmelzung ohne allzu scharfe Reibungen oder zum mindesten ohne Bürgerkriege allmählich Platz gegriffen zu haben; in anderen Gebieten wurden dagegen die früheren Bewohner versklavt. Solches Los erlitten die

[1]) Ausdrücklich jetzt zugegeben von Hall, Ancient History of the Near East, London 1914, S. 5 ff.

Heloten, oder richtiger Heiloten, die wahrscheinlich mit den Besiedlern von Elis (Fάλις) und den Volskern, griechisch Helisykoi, unseren Wälschen, verwandt waren. Das Beispiel eines hörig gewordenen ganzen Volkes bieten die Messenier. Allein nicht immer ist das nichtgriechische Element unterlegen; mitunter lieferte es geradezu die Herren, ähnlich wie im heutigen Mecklenburg noch Nachfahren slawischer Fürsten über Deutsche gebieten. So ist Miltiades, der erst um 500 nach Athen kam, ein thrazischer Edelmann gewesen. Auffallend sind nicht minder die thrazischen Güter und Beziehungen so vieler anderer athenischer Großen, wie des Thukydides.

Von der älteren Kultur lernten die neuen Eroberer. Sie übernahmen vieles von Mykene und seinem Kreise, übernahmen sogar Götter und Kulte von den Besiegten. Fast keine Gottheit der Hellenen hat eine hellenische Etymologie. Thetis ist albanisch dhethi, Meer, usw.[1]).

Die ersten Staaten der Griechen waren kleine Gaustaaten, manche nicht ausgedehnter als das Fürstentum Reuß ältere Linie, die geräumigsten kaum so bedeutend wie Oldenburg. So blieben die Verhältnisse bis in das siebente Jahrhundert. Jetzt erst ging ein Dehnen und Recken durch die ganze Griechenwelt. Neue Pflanzstaaten wurden über See gegründet und die vorhandenen vergrößert. Ein blühender Verkehr entwickelte sich mit ihnen und schuf dem Mutterlande reichen Gewinn. Die wirtschaftliche Blüte befähigte zur Ausrüstung stärkerer Heere und größerer Schiffe, zu bedeutenderen militärischen wie politischen Unternehmungen. Sparta raffte ein stattliches Reich auf dem Peleponnes zusammen und zwang sogar Korinth und Megara in seinen Einflußkreis. In vielen Städten taten sich „Tyrannen" auf, kühne Dynasten, meist einem edlen Geschlechte entstammend, gelegentlich aber auch Kondottiere von geringerer Herkunft, die mit Hilfe von ehrgeizigen Genossen und Söldnern sich emporgeschwungen hatten. Die Tyrannen betrieben bereits eine großzügige Politik; sie ver-

---

[1]) Vgl. Nopcsa, Vorgesch. u. Ethnologie Nordalbaniens, 1912.

schwägerten sich mit den Herrschern Ägyptens und Vorderasiens. Das ganze Mittelmeer ward jetzt der Tummelplatz griechischer Schiffe und Abenteurer; von Zypern bis nach Sizilien, Südfrankreich und Südspanien, ja, nach Nordafrika und zum Schwarzen Meere erstreckten sich die Kolonien, die an Reichtum und Bildung sehr bald mit dem Mutterlande wetteiferten. Die Macht der überseeischen Städte, wie namentlich Milets und Phokaias, war so groß, daß verschiedene Gelehrte den Spieß umgedreht und behauptet haben, nicht Hellas, sondern Kleinasien sei die Heimat der Hellenen. Für den Stamm der Jonier hat diese Meinung tatsächlich viel für sich. Ich denke mir die Verbreitung der Griechen ungefähr so wie die der Malaien, die ebenfalls einer nachweisbaren kontinentalen Heimat entbehren und die auf einmal an allen möglichen Küsten Australasiens und in einer zweiten Epoche an denen der Südsee auftauchen. Auch darin stimmt der Vergleich, daß die Malaien sich viele Jahrhunderte hindurch mit dem Besitz der Küsten begnügt haben, ohne die eingeborene Bevölkerung im Innern zu mehr als einer losen Anerkennung malaiischer Oberhoheit und Kultur zu bringen. Bis zum heutigen Tage sind die Griechen nicht eigentlich ein kontinentales, sondern ausgesprochenermaßen ein Inselvolk, das noch gegenwärtig wie vor Jahrtausenden, sich an den Küsten Nord- und Ostafrikas wie Vorderasiens einnistend, zufrieden ist, eine zahlreiche, lebenskräftige Kolonie in einer Hafenstadt zu bilden und dort ergiebigen Handel zu treiben, ohne sich um das Hinterland und ohne sich auch um die staatlichen Verhältnisse in der neuen Heimat sonderlich zu kümmern. So sind gegenwärtig die Griechen ein sehr bedeutsames Element, fast das maßgebende, in Odessa und Triest und ein beachtenswertes in Marseille. Sie sind aber weder in Odessa noch nach dritthalb Jahrtausenden in Marseille weiter ins Innere gedrungen als zur Zeit des Darius. In manchen Strichen kamen sie dagegen wohl zeitweilig, vielleicht sogar ganze Geschlechter hindurch, zur Herrschaft; im Altertum namentlich in Kleinasien und in der Cyrenaika, in der Neuzeit

in Rumänien, das von wenigen vornehmen Sippen der Phanarioten bis in die 1850er Jahre verwaltet wurde. Mit großer Meisterschaft haben zudem die Griechen es verstanden, fremde Völker ihren Zwecken dienstbar zu machen. Griechische Feldherren wußten gut mit phrygischen, kappadozischen und thrazischen Söldnern umzugehen. Besonders häufig wurden die illyrischen Stämme in die Kämpfe der griechischen Großmächte um die Vorherrschaft verwickelt. Thukydides erzählt ausführlich, welche Rolle in den ewigen Streitigkeiten zwischen Korinth, Athen und Kerkyra (dem heutigen Korfu) die akarnanischen und epirotischen Krieger spielten. Es ist durchaus möglich, daß älteste Gemeinschaften hier noch wirksam waren; ist doch das Hellenentum so recht eigentlich von Epirus, von Dodona und Nachbarschaft, ausgegangen. Dort in Dodona war das hochberühmte Heiligtum des Zeus, in dem als Priester die Selloi walteten. Der Name hängt anerkanntermaßen ebenso wie der des benachbarten Stammes der Hellopes mit dem der Hellenen zusammen. Noch merkwürdiger ist, daß drei Tagereisen nordöstlich von Dodona sich heute eine Ortschaft Graike befindet; das hat doch sicherlich mit den Graikoi, den Gräci, den Griechen zu tun, für die bisher noch keine ansprechende Erklärung gefunden ist.

Das größte Erlebnis des Hellenentums war neben der überseeischen Ausbreitung der Kampf gegen die Perser. Er begann gegen 540 in Kleinasien, 515 in der nördlichen Balkanhalbinsel und 490 im eigentlichen Hellas. Man hat früher die Zahl der persischen Eindringlinge gewaltig überschätzt; man sprach, den Angaben Herodots folgend, von fünf Millionen. Neuere Geschichtsforscher haben, vielleicht nach der anderen Seite hin untertreibend, nur fünfundzwanzigtausend wahr haben wollen. Jedenfalls erzielten die Perser keine geringen Erfolge; sie erstürmten sogar, plünderten und verbrannten Athen.

Auch heute noch ist die Erinnerung an diese alten Dinge nicht ohne Reiz. Man setze nur für Perser — Türken. Und auch heute noch ist die Verbreitung der Griechen wie zur Zeit des Darius; denn die Erfolge Alexanders des Großen waren

nicht dauernd. Nur ist heute Konstantinopel mit einer Viertelmillion Griechen die größte Hellenenstadt. Nicht minder herrschten Zerklüftung und Kantonalwirtschaft bis in die neueste Zeit, Regionalismus wie vor zweitausenddreihundert Jahren. Endgültig überwunden wurde die Zerklüftung erst 1912/13.

Die neuen Rassen.

Die Albaner.

Die Stämme der Albaner[1]) sind folgende:

Malisoren: Kelmendi oder Klementi, Gruda, Hoti, Boga, Shkreli, Kastrati. Zusammen zweiundvierzigtausend Seelen. Sie wohnen am Berge (mal) und am nördlichen Skutarisee und werden durch einen Serdjerde (wohl vom persischen sirdar) vertreten. Die Bezeichnung Malsija wird manchmal von den Vorbergen auf das Hochland ausgedehnt. Die Malisoren waren, neben den Ljumaleuten, die besten und unermüdlichsten Vorkämpfer Albaniens. Sie sind meist hochgewachsen und überwiegend blondbraun.

Gruppe der Schala mit drei Fahnen (bairake) zu Kir, Dschan (Sjoanni) und Plandi: Schala, Pulti (Pulati), Schoschi, Kir, Toplana. Elftausend Seelen. Mittelgroß, überwiegend schwarz. Alpine Region. Heftige Blutrache.

Gruppe von Skutari: Die Stadt selbst (fünfunddreißigtausend), ferner die kleinen Stämme Kopliku (achttausend), Retschi, Loheja, Rioli.

Pos(t)riba mit Boksi, Drishti, Sume, Shlaku, Temali, Dushmani am mittleren Drin in den Vorbergen; nur die Dushmani hausen im Hochgebirge. Wie die vorige Gruppe ist diese zivilisierter und weicher als die beiden erstgenannten Stämme.

---

[1]) Nach eigener Kunde und der (albanisch geschriebenen) Dheeshkroje (Erdkunde) preje Mikelit, Shkoder 1912, die allein von sämtlichen Quellen eine erschöpfende Übersicht gibt. Das wichtigste wurde indes schon durch Galanti in L'Albania, 1901 veröffentlicht.

Puka mit sieben Fahnen und fünfzehntausend Seelen; südöstlich der Posriba. Diese Gruppe steht im Bunde mit den Merturi, Berisha, den mohammedanischen Thatschi und, so scheint es, verwandten Stämmen in Montenegro, wo die Trieptschi und Kutschi noch Albanisch reden. Gewöhnlich wird die Gruppe, deren Vertreter zum Teil ein Drawida-ähnliches Aussehen haben, Dukadschin genannt.

Mirditen, südlich davon. Zwanzigtausend Seelen. Nach anderen Angaben sollen sie allein fünfzehntausend Krieger stellen können. Ihr Land ist so groß wie aller der genannten Stämme zusammen, mit Abzug der Dukadschin. Die Einzelstämme sind nicht scharf geschieden; es scheinen die Bewohner von Broschi, Spatschi, Fundi und Kushneni in Betracht zu kommen. Die Mirditen sind die Diplomaten und Taktiker der Skipnia. Ihr Land ist steinig und trocken, nur in den Talsohlen fruchtbar. Als Anhang können aufgefaßt werden die kleinen Horden von Velje, Manati, Bulgri (Bulgaren? wie auch in Akarnanien noch ein Bulgarendorf, jetzt hellenisiert), Kryezezi, Kthela.

Mati: dreißigtausend. Ihr großes, wenig erforschtes Land, südlich der Mirdita, heißt die Matja. Bekannte Stämme: Bazja, Bishkazi.

Zadrima: Ebene im Süden Skutaris bis in die Nähe Tiranas und südwestlich bis Dulcigno. Stammesnamen scheinen erloschen. Das berühmte Alessio und der Bischofssitz Kalmeti gehören zur Zadrimanachbarschaft. Fleißige, gebildete Bewohner; sehr fruchtbarer Landstrich; eine Unmenge Dörfer.

Erloschen sind scheinbar die Stammesnamen in ganz Südalbanien. Höchstens daß man von Sulioten und den Bewohnern der Muzekeja (Masochia) sprechen könnte. Zweifellos sind in manchen Orts- oder Landschaftsnamen alte Stammesnamen verborgen, wie in Skrapari, Riza, Lungari, Danglii, vielleicht auch in Parga, Prevesa und Arta. In den Schamen der (t)Schameria finde ich die Ἀθαμᾶνες wieder, da ϑ öfters zu sch übergeht. Avlona (Valona) = Albona mit Umstellung, Albanerstadt, Ἀλβανόπολις.

Luren, in der hochalpinen, schwer zugänglichen Lurja, zwischen Mirdita und schwarzem Drin; klein von Wuchs, mitunter schiefäugig wie Ostasiaten; doch auch wechselnder Typus. Vielleicht der urtümlichste aller Stämme, ohne eigentliche Regierung.

Dibresen in Dibra, bedeutender Stamm, mit den Cizne (erinnert an die Tschitschen Istriens), Mohyri, Lysne; ferner mit den Leuten von Gryta, Kolobarda und Balshilz.

Rekalorin und Radomirin (offenbar früher Slawen).

Shpatin, südlich von Elbassan, mit achtundvierzig Dörfern.

Zermenik. Slawischer Bluteinschlag wird immer stärker.

Mokren.

Staroven und Goren, bei Ochrida.

Oparen. Kolonjen. Morikowa. Rodnika. Alle Südstämme zusammen heißen Tosken.

Wieder nördlich vorschreitend, gelangen wir zu den tapferen Männern der Ljuma, südwestlich von Prisrend (albanisch Pezrendi). Sie sind durchweg Mohammedaner und spielten Hauptrollen bei Aufständen. Zusammenfassen können wir die teils christlichen, teils moslemischen Bewohner des Hochgebirges westlich von Prisrend als Nikai mit ungeheurem Gebiete: Merturi, Krasnitschi, Tropoja, Gaschi, Bitutschi, Thatschi, Hasi, Berisha, Rugowa; die letzteren, in der Gegend von Djakowa und Gusinje, werden auch anders eingeteilt. Unterschieden werden noch die Stämme von Podrima am weißen Drin.

Endlich Stämme in Montenegro: Rahowa, Kutschi, Trieptschi, Piprin, Palabardhin, Fundat, die Leute von Antivari, Dulcigno und Zhabjak.

Im Auslande lebt zusammen 1⅓ Million Albaner: in Montenegro an die 180000, in Griechenland 600000, in Neuserbien 225000, in Italien 100—150000, in Amerika 30000, dann wohnen noch Volksgenossen in Konstantinopel, Asien, Ägypten, Rumänien und Österreich, besonders bei Zara und Trau in Dalmatien; nach Trau kamen Klementi 1737, also zur Zeit der letzten serbischen Wanderung nach Ungarn.

Alle Skipetaren schätze ich auf 2½ Millionen, davon im

Fürstentum 600000 Mohammedaner, 300000 Orthodoxe, 250000 Katholiken. Im Balkankriege sollen 80000 Albaner umgekommen sein.

Die Albaner haben dem Osmanischen Reiche sechsunddreißig Großwesire und über hundert Agas der Janitscharen gegeben. Sie gründeten auf der Spitze des Schwertes die Herrschaft des Khedive in Ägypten, sie lieferten den Sultanen ihre Leibwachen. Sie waren die tapfersten Vorkämpfer der türkischen Heere auf allen Schlachtfeldern Vorderasiens und Europas. Ein Albaner, Kemal, wurde der bedeutendste türkische Dichter des letzten Menschenalters. Viele osmanische Staatsmänner der Gegenwart sind Skipetaren; so Ferid, Turkhan, Ismail Kemal, Izzet und Rejid.

Die Albaner haben weder mit Griechen, noch mit Italienern, noch mit Serben das Geringste zu tun und sind von Haut und Haar den Türken entgegengesetzt. Sie sind allerdings — abgesehen von einer kasiisch-baskischen Unterschicht — Indogermanen, wie die meisten ihrer Nachbarn, sie haben ferner sehr viele Lehnwörter aus dem Griechischen und Italienischen, einige aus dem Türkischen und sehr wenige aus dem Serbischen, dagegen ist ihre Sprache einzigartig und weicht nicht nur in den Urwurzeln, sondern auch in der Grammatik ganz und gar von allen anderen indogermanischen Sprachen ab. Am ehesten könnte man noch Berührungen bei dem Armenischen und Persischen finden, aber auch die sind weder sehr eng noch sehr zahlreich.

Sehen wir, was der anthropologische Befund über die Rasse des rätselhaften Volkes zu sagen hat! Brachykephalie ist stark verbreitet. Die Hautfarbe ist hell, nur tief im Gebirge und in den Bojannaniederungen dunkler. Die Haarfarbe ist sehr verschieden; sie wechselt von rötlichblond [1]) bis zu blauschwarz. Die Nase ist meist gerade und häufig auffallend schmal, mitunter so scharf, möchte man fast sagen, wie ein Messer. Die Augen sind gerade; nur ganz selten, in der Lurja und bei den Schala

---

[1]) Ausgesprochen rotblond und blauäugig ist Essad Pascha von Tirana.

habe ich Schiefaugen wie bei den Japanern gefunden. Die schiefen Augen, verbunden mit anderen mongolenähnlichen Zügen, vorstehenden Backenknochen usw., sind vorzugsweise Weibern zu eigen. Ich kann nicht genug betonen, wie sehr abweichend die einzelnen Typen sind. Auf meinen fünf Reisen in Albanien habe ich immer wieder ganz neue Typen zu verzeichnen gehabt: ägyptische, Armenier- und Drawida-ähnliche, spanische, baschkirische, ostasiatische, malaiische, italienische, tirolische, kerndeutsche und sogar angelsächsische und schwedische. Nur eines kann mit einiger Bestimmtheit in diesem Chaos festgestellt werden: je näher der Küste (mit Ausnahme der Sumpfniederungen, wo ein Drawidaschlag wohnt), desto heller Haut und Haar und desto größer der Wuchs; je weiter ins Gebirge, desto dunkler und kleiner. Aber auch in der Lurja habe ich zwar keinen besonders hochgebauten Mann, wohl aber Blondhaarige und Blauäugige feststellen können, sogar in einem Falle, bei einem ganz kleinen Wicht, ein rötliches Blond. Eine Eigenheit, die allerdings nur noch zur Not ins anthropologische Gebiet gehört, ist fast ohne Ausnahme: alle Gebirgler sind auffallend mager, wenigstens die Männer. Als Maximum der Größe möchte ich schätzungsweise 2,05 Meter, als Minimum 1,55 Meter angeben.

Die Albaner zerfallen in zwei Hauptstämme: die harten, kriegerischen, konservativen Geghen und die weichen, neuerungslustigen, gebildeten Tosken. In geschichtlicher Zeit haben sich die Geghen, namentlich am Drin und bei Prisrend, mit Serben gemischt, sowie in Skutari und Umgegend mit Italienern. In den Adern der Tosken fließt viel griechisches Blut. Übergangstypen gibt es jedoch nur bei den Tosken, während zwischen den heutigen Geghen und ihren Nachbarvölkern strengere Trennung herrscht. Reste von normännischem, awarischem, vandalischem und gotischem Blute möchte ich nicht annehmen. Dazu war die Herrschaft der Fremdvölker zu kurz.

Zu dem anthropologischen Befunde kommt der ergologische. Die Häuser zeigen drei Abarten: die festungsartige Kula, die Wohnhäuser mit getrennten Räumen, das einzimmrige Haus,

halb aus Steinen, halb aus Holz oder Stroh errichtet. Die abgetrennt erbauten Vorratskammern, die entfernt an solche Formosas und der Aino erinnern, erheben sich 1,20 bis 1,40 Meter auf Pfählen über dem Boden, wohl zum Schutz gegen Nager und Ameisen, und sind ungefähr 1,2 Meter lang, aber nur 0,5 bis 0,7 Meter breit[1]). Eigenartig sind auch die konischen, bis 5 Meter hohen Vorratshäuser für Mais, in die von oben die Frucht hineingeschüttet wird. Die Mühlräder der Albaner gehen wagrecht wie in Süddalmatien (ich sah ein solches Rad bei Spizza), Bosnien, Anatolien, Westchina und in einigen Teilen Irlands.

Die Kleidung der Frauen in der Malsija erinnert an den Glockenrock Kretas im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, und am mittleren Drin einigermaßen an das Obi der Japanerinnen. Daß die Hosen der Männer den Hosen der Skythen und Perser und Japaner entsprechen, ist ohne weiteres verständlich. Vielfach sind Motive, so namentlich bei der Weste, von Serben entlehnt. Schade, daß so gar nichts über die Bewaffnung bekannt ist. Jetzt haben natürlich alle Revolver und Gewehr. Aber die Skipetaren, die in der späteren Kreuzzugszeit in Hellas einwanderten, und auch viele Genossen Skanderbegs werden noch keine Feuerwaffen gehabt haben. Ich bin überzeugt, daß ein emsiger Forscher hierüber noch Wertvolles bei den Byzantinern finden könnte.

Der albanische Hausgeist Trul ist der skandinavische Troll und der finnische Torul. Blutrache war außer in Albanien noch in Korsika und Hochschottland üblich sowie bei den Tscherkessen. Seltsam ist, daß selbst bei schweren Bergwanderungen nie ein Stock gebraucht wird; wer einen solchen nimmt, wird als weibisch verachtet. Rodeln können die Älpler gleich einem modernen Hochtouristen und ebenso Stufen hacken. Von skiartigen Schneereifen, wie sie Strabo vom Westkaukasus kannte, habe ich sprechen hören. Sie werden je nach Bedarf aus dem Walde genommen und dann wieder weggeworfen.

---

[1]) Ganz ähnliche Vorratskammern sind in Norwegen; vgl. Pastor, Die Kunst der Wälder, 1912, S. 57.

Die Albaner des Ostkaukasus tauchen in den Albanern Illyriens, Italiens und Hochschottlands wieder auf. Ich hielte es nicht für ausgeschlossen, die Skipetaren als Saka mit südkaukasischen Pluralsuffixen pe + tar zu deuten. Der Überschuß an Suffixen ist gerade ein Hauptzeichen kaukasischer Sprachen. Die gewöhnliche Deutung von Skipetaren als „Adlersöhne" klingt gut, aber ist unwahrscheinlich. Der Name Illyrier lebt noch heute in der mittelalbanischen Lurja und im Flusse Luros, unweit der akarnanischen Grenze, fort. Vettern sind die Luren in der Nähe des Kusch Dinar (vgl. Dinarische Alpen) in Persien.

Bis zum heutigen Tage ist die Arisierung nicht ganz durchgedrungen. Die Zahlen 7 und 8 sind wahrscheinlich anarisch. Idjuri Quell in Mirditenmundart ist baskisch iturri. Deri Schwein ist edur in baskischem Dialekt. Auch ri Ziege, lopa Kuh, mas Füllen, bere Schafe, kal Pferd (kol, kal im Brahui, kora, gora im Kaukasus, Südtibet, Drawida und in Gröden, Südtirol, gurre mittelhochdeutsch), vla [1]) Bruder sind anarisch. Das gleiche wird von djal Sohn, djek Feuer, dedi (dhethi) Meer, ui Wasser, bor Schnee (bus türkisch Eis, baskisch hor-ma, norwegisch brä Gletscher, vgl. Boreas) gelten.

Um von der albanischen Sprache eine Vorstellung zu geben, führe ich hier ein Gedicht an, das 1911 entstand. Darin ist gesagt, daß in Zukunft die Gemeinbürgschaft des Volkstums höher, heiliger, hehrer sein soll als die trennenden Gegensätze des Glaubens und der Lebensführung. Die zwei letzten Strophen lauten:

Tschonju, djelm, per nder t' athéut!
Shjona ma ne koh te flaschk
Nen bairak te Skenderbéut
Tosk e Gegh mblidhna baschk

Brift e hodsch baschku t' uroine
Krytschali edhe dintar
Din e fē mos t' na trasoine
Jemi vlasen Shkypetar.

[1]) Vgl. v. d. Velden, Ursprung der Indogermanen, Frankfurt a. M. 1912.

Zu deutsch:

> Auf, ihr Jungen, zur Ehre des Vaterlandes!
> Es ist keine Zeit mehr schwach zu sein.
> Unter dem Banner Skanderbegs
> Mögen sich Tosken und Geghen vereinen!
> Gemeinsam sollen Priester und Hodschas segnen
> Christen und Mohammedaner.
> Kreuz und Islam trennen uns nicht mehr,
> Wir sind Brüder, Skipetaren!

Das heutige Albanisch ist äußerst gemischt. Von 5140 Schlagworten, die Gustav Meyer in seinem etymologischen Wörterbuch verzeichnet, sind 1420 romanisch, 540 slawisch, 1180 türkisch, 840 neugriechisch, 400 urindogermanisch, 730 unbekannten (vermutlich anarischen) Ursprungs. Meyer erkennt 2263 Wurzeln als albanische Urworte an. Natürlich wechselt die Reinheit der Sprache von Gau zu Gau. Das beste, das klassische Albanisch finden meine Gewährsmänner in der Schala, im Herzen der nordalbanischen Alpen und in der benachbarten Landschaft Nikai.

Die Albaner sind wie die alten Deutschen. Der Skutariner Dichter Padre Georg Fishta sagt: es ist leichter, einen Sack voll Flöhe zu vereinen, als zwei Albaner eines Sinnes zu machen. Einige Male in der Geschichte der Jahrtausende sind allerdings die Bewohner Albaniens zu stattlichen einheimischen Reichen zusammengeschmiedet worden, unter Genthius und Königin Teuta im dritten vorchristlichen Jahrhundert, unter Skanderbeg im fünfzehnten und Ali Tepelenli im neunzehnten Jahrhundert; sonst war immer Gau gegen Gau, Sippe gegen Sippe, der gjaksor, der Mörder, gegen den Rächer, gegen die männlichen Verwandten des Ermordeten, kurz, die Hand aller gegen alle. Dazu kamen kulturelle Verschiedenheiten: an der Küste venezianische Bildung, dann eine Übergangszone, zuletzt wildeste, urtümlichste Urzustände im Hochgebirge, woran sich im Osten, nach dem Amselfelde zu, und in Djakowa (serbisch = Hochschule, von djak=Student)[1]) serbisch beeinflußte Gegenden schließen.

[1]) Nach albanischer Volksetymologie von djak, Blut (gjak geschrieben) = Mordstadt, wo viel Blut floß.

Sodann Glaubensverschiedenheiten: Islam, Rom, griechische Orthodoxie und Griechisch-Unierte. Früher verstand es die Zentralregierung in Stambul ganz prächtig, diese vielen Verschiedenheiten politisch auszunutzen: divide et impera. Aber schon 1878 entstand die albanische Liga (vgl. S. 105 ff.), eine nationalistische Bewegung, deren Hauptkraft sich gegen die Übergriffe Montenegros richtete. Eine neue Epoche brach mit der türkischen Revolution an. Seitdem ist das Gefühl der Gemeinbürgschaft gewachsen.

Die Albaner sind eifrige Spieler, wie die alten Deutschen. Sie lieben Hahnenkämpfe und setzen gern alles auf eine Karte. Sie haben Freude an sportlicher Betätigung, am Reiten, am Wettschießen, am Rodeln, am Bergsteigen. Nur die Liebe zum edlen Weidwerk ist nicht so sehr verbreitet, wie man wohl hätte erwarten sollen, nicht entfernt so verbreitet wie etwa in Oberbayern und Tirol. Freilich ist ja auch die Jagd nicht so ergiebig.

Den einen Erfolg hat die Hellenisierung gehabt, daß die Bevölkerung Südalbaniens weit gebildeter, weit weltläufiger ist als die von der großen Kultur abgeschlossene Bevölkerung des Nordens, bei der noch die Blutrache stark im Schwange und die auf einer dem deutschen Mittelalter oder gar Altertum ähnlichen Kulturstufe ist. Die Südalbaner in Prevesa, Santi Quaranta und Janina beherrschen nicht selten fünf, sechs Sprachen. Die Kenntnis des Italienischen ist besonders verbreitet, aber auch die des Französischen und Englischen nicht ganz selten. Auswanderung nach Amerika kommt vor. Einige sind in Asien und Ägypten gewesen. Viele sprechen Türkisch.

Der gesellschaftlichen Gliederung in Nordalbanien, bei den Bewohnern der Lurja, Schala und Dibra liegt noch die Stammesordnung zugrunde. Jeder Stamm ist ganz unabhängig von dem anderen und betrachtet ohne weiteres jeden Nachbarstamm als Feind. Eine Art Regierung wird durch die Ältesten ausgeübt, wohlhabende und angesehene Männer, die jedoch im Grunde nur raten können, keine ausübenden Rechte besitzen. Auch ist letzten Endes der Unterschied zwischen Armut und Wohlhabenheit nicht allzu groß, und ist er vorhanden, so

bringt er keine sonderliche Abweichung in Hausbau und Lebensgewohnheit. Höchstens, daß reichere Mohammedaner sich mehrere Frauen zulegen.

Der Handel ist in den Hochgebirgskantonen äußerst gering. Immerhin ist durch den Einfluß der Küstenstämme und der Eisenbahn von Saloniki nach Prizrend die reine Naturalwirtschaft beseitigt und die Geldwirtschaft eingeführt worden. Die Kenntnis der Außenwelt ist sehr beschränkt.

Eine Stufe höher stehen die Mirditen. Bei ihnen gibt es verschiedene Adelsgeschlechter. Sie haben ferner die Gewohnheit entwickelt, in Kriegszeiten einen Herzog als Anführer zu ernennen. Seit ungefähr einem Jahrhundert ist die Würde des Prenk, des Herzogs, erblich. Er residiert bei Kalmeti, halbwegs zwischen Skutari und der Stadt, wo Skanderbeg starb: Alessio. Die Blutrache ist hier in der Abnahme begriffen. Nur etwa 12 Prozent der Todesfälle können auf sie zurückgeführt werden, während der Hundertsatz bei den wilderen Stämmen bis 42 Prozent ist — oder richtiger war, denn die geschilderten Zustände beziehen sich auf die Zeit vor dem großen Kriege; heute bereits ist alles anders geworden.

Die Griechen in der Gegenwart.

Fallmerayer hat in seinen berühmten Fragmenten die Behauptung aufgestellt, daß die Griechen der Gegenwart mit den Zeitgenossen eines Themistokles und Perikles gar nichts zu tun hätten; es seien eigentlich Slawen und Albaner, die lediglich die griechische Sprache angenommen hätten, in ihrer Leibes- und Geistesart aber vollkommen nichthellenisch seien. Diese Ansicht hat viel Aufsehen erregt und eine Zeitlang Beifall gefunden. Noch in den letzten Jahren hat Fallmerayer eine Art von Wiedergeburt erlebt; auch ist er sicherlich ein geistvoller, kenntnisreicher Mann gewesen, dessen Schriften schon allein ihres lebendigen Stiles und ihrer anregenden Gedanken halber noch heute mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden können. Der

wanderlustige Tiroler — er war in Tschötsch bei Brixen geboren — verband Buchgelehrsamkeit sehr glücklich mit eigener Anschauung. Überall mischte er sich unter das Volk, weilte stundenlang auf den Basaren und in den Kaffeehäusern und lernte so von den Lippen der Leute Romäisch, d. i. Neugriechisch, Türkisch und Bulgarisch, wie etwas Albanisch. Trotz seiner unleugbaren Verdienste, die schließlich die Bayerische Akademie der Wissenschaften bewogen, Fallmerayer zu ihrem Mitglied zu ernennen, freilich erst recht spät (seiner Anerkennung stand nicht nur die Abneigung der Fachgelehrten, sondern auch seine Begeisterung für die Ereignisse des Jahres 1848 entgegen), muß doch seine Vermutung von der Rassenzusammensetzung der Neugriechen eingeschränkt werden. In Athen und Patras herrscht ein Rassenchaos. Große Städte sind aber niemals für ein Volk charakteristisch. Man denke an New York, von dessen Bewohnern die Yankee den geringsten Teil ausmachen, an Paris mit seinen zahlreichen Elsässern, Spaniern und Levantinern, seinen Rastaquouères und anderen Exoten. Um den reinen Hellenentyp zu finden, muß man auf das offene Land, muß man an die Peripherie, nach Thessalien und namentlich nach den Inseln gehen. Ich war einmal vierzehn Tage auf Lesbos und habe dort unter den Fischern herrliche Gestalten gesehen, die ohne weiteres aus der Werkstatt eines Praxiteles auf die Gasse geschlüpft sein konnten, Leute mit der klassischen griechischen Nase, die an der Wurzel keinen Einbug aufweist. Im übrigen lebe ich persönlich des Glaubens, daß dieser klassische Typus im Altertume gerade so selten war, wie er es in der Gegenwart ist. Es war ein Idealtypus, der keineswegs ein Abbild des Durchschnittes darstellte. Mitunter läßt denn auch die antike Porträtkunst die Maske fallen und meißelt individualistische Züge, die nichts weniger als den klassischen Nasenstrich aufweisen. Man nehme Sokrates, der mit seiner aufgestülpten Regennase und seinen massigen, vorspringenden Backenknochen an die Mongolen erinnert. Gerade in Athen habe ich bei den Handwerkern, besonders bei den Schustern, Gesichter gefunden, die dem Sokrates' zum Erstaunen ähnlich

waren. Daß der klassische Typus durchaus nicht dem gewöhnlichen zu entsprechen brauche, lehrt z. B. auch Japan. Dort gilt eine „hohe Nase" als schön, genau so wie bei uns, und wird deshalb von den Malern durchgängig verwandt, auch wo es gar nicht darauf ankommt, Helden oder Heldinnen darzustellen; in Wirklichkeit kann noch nicht einmal ein Zehntel der Bevölkerung sich einer Adlernase rühmen. Bei alledem ist nicht zu leugnen, daß Slawen und Albaner und auch Türken sich in griechischen Landen niedergelassen haben. Noch jetzt spricht ungefähr ein Zehntel der Gesamtbevölkerung des früheren Königreiches Hellas Albanisch, während reichlich ein anderes Zehntel zwar albanischen Blutes ist, jedoch seit Geschlechtern hellenisiert wurde. Außerdem dürfte lateinisches Blut, das ja zu zwei verschiedenen Zeiten, in der römischen und seit dem vierten Kreuzzuge, reichlich in die Balkanhalbinsel einströmte, bei der Zusammensetzung des Neugriechentums mitgewirkt haben [1]).

In einem hat Fallmerayer, der seine Gegner an Geist weit überragte, vollkommen recht: daß schon im achten Jahrhundert ganz Griechenland bis zum Kap Matapan von Slawen bewohnt war und daß selbst Sparta und die Hänge des Taygetos Hauptsitze slawischer Stämme wurden. Auch das wird man von ihm annehmen, daß es noch zu seiner Zeit, also um das Jahr 1840, so manche Gegenden gab, namentlich Attika selber, in denen Albanisch besser als Griechisch verstanden wurde. Man wird jedoch diese Barbarisierung Griechenlands nicht anders einzuschätzen haben als die langobardische Eroberung Italiens. Bis hinunter nach Benevent war Jahrhunderte hindurch die Apenninenhalbinsel eine Beute der Germanen; zuerst der Goten, dann der Langobarden, zuletzt der Franken und Staufer, die sogar Süditalien und Sizilien beherrschten, und noch in der Neuzeit bis vor einem halben Jahrhundert der Österreicher. Dennoch sind

---

[1]) Soyter (Internat. Monatsschrift, August 1913) sagt von der Sprache der Hellenen, daß sie stark vom Romanischen und seiner Grammatik beeinflußt sei.

die nordischen Elemente von der älteren Bevölkerung vollkommen aufgesogen, sind italianisiert worden, und kein Mensch wird von den Italienern als einem germanischen Volke reden. Griechenland ist zwar nicht so volkreich gewesen wie Italien und konnte auch sonst eindringenden Feinden nicht so viel Widerstand entgegensetzen wie Rom und Venedig, aber es ist der Gegner zuletzt ebenso Herr geworden, wie die Apenninenhalbinsel, und hat ebensoviel Gewinn davon gehabt. Denn durch das slawische und albanische Blut und später durch Lateiner und Türken ist das ausgemergelte Griechentum wieder gestärkt worden. Wenn auf der einen Seite, wie demselben Fallmerayer zu entnehmen, einige albanische Niederlassungen in Attika und sonst den Rebellen der achtzehnhundertzwanziger Jahre widerstrebten und geradezu die Türkenherrschaft zurückwünschten [1]), so ist auf der anderen Seite ebenso bekannt, daß der Erfolg der Freiheitskämpfe zu einem großen Teile albanischen Helden, den Hydrioten und anderen, zuzuschreiben ist.

Wie die alten Chinesen von den Hunnen und Tungusen, die Iranier von den Türken, die Italiener von den Germanen erneuert wurden, so haben die rauhen Albaner und Slawen Stahl in das Blut der alt gewordenen Hellenen getan. Rein griechisch sind nur die Tsakonen im Parnon, die Mainoten in der Maina und viele Inselleute. Das heutige Griechentum steht an Zahl weit hinter den Chinesen und Italienern und nicht minder hinter Deutschen und Slawen zurück; es stand aber auch hinter den Persern zurück und ihrem zahlreichen Anhang. Die geringe Zahl der Griechen — zusammen etwa sechs bis sieben Millionen [2]) — braucht die Griechen jedoch ebensowenig daran zu hindern, eine weltgeschichtliche Rolle selbst heute noch zu spielen wie die Juden. In der Tat sind die Hellenen das kommende Volk im ganzen Osten des Mittelmeeres.

Man unterscheidet im allgemeinen die Bewohner des Festlandes („Livadia") und des Peloponnes (der Morea). Es geht

[1]) Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient, 1845, Bd. II, S. 470.

[2]) Nach Heisenberg und Engel zehn Millionen.

ein rauher Zug durch den Charakter der Livadier, sie sind mehr als der Rest von Slawen und Albanern durchsetzt, wie auch von Wlachen und anderen Rassen. Die Südländer zeichnet eine heitere Lebensfreude aus. — Die Nordgriechen sind „ungesitteter, fremdenscheuer, geistig beschränkter und materiell genügsamer als der Peloponnesier. Tapfer sind wohl beide in gleich schätzenswertem Grade, doch ist die Tapferkeit beim Nordgriechen weit berechnender, ohne jene feurige Belebung, die aus dem Enthusiasmus entspringt. — Die Mainoten sind von den Türken niemals unterjocht worden; sie nahmen selbst in den schwersten Zeiten der Türkennot eine privilegierte Stellung ein, wie etwa die Montenegriner — kurz, der Festländer ist gewalttätiger, offensiver, der Peloponnesier mobiler, opferfreudiger. Der Festländer hält selbst in der kritischsten Lage stand und läßt sich schwer zu einer Übereilung verleiten, wenn er sich im Vorteile befindet; der Peloponnesier verliert leicht den Kopf, während anderseits sein leicht zu erweckender Enthusiasmus ihn zu ziel- und zwecklosen Taten fortreißt. Der Festländer weiß nichts von der geistreichen, lebensfreudigen, manierlichen und etwas leichtsinnigen Art, in der sich der Peloponnesier gefällt" [1]).

Man muß hier drittens noch die Inselgriechen unterscheiden. Der slawische Einschlag fehlt hier fast völlig. Die See macht frei! heißt ein altes Wort, und die Inselleute sind denn auch viel stolzer und selbstbewußter als ihre festländischen Brüder; doch sind sie ebenso lebhaft und impulsiv wie jene.

Bei allen Griechen ist das Familienleben äußerst schätzenswert. Noch herrscht patriarchalische Einfachheit und Hochschätzung der Familienbande; nur bei ganz wenigen, die entweder lange im Auslande lebten oder zu sehr im Getümmel Athens aufgehen, hat die Innigkeit des Familiengefühls abgenommen. Mittelpunkt des Hauses ist der Vater. Die Gattin nennt ihren Mann vor dem Gesinde ihren „Gebieter". Doch ist die neuzeitliche Frauenbewegung auch auf Griechenland nicht ohne Ein-

---

[1]) Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland, S. 217.

fluß geblieben; vorläufig jedoch ohne ihre Auswüchse. Man trifft mitunter Frauen, die fünf bis sechs Sprachen fertig reden, und in allen Künsten des Salons wohl Bescheid wissen. Nicht ganz erfreulich ist eine demagogische, turbulente Anlage, die an die Zeiten des Gerbers Kleons erinnern. Diese Eigenschaft ist bei Studenten, Literaten und auch bei jungen und nicht mehr ganz jungen Offizieren stark ausgeprägt. Die Masse geht eben auch bei den Griechen lediglich nach dem Erfolge. Wie in Deutschland Kaiser Wilhelm I. einst als Prinz sich den Unwillen des Volkes zugezogen hatte, so wurde vor einigen Jahren der griechische Kronprinz allerseits verdammt und aus dem Heere entfernt: jetzt ist er der Held und Abgott der Nation. Sein Name erweckt bei ihr die Erinnerung daran, daß ein Konstantin die jetzt größte Griechenstadt gründete und ein anderer Konstantin diese Stadt an die Türken verlor. Man verbindet damit weitgehende, mystische Hoffnungen.

Die Griechen Thessaliens weichen vom Gesamttyp am meisten ab. Es sind die Yankee von Hellas, stramme Grenzer und wetterharte Großbauern, mehr Männer der Tat als der Rede; höher gebaut, stärker und hellfarbiger in Haar und Auge als ihre Volksgenossen. Nicht minder weichen die Kreter, die Leute der Chalkidike und Kawalas, endlich die nur halb vergriechten Albaner ab. Auch unter den Inselleuten, die ja schon im Altertum sich in Äoler, Dorer und Jonier schieden, gibt es viele Verschiedenheiten, verwegene Seeräuber und weiche Krämer, faule Bäuche, wie die alten Kreter, und fleißige, erwerbsfrohe, gebildete Leute auf Samos und Lesbos. Schon deshalb, weil von Gau zu Gau der Typ sich ändert, weil wie einst die Art des Peloponnesiers der Art der Athener zuwider war und beide den Böotiern und Akarnanen, ist der Grundzug des Griechen ebenso schwer zu bestimmen wie des in Sachsen, Franken, Westfalen und Bayern zerklüfteten Deutschtums. Nicht einmal das eine kann man sagen, daß alle Griechen auf Geld ausschauen; manchmal, besonders wenn Gastfreundschaft in Frage kommt, ist das Gegenteil der Fall.

Einiges Licht werfen auf den Volkscharakter die einheimischen Sprichwörter[1]). Manche Distichen lassen sich mit unseren Schnaderhüpfeln vergleichen, unter denen viele einen kaufmännisch praktischen Blick fürs Leben bekunden:

Die vielen Kapitäne bringen das Schiff zum Sinken. — Zuviel „kyrie eleison“ wird sogar dem Priester zuwider. — Wer sich einmal am Gemüse gebrannt hat, bläst auch das Joghurt. — Mit deinem Verwandten iß und trink, aber fang kein Geschäft mit ihm an! — Sei nicht Schuldner bei einem Reichen, nicht Gläubiger bei einem Armen! — Ein Augenblick Geduld: zehn Jahre Ruhe. — Ein Wort zur rechten Zeit ist tausend Gulden wert.

In China überspannt das Mandarin alle Dialekte, bei uns das Hochdeutsch. Zwar hat es noch in jüngster Zeit nicht an Anregungen gefehlt, auch das Niederdeutsch zur Schriftsprache zu erheben, aber glücklicherweise sind die Anregungen ohne Erfolg geblieben. Die Griechen sind weder politisch noch sprachlich geeint. Noch tobt der Kampf zwischen Volks- und Gelehrtensprache. Psichari trat voll und ganz für die Volkssprache ein, die sich von ihrer Schwester mindestens so erheblich unterscheidet wie Deutsch von Dänisch. Ihm schloß sich Krumbacher an und schrieb ein eigenes Buch darüber. Man hat es dem Münchener Gelehrten verübelt, daß er in fremde Entwicklung eingreifen wollte. Ich glaube, daß er auch sachlich unrecht hat. Ich bin auf der Seite des Kreters Hadschidakis. Zwar sind ja laut dem Apostel alle

Κρῆτες ἀεὶ ψευσταί, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί

— daß die neuen Kreter andere Leute sind, zeigt außer Venizelos das kretische Gendarmeriekorps —, und Hadschidakis, der übrigens ausgezeichnet schreibt, hat letzthin seine Meinung etwas geändert und hat sich von den Allzugelehrten abgewandt. Allein, um die so sehr zersplitterten Hellenen, um Kreter, Kyprier, Samier, Athener, Thessalier und Phanarioten unter einen Hut zu bringen, dazu ist nur ein künstlicher Bau imstande. Man

---

[1]) Soyter, Wissenschaftl. Monatsschrift 1913, S. 1378.

soll sich nur klar machen, daß jede Schriftsprache etwas Künstliches hat. Weder Sanskrit noch das Literarjapanisch, weder Latein noch Schriftdeutsch sind der reine Widerhall eines bestimmten, lebenden Dialektes. Worauf aber alles ankommt, das ist das Auftauchen eines oder mehrerer großer Dichter, durch die dieses betreffende Kunstprodukt übermächtig verbreitet wird. Hier liegt der Hund begraben; denn daran fehlt es in Griechenland.

Es soll sich übrigens nur niemand betören lassen und sich einbilden, daß er, dank des Studiums Homers und Platons, das heutige Zeitungsgriechisch mühelos verstehe. Kaum die Hälfte!

Wir haben drei verschiedene Sprachweisen im heutigen Griechenland zu unterscheiden: die klassizierende, καθαρεύουσα; die gehobene Umgangs- und Zeitungssprache, δημώδης; die gewöhnliche Volkssprache, χυδαία (die besonders Mistriotis vertritt). Daneben sind noch zahlreiche Dialekte zu unterscheiden.

Die Rumänen.

Kaiser Trajan unterwarf 106 n. Chr. Dakien, die Länder an der unteren Donau. Von einigen werden die Rumänen auf die trajanische Zeit zurückgeführt, und es wird in der Tat berichtet, daß der Kaiser zahlreiche Militärkolonisten und andere Auswanderungslustige nach Dakien führte. Mehr Beifall hat aber die Meinung gewonnen, daß an der unteren Donau das Romanentum in den Stürmen der Völkerwanderung wieder vollkommen untergegangen ist und daß die heutigen Rumänen von einer lateinischen Bauernbevölkerung stammen, die am Westsaum der Balkanhalbinsel, westlich des Pindos und der dinarischen Kette ansässig war. Die Auswanderung von dort soll erst spät, jedenfalls erst nach 600 oder gar 800 erfolgt sein. Das Seltsame ist, daß eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch das rumänische Element vollkommen verschwunden war, um erst seit dem 13. Jahrhundert wieder Geltung zu erlangen. Die Frage ist trotz bedeutender Anstrengungen noch keineswegs geklärt. Einen halbwegs sicheren Anhaltspunkt bietet nur die

Sprache; deren Offenbarungen sind verblüffend. Denn es ergibt sich aus den Zählungen mit völliger Sicherheit, daß weit mehr als die Hälfte des rumänischen Wortschatzes auf slawische Wurzeln zurückgeht. Freilich kann auf der anderen Seite ebensowenig bezweifelt werden, daß der Grundcharakter der Sprache romanisch ist. Einen dritten, nicht unwesentlichen Bestandteil liefert das Skip, das Albanisch. Das wird gewöhnlich in der Weise erklärt, daß, vermutlich im späteren Mittelalter, die Rumänen mit Albanern in häufige Berührung kamen. Ich halte diese Erklärung für ganz verfehlt. Zum mindesten müßten die Leute, die solches glauben, an dem Ursprunge westlich des Pindos festhalten. Ich erachte jedoch die ganze Annahme für durchaus unnötig und glaube, daß es doch viel näher liegen müsse, die Berührungen des Rumänischen mit dem Albanischen auf die gemeinsame thrako-illyrische Unterschicht zurückzuführen. Die Massen der Daken und Geten, die an der unteren Donau saßen, waren eben mit den Vorfahren der Skipetaren verwandt, und recht viele dieser Masse werden in den Niederungen der Moldau und Wlachei auch nach den Erschütterungen der Völkerwanderung zurückgeblieben sein. Der einzige Unterschied in der beiderseitigen Entwicklung der Donauniederung und Illyriens besteht nur darin, daß im Nordosten die thrako-illyrischen Mundarten mehrere Jahrhunderte früher verschwanden als im Südwesten, wo sie durch hohe Berge geschützt waren.

Ehedem wurden Moldau und Walachei von vornehmen griechischen Geschlechtern, den Phanarioten, regiert; von ihnen sind noch so manche im Lande geblieben, darunter Nachfahren byzantinischer Kaiser, wie die Fürsten Kantakuzen. Heutzutage nehmen die Bojaren, die aus vielen Rassen stammen, aber meist einheimischen Blutes sind, den Vorrang in Anspruch. Sie stehen als Großgrundbesitzer den armen, unwissenden Bauern gegenüber. Die Masse der Bevölkerung lebt in schlechten, kleinen Hütten, denen unzulängliche Scheunen sich anschließen. Ställe sind nicht vorhanden; wie in Sibirien treiben sich Pferde und Rinder selbst in der grimmigsten Kälte nachts im Freien umher.

Das Volk stellt (mit Ausnahme Nordalbaniens) die meisten Analphabeten von Europa, nämlich 65 Prozent. Es ißt fast gar kein Fleisch und beobachtet nicht weniger als 189 Fastentage im Jahre. Meist nährt es sich von einem unansehnlichen Maisbrei. Im Sommer verzehrt es viel Obst, besonders Wassermelonen, deren Genuß freilich die Verbreitung der so häufigen Cholera fördern soll. Die schlechte Ernährung bedingt, daß die Landarbeiter nur geringe Ausdauer haben; doch sind sie zäh und bedürfnislos, sie schlafen auf der Diele oder unter einem Wagen. Härter ist die Rasse im Gebirge, wo einmal Natur und Klima, dann Wölfe und Bären an die Widerstandsfähigkeit des Menschen die größten Anforderungen stellen und so einen rauhen Typus emporzüchten. Die größte Frage der rumänischen Politik stellt die Landfrage dar. Im Jahre 1907 kam es zu schweren Bauernunruhen. Zu einem Dorfe kam damals der Gutsbesitzer, der als menschenfreundlicher Herr bekannt war, sorgte für alles und erkundigte sich über alles. Als er nun sich wieder zur Abreise anschickte, da forschte er: Habt ihr dies und jenes richtig bekommen, ist euch keine Unbill widerfahren? Auf jede Frage erhielt er eine befriedigende Antwort. Trotzdem schien es ihm, als ob den Bauern noch etwas in der Kehle steckte, als ob sie noch auf etwas harrten. Da fragte er zuletzt: Wünscht ihr sonst noch etwas? Und die Bauern gaben die einfache, bündige Antwort: das Land! Sie wollten selber die Eigner des Bodens werden. Über die Vorteile und Nachteile von Latifundien zu sprechen, ist hier nicht der Platz; nur das eine möchte ich hervorheben, daß im Grunde die Verhältnisse in Rumänien gar nicht so schlecht liegen. Denn von dem gesamten Boden besitzen die Kleinbauern immerhin drei Viertel. Übrigens wurde schon im Jahre 1864 die Leibeigenschaft aufgehoben; freilich dauert sie in manchen kleinen und großen Zügen noch fort. Namentlich wird die Pacht von den Bauern, die entweder gar kein oder zu wenig Land haben und die deshalb noch solches von den Großgrundbesitzern übernehmen, nicht in Geld, sondern durch gewisse Arbeitsleistungen bezahlt, die

man beinahe als Frondienst bezeichnen kann. Die großen Herren leben meist, wie die Absenteelords in Irland, fern von ihren Besitztümern und vergeuden nicht selten ihre riesigen Einkünfte in Bukarest, Paris und Montecarlo. Als Großpächter bieten sich in der Regel Juden an, die dann ihrerseits Unterpächter anstellen und den Gewinn einsacken. Auf die Unterpächter fällt die ganze Last und Sorge, und sie haben oft keine geringe Mühe, um ihren Lebensunterhalt herauszuwirtschaften. Wenn es nun den Bauern schlecht geht, so richtet sich ihr Haß zumeist gegen die Juden.

Im ganzen beherbergt Rumänien an die dreihunderttausend Juden, die jedoch unter dem Fremdengesetz stehen, d. h. sie haben alle Pflichten und genießen Schutz, besitzen aber nicht die Rechte der Vollbürger. Unter dem gleichen Gesetz stehen die Zigeuner, deren Zahl neunzigtausend beträgt, und die Türken und Tartaren, von denen auch in der neuen Ära viele noch im Lande zurückgeblieben sind. Die Gesamtbevölkerung Rumäniens beläuft sich gegenwärtig auf 7¾ Millionen. Darunter sind fünfunddreißig- bis vierzigtausend Deutsche. Das ist eine recht erkleckliche Zahl, die von keinem anderen Balkanstaate auch nur entfernt erreicht wird. Von anderen Fremden sind noch Bulgaren zu nennen; sie treiben sich meist als Wandergärtner und Hausierer herum. Ferner Griechen, die meist nicht auf die Zeit der Phanarioten zurückgehen, sondern wohl erst im letzten Menschenalter eingewandert sind, wie ja auch die große Ausbreitung der Griechen in Syrien, Ägypten, Abessinien und Deutsch-Ostafrika erst der jüngsten Zeit angehört. Die Griechen verdienen sich ihr Brot als Krämer, Wirte, wie als Klein- und Großkaufleute. Die Zigeuner sind Maurer, Zimmerleute und Schmiede; endlich wie überall Musikanten. Die Juden wirken als Handwerker, Krämer und Schankwirte.

Die Zahl der Rumänen wird im heutigen Königreiche schätzungsweise 6½, höchstens 6,6 Millionen betragen. Dazu stoßen 3 Millionen in Ungarn, 275000 in Österreich, 1,2 Millionen in Rußland und ½ (¾ ?) Million auf dem Balkan außer-

halb des Königreichs. So schwillt die Gesamtziffer der Rumänen (und Kutzowlachen) auf 11½ Millionen an.

In letzter Zeit hat sich das Selbstbewußtsein der Rumänen dermaßen gehoben, daß sie augenblicklich geradezu als das maßgebende Volk auf dem Balkan zu gelten haben.

Die Rumänen sind die zäheste Rasse der Erde, selbst die Kinder Israels nicht ausgenommen. Juden gab es immer, aber die Rumänen waren, wie schon erwähnt, acht bis neun Jahrhunderte verschwunden. So völlig verschwunden wie gewisse Bäche im schwäbischen Jura und im Karst, die meilenlang unterirdisch fließen. Plötzlich aber, im 13. Jahrhundert, tauchten die Rumänen wieder auf, und diesmal blieben sie. Seitdem haben sie um sich gegriffen wie eine große Wasserflut, eine schier uferlose Überschwemmung bildend. Sie leben, außer unter eigener, unter nicht weniger als fünf fremden Flaggen, aber kein Herrenvolk ist imstande gewesen, sie zu Boden zu drücken. Im Gegenteil: sie drücken auf ihre Herren. Das haben vor allen Dingen die Madjaren gemerkt; dann haben es auch die Russen und die Südslawen spüren müssen. Im Sommer 1913 sind dem rumänischen Heere an 4000 bewaffnete Volksgenossen aus Ungarn zu Hilfe geeilt. Die Rumänen haben sich lange von den Madjaren an die Wand drücken lassen, aber endlich — seit Anfang dieses Jahrhunderts — haben sie sich aufgerafft und beschlossen, selber angreifend vorzugehen. Leider sind von dem Angriffe auch wir Deutschen betroffen, denn es hat bereits eine leise Rumänisierung der Siebenbürger Sachsen begonnen. Ebensowenig sind die Russen imstande gewesen, die Rumänen in Bessarabien zu verrussen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Volksgenossen des unabhängigen Königreiches ist so rege wie noch nie. Und der Wunsch nach einer Wiedervereinigung ist brennend geblieben. Nicht minder haben die Bulgaren am eigenen Leibe die zähe Wühlertätigkeit der Rumänen und ihrer Vettern, der Kutzowlachen, zu spüren.

Was bisher nur einzelne Kenner wußten, haben die Ereignisse der letzten Jahre auch größeren Kreisen offenbart, daß

nämlich in des Balkans tiefsten Gründen ein Volk haust, an sechshunderttausend Köpfe stark, das eine Verwandtschaft mit den Rumänen beanspruchen darf. Es sind die Aromunen oder Kutzowlachen, gelegentlich Zinzaren benannt, wiewohl diese letztere Bezeichnung auch manchmal für Zigeuner angewandt wird. Dies Völkchen der Aromunen haust an den Hängen des Pindos, in Albanien, in Thessalien und in Südmazedonien. Es ist also recht weit von der Donau, weit von den rumänischen Vettern entfernt. Aber ganz Bulgarien ist schon von Aromunen sowohl als auch Rumänen, die als Krämer und Handwerker sich ihr Brot verdienen, durchsetzt. Gleichermaßen ist der Süden Serbiens von vielen Kutzowlachen bewohnt. Das erste serbische Kavallerieregiment, das in Üsküb einritt, hat lediglich aus Kutzowlachen bestanden. Angesichts der Tatsache, daß das rumänische Element wie fressendes Feuer um sich greift, ist sehr wohl für die Zukunft die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß die Rumänen auch territorial noch einmal über die Südslawen die Oberhand gewinnen.

Den Rumänen ist in dem Gebiete östlich einer Linie, die von Siebenbürgen nach Adrianopel geht, ein entscheidender volklicher Sieg zu prophezeien.

Südslawen.

Die balkanischen Südslawen sind mit 7½ Millionen oder, falls die Bosnier, Herzegowiner und Dalmatiner mitgerechnet werden, mit 10 Millionen einzusetzen.

Ursprünglich gibt es nur zwei große Zweige der Südslawen: Serben und Slowenen; dann könnten allenfalls die Mazedonier als eigener Stamm gelten. Durch Mischung der Slowenen mit einem anarischen Volk entstanden die Bulgaren. Andere Zweige sind nicht vorhanden, denn alle die vielen abweichenden Namen, als da sind: Kroaten, Uskoken, Tschitschen[1]), Herzegowzen, Bosniaken und Zrnagorzen wie Morlakken sind nur

[1]) Tschetschenen, lesgisches Volk im Nordosten des Kaukasus.

örtlich bestimmte Teile der Serben, während Sawrinen[1]) und Werschinen zu den Slowenen gehören. Bei weitem am stärksten an Zahl sind die Serben; es sind ihrer insgesamt 9,6 Millionen, davon über die Hälfte auf dem Balkan, die Brüder in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina mitgerechnet; auf dem Balkan bis zur bosnischen Grenze leben nur etwa 3,8 Millionen. Die Bulgaren können im Königreich mit 3,2 Millionen angenommen werden, zusammen mit den Mazedoniern 4 Millionen.

Die Slawen des Balkans werden politisch von Rumänen und Griechen, wie Albanern und Türken in Schach gehalten, und zahlenmäßig machen sie weit weniger als die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus. Infolge des gewaltigen Rückhaltes aber, den sie an der gesamten Slawenwelt haben, stellen sie doch gegenwärtig einen sehr wichtigen Faktor dar. Ich will nicht sagen, den zukunftreichsten; denn es ist zwar möglich, daß die Südslawen in Zukunft noch weiter an Macht und Ausdehnung gewinnen werden, aber es ist keineswegs sicher.

Wann sind die Slawen zum erstenmal auf der Weltenbühne erschienen? Gewöhnlich werden ihre Anfänge bis in die Zeit des Ptolemäus, bis ins zweite Jahrhundert zurückgeschraubt, von einzelnen Übereifrigen abgesehen, die schon im ersten, ja sogar im zweiten vorchristlichen Jahrhundert slawische Spuren allerorten auffinden wollen. Das Hauptbeweisstück für das Auftauchen in ptolemäischer Zeit liefert die Erwähnung des Stammes der Veneter; in ihnen wollen nämlich die Forscher die Winden oder Wenden sehen, das ist ein Hauptname für alle Slawen. Ich halte jedoch diese Beweisführung für äußerst anfechtbar. Die Veneter der Weichsel werden ebensowohl wie Vindeliker, die Vindobona oder Wien gründeten, wie die Anwohner des großen Venedigers und des Lacus Venetus, der Lagune von Venedig und wie ferner des Mons Vindius in den Pyrenäen, wie endlich die Besiedler der Vendée den Kaukasusstämmen verwandte Veneter gewesen sein. Diese Urschicht, die zu den Illyriern ge-

---

[1]) Sabir, Kernstamm der Hunnen.

hörte, wurde dann später teils romanisiert, teils germanisiert, teils slawisiert. Man erinnere sich daran, daß die doch gut germanischen Briten sich nach einem, jetzt völlig aufgesogenen vorgermanischen und höchst wahrscheinlich vorarischen Stamme benannt haben. Das ist eine Lehre, die ich schon seit zehn Jahren verfechte und die neuerdings auch andere, wie Kossinna und Karl Felix Wolff, allerdings unabhängig von mir, angenommen haben. Ist die Lehre richtig, so müssen die ptolemäischen Namen für die Anfänge der Slawen ausscheiden. Es ist ja nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar so gut wie gewiß, daß in der Zeit des Ptolemäus und schon längst vorher Slawen östlich der Weichsel hausten, nur kann man es eben nicht beweisen. Dort vermutlich haben die Urslawen die starken germanischen Einwirkungen erlitten, die unsere Philologen in den Worten und Gedanken heutiger Slawen noch antreffen. Auf festeren Boden treten wir erst seit Attila. Ihm folgten auf seinen Heerzügen Slawen als Troßknechte. Ganz sicher kann man aber auch dies nicht einmal dartun. Dem Heere Attilas folgend, gerieten, so nahm Karl Hron wohl mit Recht an, die Vorfahren der heutigen Mazedonen nach ihrer neuen Heimat. Sie stellen einen selbständigen Zweig der Slawen dar, dessen Eigentümlichkeit allerdings heutzutage stark verwischt ist. Neue Scharen der Slawen fluteten nach der Balkanhalbinsel unter dem Schutze der Awaren. Man muß damalige Kriegszüge etwa mit neuzeitlichen Kolonialexpeditionen vergleichen. Da ist eine Schar von Suaheli und Sudanesen, schwarzen Kriegern, die von englischen oder deutschen oder belgischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt werden. Die so geleiteten Scharen durchziehen und unterwerfen ganz Mittelafrika. Ähnlich führen Abteilungen der Sikh und Gurkha, die entweder Briten oder aber einheimischen Offizieren gehorchen, und daneben noch Kompanien europäischer Soldaten die Befehle des Londoner Kabinetts in Tibet, Belutschistan, Persien und China aus. Die Slawen wurden als Hörige, als Pferdeknechte und Holzsammler für die Lagerfeuer, als Packer, Köche und Träger mitgenommen, bestenfalls als Schild-

knappen. Derartige Elemente werden an der Beute beteiligt, gehen bereits aus eigenem Antrieb auf Beute aus. Von den Herren nicht allzu scharf beaufsichtigt, namentlich wenn es sich um große Schwärme handelt, zumal in unruhiger Zeit, geraten sie leicht den Befehlshabern aus dem Auge. Auch kam es ja vor, daß das Glück gegen die kriegsmächtigen Herren ging; dann wurden die einstigen Hörigen und Sklaven einfach ihrem Schicksal überlassen, sie mußten sich durchfechten, wie es eben ging, und fühlten sich Manns genug, ihr eigenes Schicksal zu schmieden. In der Weise muß man sich die slawische Südwanderung vorstellen. Sie erfolgte jedenfalls, noch bevor die Awaren von der Höhe ihrer Macht herabgesunken waren. Im Einzelverlauf konnte nun zweierlei eintreten. Einige Horden zogen, der Überwachung ledig geworden, nach eigener Willkür kreuz und quer unter selbstgewählten Führern oder ganz ohne Führung durch die Donauländer und den Peloponnes und gelangten sogar auf die Inseln des Archipels. Andere Haufen fielen sehr bald unter das Gebot neuer Gewaltherren, fremder Kondottiere, die sich von dem Kakhan der Awaren und seinen Helden abgezweigt hatten und auf der Spitze ihres Schwertes eigene Herrschaften zu erringen trachteten. Auf diese Weise ist zum mindesten das Reich der Bulgaren gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts unter Kubrat oder Kobrat entstanden. Von seinem Namen sind zwar die Kroaten, einheimisch Chrwat, herzuleiten, allein ich wiederhole, ein ethnischer Name füllt sich stets mit wechselndem Gehalt, wie ja die Franzosen auf die Franken zurückgehen. Kubrat und die Seinigen eroberten den Norden der Balkanhalbinsel und dehnten ihre Raubzüge weit nach Süden hin aus. Umstritten ist die Herkunft des serbischen Führerstammes. Gumplowicz hält sie sonderbarerweise für Germanen, oder noch näher bezeichnet für Goten. Es darf jedoch daran erinnert werden, daß ein Stamm der Serbi von Plinius an die Nordhänge des Kaukasus versetzt wird. Es wäre mithin denkbar, in den Serben Verwandte der Osseten oder der Tschetschenen zu erblicken. Überhaupt haben damals die kriegslustigen Völker des Kaukasus eine Rolle gespielt,

die in unseren gangbaren Werken viel zu wenig hervortritt. Zu ihnen rechne ich die Anten, die im fünften Jahrhundert n. Chr. den größten Teil Osteuropas sich botmäßig machten; Andi heißt noch heute ein scharf umrissener, eine eigene, wundersame Sprache redender Stamm im Daghestan. Es kann gar keine Rede davon sein, in den Anten, wie das stets geschieht, ursprünglich Slawen zu sehen. Gleichermaßen ist das maßgebende Element der Böhmen vom Kaukasus gekommen, nämlich die Tscherkessen, die kurz nach 800 zum erstenmal in den Chroniken auftauchen. Es sind die Zygoi oder Zingoi, Zigchoi, ein Teilstamm der Tscherkessen, die sich selber, wie bei den Jazygen schon erwähnt, Jazuche nennen. Der Leser möge dieses krause, wirklich „böhmisch" anmutende Wirrsal von Namen verzeihen; aber es handelt sich hier um eine Umwälzung früherer Vorstellungen, um Theorien, durch deren Annahme unser Bild von der Entwicklung Osteuropas nicht unwesentlich verändert wird. Hierzu paßt es, daß schon längst die brachykephale (kurzköpfige) Schlachta der Polen, deren einheimischer Name Lechen lautet, auf die Leges, die Laken des Daghestans, bezogen wurde.

Die Bulgaren gelten für Altaier.

Man kann nicht genug betonen, wie außerordentlich unsicher alle derartigen Annahmen seien. Für die altaische, geschweige denn für eine finnische Art der Bulgaren ist nicht der Schatten eines Beweises erbracht worden. Im Gegenteil! Die Sprache der Bulgaren, von der in einigen alten Inschriften des neunten Jahrhunderts einige, wenn auch überaus spärliche Proben vorliegen, ist bis heute überhaupt nicht zu deuten, kein Mensch versteht die Inschriften; infolgedessen ist die Sprache auch nicht finnisch, denn dann wäre den Philologen schon längst eine Übersetzung gelungen. Die Bulgaren, die in arabischen und armenischen Schriftstellern Burgan [1]) oder Burgar heißen, saßen früher am Kuban, dem Hauptflusse der Ebenen nördlich vom Kaukasus.

---

[1]) Burgun-dur war ein Stamm der Hunnen; Bruch heißen keltisch die Basken; Virk sind Georgier; Barke ist ein alter Name für Thrazien; Barcani waren ein parthisches Volk.

Ein Teil ergoß sich von hier nach der Wolga, ein anderer Teil nach dem Abendlande, nach der Donau. Wenn man erwägt, daß die Überlieferung von einem Zusammenhang mit Attila weiß, und ferner erwägt, daß die Awaren sicherlich mit den Stämmen des Daghestans verwandt waren, wo noch jetzt sechshundertfünfzigtausend Awaren wohnen, so wird man den Ursprung der Bulgaren in einer ganz anderen Richtung zu suchen haben als bei den Altaiern. Aber auch nicht ohne weiteres im Kaukasus. Denn auch er liefert für jene nicht deutbaren Inschriften vorläufig keinen Schlüssel. So möchte ich denn glauben, daß die Bulgaren zwischen den Völkern des Daghestans und den völlig isolierten Baltistans und schließlich den Jenisseiern (die nicht altaiischer Rasse sind) eine Zwitterstellung einnahmen. Keineswegs ausgeschlossen ist dabei, ja sogar wahrscheinlich, daß thrazische Reste, die sich, genau wie bei den Albanern, durch alle Stürme der Völkerwanderung hindurchgerettet hatten, und tscherkessische [1]) ebenfalls zur Bildung der altbulgarischen Sprache beitrugen. Eine Eigentümlichkeit hat diese alte Sprache mit dem heutigen Albanischen und Rumänischen, wie dem Baskischen gemeinsam, nämlich die Hintanstellung des Artikels. Der Titel altbulgarischer Priester, Boko-labras, weist nach Kleinasien und Kreta, wo ein Gott Labraundos verehrt wurde, wie nach dem Elbrus und Elburz, dem Götterberg. Bei den Bulgaren taucht zuerst der Titel „Zar" auf. Gewöhnlich als Caesar gedeutet. Vermutlich jedoch der Sir, Saro der Hetiter, der Sar, Fürst der Assyrer, und ganz ursprünglich der Mondgott Sumirs.

Im ganzen Mittelalter hatten die Griechen einen großen Einfluß auf die Südslawen, sie gaben ihnen Religion, Alphabet, Kunst und Verwaltung. Vielfach strömte albanisches Blut ein, besonders in Montenegro. Erst in der Gegenwart kommt die Eigenart der Rasse wieder zur Geltung. Diese Eigenart zu kennzeichnen, ist übrigens gar nicht leicht. Jedenfalls ist die bulgarische der griechischen entgegengesetzt, keine Spur von Leicht-

---

[1]) Unter Krum besetzten die Bulgaren das Gebiet der Theiß, ausgerechnet den Strich, wo zuletzt die Jazygen (Tscherkessen) wohnten.

sinn, aber dafür jähe Leidenschaft, die noch schlimmer wirken kann. Wenig Anmut, viel Nüchternheit, Zähigkeit, unverdrossene Arbeitslust, und vor allem: Kraft!

Bei den Serben ist der Rassentyp ungemein wandelbar. Die Montenegriner sind weit höher gebaut, sie sind sehniger, ausdauernder, knochiger als die Serben des Königreichs und ihre Nasen sind schmäler.

Im Königreich sind die Bewohner des Ostens und Südens rassiger als die von Belgrad. Am wildesten sind die Leute der Schumadja. Je weiter nach Westen, desto höher der Wuchs. Die schönsten Serben sind in Dalmatien[1]), Männer wie Frauen.

Härter aber als die Serben sind die Nordalbaner. Als Krieger und auch als Kaufleute setzen sie sich ihrem Feinde gegenüber durch, selbst den Montenegrinern gegenüber, die nur durch die zielbewußte Macht eines einheitlich geleiteten Staates überlegen sind.

Die Verschiedenheit zwischen Kroaten und Serben beruht auf äußeren Dingen: auf Religion und Schrift. Die Kroaten sind römische Katholiken und schreiben das lateinische Alphabet; die Serben sind griechisch-orthodox und bedienen sich der cyrillischen Lettern. In der ganzen Slawenwelt ist die Religion so eng mit der Nationalität verbunden, daß fast nur danach gerechnet wird. Der Ruthene in Galizien nennt sich einen Polen, wenn er zur katholischen Kirche übertritt, und der Protestant heißt Deutscher, auch wenn er Pole ist. In gleicher Weise betrachten sich die serbokroatischen Mohammedaner in Bosnien und der Herzegowina als Türken. In Ungarn nennen sich die katholischen Serben Bunjewazen und Schokazen. Erstere unterscheiden sich von den letzteren nicht nur durch die Kleidung, sondern auch dadurch, daß sie schöner und aufgeweckter sind. Sie sind ausschließlich Ackerbauer und nach ihrer Überlieferung aus Dalmatien eingewandert. Weder sie noch die Schokazen verheiraten sich mit orthodoxen Serben.

[1]) Ich glaube, daß in Dalmatien außer kaukasischen Nuba-Elemente vertreten sind (vgl. meinen Aufsatz im „Tag", Oktober 1913).

In den Städten Südungarns unterscheiden sich die Serben in Lebensweise und Gebräuchen nicht mehr wesentlich von den Madjaren und Deutschen. Auch der Küstenserbe hat als Kaufmann und Seemann so manche nationale Sitte verlernt. Doch in den Hochländern hat sich die Väterweise noch besser bewahrt. Es war ja auch den auf unnahbarer Höhe wohnenden Montenegrinern leichter, ihre Selbständigkeit zu erhalten; der stete Kampf ließ keine höhere Kultur zur Blüte gelangen. Montenegriner und die ihnen verwandten Stämme, als da sind Morlaken (im südlichen Dalmatien), Bokkesen (um Cattaro), Kriwoschi (um Risano) und andere unterschieden sich in bezug auf Grausamkeit nur wenig von ihren türkischen Nachbarn. Die Anwohner der Narenta und um Klek stehen selbst in Dalmatien nicht im besten Rufe. Sogar Mangel an Gastfreundschaft wird ihnen vorgeworfen; ihre Bildung steht auf niedrigster Stufe, und in manchen Teilen wissen die Leute nicht, was ein Bett ist. Ähnliche Zustände herrschen bei den Zupanern und Pastrowitschi.

Alle diese Süddalmatiner sind griechisch-orthodox; was nicht hindert, daß sie den stärksten Beitrag zu den „Haiduken“ oder Räubern liefern. Die grenzenlose Armut des Bodens unterstützt den Diebessinn; Hang zum Müßiggang, Blutrache und Aberglauben, genährt von einer unwissenden Geistlichkeit, sind das mächtigste Hindernis zum Aufkommen einer höheren Kultur. Dagegen ist ihnen Mut und Entschlossenheit nachzurühmen; des Knaben höchster Ehrgeiz ist, eine Pistole im Gürtel zu haben und dem finsteren Vater auf seinen Wegen die Flinte nachtragen zu dürfen. In den Gegenden zählt man allgemein nach Puki (Gewehren); wer nicht mehr zu kämpfen fähig ist, muß zu Hause bleiben wie ein Weib. Für „jungen Mann“ und „Held“ gibt es nur ein Wort, „Junak“. Mit dem krummen Handschar wurden dem Feind Nasen und Ohren abgeschnitten, und vor nicht zu langen Jahren konnte man noch über dem Herdfeuer getrocknete Türkenköpfe hängen sehen, deren Zahl zu vermehren der besondere Stolz jeder Generation war. Die Stellung des Weibes ist sehr untergeordnet. Ein befreundeter

Arzt erzählt von einer Schwergeburt, die er in einem Stalle einleiten mußte; der schwer leidenden Frau wurde kein anderer Platz dazu eingeräumt. Sitte und Sittlichkeit stehen aber hoch bei den Tschitschen; ebenso ist die wilde Morlakin von seltener Sprödigkeit. Lockerer sind die Serben. Groß sind die Laster der Habsucht, Bestechlichkeit und des Aberglaubens. Auf der guten Seite sind wieder zu nennen Ausdauer, Nüchternheit und willige Unterordnung unter Befehl; nicht minder Treue, zum Beispiel hält der Serbokroate streng seinen Schwur und achtet die Verträge. Ihm ist die Gastfreundschaft heilig, auch wenn man sich draußen feindlich gegenübersteht. Opfermut und Pietät herrschen in der Familie. Eltern- und Geschwisterliebe gelten vielleicht beim Serben mehr als bei allen übrigen Slawen. Ihr entquillt die eigentümliche Wahlverschwisterung zwischen Mädchen oder Männern je untereinander, sodann zwischen Mann und Mädchen.

Unstreitig sind die Serbokroaten der geistig bedeutendste südslawische Volksstamm und ungemein phantasiereich. Die Volkspoesie enthält kostbare Perlen, besonders in Heldenliedern. Das wandernde Volkssängertum, das die Helden der Vergangenheit preist, ist im Schwange, dazu die Kunst der Volkserzähler, die der horchenden Menge alte Sagen und Märchen überliefern, und in ihr Nationalbewußtsein, Nationalstolz und Haß gegen den türkischen Erbfeind wach erhalten. Der Drang zur Arbeit ist dagegen nicht groß; auch der Zrnagorze hat wenig Ausdauer und beschäftigt sich lieber mit der Viehzucht, als mit dem ungleich mehr Arbeit erfordernden Ackerbau. Serbische Schweinezucht ist besonders berühmt und liefert den Hauptreichtum des Landes. Kleidung, Geräte und Wohnung sind auf dem Lande recht einfach. Die Dörfer bestehen durchgehends aus kleinen einstöckigen Häusern aus Lehm und Flechtwerk, ohne Rauchfang und Glasscheiben, die durch geöltes Papier ersetzt werden. Zu den wenigen dürftigen Räumen kommt noch ein Schuppen zur Aufbewahrung der Maisernte. Die Straßen sind schlecht; Schmutz überall in Dorf und Stadt. Die dünn gesäte Bevölkerung spürt aber den Kampf ums Dasein noch nicht; der Lebensbedarf der Familie

erwächst aus dem eigenen Grund und Boden; außerdem herrscht große Bedürfnislosigkeit. Industrie fehlt; selbst die Hausindustrie, die in Kroatien schon gut entwickelt ist, zeigt noch geringe Ansätze.

Um den Charakter der Bulgaren zu verstehen, meint Hellwald, dem wir vielfach hier folgen [1]), müßte man des großen Druckes gedenken, welcher auf ihnen nach Vernichtung des byzantinischen Reiches lastete. Sie wurden in der Tat von den osmanischen Sultanen systematisch ausgesogen, und der geistige Druck von seiten des griechischen Patriarchen in Konstantinopel tat das übrige, sie zu dem zu machen, was sie heute sind. Unter der vier Jahrhunderte langen Paschawirtschaft voll Willkür, Grausamkeit und Unmenschlichkeit konnten sie nichts Gutes lernen und sie vergaßen fast, daß sie früher unter eigenen Zaren und Patriarchen ein freies Kulturleben führten. Erst langsam kommt es ihnen wieder zum Bewußtsein, und sie haben noch viel zu überwinden an früheren grausamen Gewohnheiten, um der Kultur frei entgegentreten zu können. Zu lange waren sie unter dem Banne der Türken, die in ihnen nur die rechtlosen Rajah sahen. Es wäre nie so schlimm gekommen, wenn zur weltlichen nicht auch die geistige Knechtschaft getreten wäre.

Der griechische Klerus verkaufte einst die Kirchenämter, und griechische Kaufleute feilschten um die erledigten Bischofsstühle Bulgariens und sogen das Land aus, wenn sie in dem Besitz der Pfründen waren. Aus dem Fanar, dem griechischen Stadtviertel Konstantinopels, in dem sich die faulen Reste verderbten Byzantinertums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählten, gingen diese Bischöfe hervor, die eine Geißel des Landes wurden. Sie verpachteten wieder ihrerseits, um zu dem an die Patriarchen bezahlten Verkaufspreise zu kommen, die Popenstellen. Dabei kam in diese Ämter ein Klerus, dessen Unwissenheit aller Beschreibung spottet. Oft kaum des Lesens kundig, unterschieden sich diese Popen in nichts von den Bauern, als durch ihren Dünkel. Die höhere Geistlichkeit strebte danach, Bulgarien nach

---

[1]) Hellwald, Die Welt der Slawen.

Kräften zu hellenisieren. Dies erreichte zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Im gebildeten Europa hatte man sich bis jetzt wenig um die Bulgaren gekümmert. Erst Felix Kanitz in Wien erschloß durch lange mühevolle Reisen die wissenschaftliche Kenntnis des Balkans. Nicht nur, daß er das unbeachtet gebliebene Volk mit seinen hellen und dunklen Eigenschaften ans Licht zog, der verdiente Forscher wies auch nach, daß auf der Südseite des Balkans, in Ostrumelien und darüber hinaus, Bulgaren in großen Mengen ansässig waren. Zu den Bulgaren gehören auch die Pomaken, nämlich mohammedanische Bulgaren, deren Voreltern, dem Drucke der Verhältnisse weichend, das Christentum mit dem Islam vertauschten, im Wesen aber sich gleich blieben. Diese moslemischen Pomaci — angeblich Helfer der Türken, von Pomotschi (helfen) genannt [1]) — behielten neben der türkischen nicht nur ihre slawische Sprache, sondern blieben auch in den Sitten ihren christlichen Ahnen treu. Im Gegensatz zum serbischen Moslem ist ihnen Religionshaß fremd. Sie leben aber abgeschlossen und gegen die christlichen Bulgaren unzugänglich. Seit die Bulgaren ins politische Leben getreten sind, haben die Urteile über sie sich gemildert, wenn auch nach dem letzten Krieg die Stimmung wieder sehr gegen sie ist. Über ihr Familienleben ist zu sagen, daß es reich und fröhlich ist; Eltern- und Geschwisterliebe ist stark, und die Stellung der Frau ist erheblich besser als bei den Serbokroaten, wenn auch das Volkslied nur das geliebte Mädchen, nicht das bulgarische Weib feiert. Auf die Ehrenhaftigkeit des Mädchens wird strenge gehalten; die Frau sieht man fast niemals, besonders in Gegenden mit türkischer Bevölkerung.

In Bulgarien herrscht allgemeine Gleichheit der Stände. Adel gibt es so wenig als Grundbesitz. Bildung und Kenntnisse stehen in den ersten Anfängen. Es gibt wenig Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte, Priester und Mönche um so mehr. Alles in allem ein Zustand wie zur Zeit Karls des Großen in

[1]) Volksetymologie, der Name kommt vom thrazischen Ortsnamen Poma (vgl. das albanische Pomian).

Deutschland. Die Gebildeten wachsen indessen rasch an Zahl, da die Bulgaren intelligent sind und rasches Auffassungsvermögen besitzen. Von 1876 an gibt es Schulen in den Dörfern, und jetzt kann unter den jüngeren Bulgaren eine große Zahl lesen und schreiben. König Ferdinand trug auch viel dazu bei, seinem Volke die Kultur zu erschließen, und die Königin Eleonore nahm sich besonders des Sanitätswesens an, was im letzten Balkankriege seine guten Früchte trug.

Durch die Bestrebungen ihrer Herrscher, die Schulen, ein Schrifttum und sogar eine Presse ins Leben rufen und ausländisches Kapital ins Land kommen zu lassen, dazu die Vielen, die auf ausländischen Schulen und Universitäten sich bilden, lenkte sich der Balkan langsam einer höheren Kultur zu. Dabei aber erweisen die Südslawen nicht bloß ihre Befähigung, sondern auch ihre Zugehörigkeit zum abendländischen Gesittungskreise, dessen Ideen sie aufzunehmen und sich anzueignen beflissen sind.

Die Türken.

Nach den höchsten Angaben waren es fünfzigtausend Seelen, nach den niedrigsten nur wenige Hunderte von Köpfen, aus denen die Urosmanen bestanden. Von den heutigen Osmanen Europas wird noch nicht einer unter zwanzig ein Vollbluttürke sein. In größtem Maßstabe nahm der Osmane fremdes Blut auf. Das geschah im Krieg wie im Frieden. Besonders erfolgreich war die Vertürkung der Rekruten. Der Rittmeister L. v. Schlözer sagt darüber[1]: „Das in ausgebildetem Dienst und fester Disziplin geschulte Korps von Christensklaven ist die rücksichtsloseste Ausnutzung unterjochter Völker für den Kriegszweck des Staates. Die besoldeten Sipahis wurden aus den Pagenkammern des Serai — den Itsch-Oglan — genommen, während die für geringere Kreise berechnete Anstalt der Adschem-Oglan — der ‚unerfahrenen Knaben' — die Vorschule der Janitscharen bildete.

[1]) Das türkische Heer im 19. Jahrhundert, Berlin 1901. Ursprung und Entwicklung der türkischen Armee, Berlin 1900.

In den Pagenkammern sah man, durch Kriegsbeute und Geschenke zusammengebracht, die Blüte junger Leute aus allen Ländern der Christenheit. Hier wurden sie zum Kriegs- und höheren Staatsdienst erzogen. Diese ausgesuchten berittenen Söldner, die anfangs zweitausendfünfhundert, später sechzehntausend Krieger zählten, beanspruchten gleich der stolzen Persergarde der zehntausend Unsterblichen den ersten Rang in der Armee, ragten sie doch durch ihre Erziehung aus der Masse hervor, versahen sie doch gleich jenen zur Rechten und zur Linken des Herrschers, inmitten des Lagers wie in der Schlachtordnung, die Ehren- und Schutzwache. Die ersten Janitscharen waren tausend Christenknaben, die den Ihrigen entrissen und zum Islam bekehrt wurden. Dieser ‚neuen Truppe‘ — Jeni-Tscheri — gab im Jahre 1330 der gefeierte Derwisch Hädschi-Begtasch[1]) die Fahne, den Namen und die Weihe, indem er den Ärmel seines Kaftans einem der Soldaten auf den Kopf legte mit den Worten: ‚Euer Arm sei siegreich, euer Säbel schneidend, euer Speer durchstoßend. Immer sollt ihr mit Sieg und Wohlsein zurückkehren.‘ Zum Andenken an ihren Schutzpatron erhielten die Janitscharen ihre eigenartige Filzmütze mit dem nach hinten herabhängenden Ärmel. Unter Selim I. (1512—1520) wurde die regelmäßige Aushebung von Christenkindern und deren strenge Erziehung in den Adschem-Oglan zur festgesetzten Regel. Groß war die Zahl derjenigen, die sich freiwillig zum Eintritt meldeten. Bei diesen ‚unerfahrenen Knaben‘ wurde im zarten Alter jede Erinnerung an Vaterland, Religion und Familie ertötet; an deren Stelle traten militärische Disziplin, blinder Fanatismus für den Islam und unbedingter Gehorsam gegen die Oberen.“

Soweit L. v. Schlözer. Aus seinen weiteren Ausführungen geht hervor, daß zwar ursprünglich ein verhältnismäßig reines Türkentum bestand, das sich scharf von anderen Völkern abhob, daß es jedoch ungemein schwierig ist, heute rein türkische Art

---

[1]) Der gefeierte Heiland vieler Albaner.

festzustellen. Wo aber eine solche vorhanden ist, da hat sie immer die Sympathie deutscher Beurteiler gehabt. Namentlich deutsche Offiziere und Ärzte, wie von der Goltz Pascha, Imhoff Pascha und Düring, sprechen mit höchster Anerkennung von den Türken. Sie sind gradaus, schlicht und hassen die Phrasen. Sie sind für Taten, nicht für Worte. Sie kümmern sich nicht im geringsten um das, was andere Leute von ihnen denken. „Der Hund bellt, aber die Karawane zieht weiter", ist bei ihnen ein Lieblingsspruch. Das Leben hat einen demokratischen Charakter. Einen erblichen Adel gibt es nicht, ja die Türken kennen nicht einmal den Gebrauch von eigentlichen Familiennamen. In der Türkei gibt es nur eine Beamtenaristokratie, die, ganz von der Willkür des Monarchen abhängig, jeder Stabilität entbehrt. Mit ganz geringen Ausnahmen führen die Türken nur einen Namen, der gewöhnlich religiöse Bedeutung hat und unserem Vornamen entsprechen würde. Diesem Namen wird häufig der Verwechslungen wegen der Name des Vaters angefügt (zum Beispiel Osman Pascha sade Ismail Bey, das ist Ismail Bey, der Sohn Osman Paschas) oder ein zweiter, mehr erklärender Name beigefügt, zum Beispiel der Schwarzbärtige, der Lange. In den Provinzen sind diese Beinamen sogar ins Militärregister eingetragen worden und so zum Familiennamen erhoben.

Schöne Züge der Türken, die sich sämtlich zum Islam bekennen[1]), sind Rechtschaffenheit, Mildtätigkeit und Gastfreundschaft. Im Handel ist der Türke ehrlich, und man kann sich auf sein gegebenes Wort verlassen. Kann der Türke einem Bettler nichts geben, so weist er ihn mit den Worten ab: Allah wird dir geben! Dem Islam eigentümlich ist die Wohltätigkeitssteuer, die am Ende des Ramadan entrichtet wird. Auch gegen Tiere sind die Türken mitleidig; sie kaufen nicht selten von Jägern gefangene Tiere, namentlich Vögel, um sie wieder freizulassen. Durch das reichliche Geben ist aber die Bettlerplage bei ihnen groß.

---

[1]) Es gibt türkisch redende Christen, aber das sind Griechen dem Blute nach.

Obgleich der Koran dem Mohammedaner bis zu vier Frauen gestattet, ist die Monogamie bei den Türken doch die gewöhnliche Form der Ehe; einmal wegen des lieben Hausfriedens, sodann wegen des großen Kostenaufwandes für mehrere Frauen. Der Türke verehelicht sich schon mit siebzehn oder achtzehn Jahren oder er kauft sich eine Sklavin, die gewöhnlich nach dem ersten Kind in die Rechte einer legitimen Gattin eintritt, in jedem Fall aber, sobald sie einen Sohn geboren, freigelassen werden muß. Ist die Ehe kinderlos, so kann der Türke seine Frau entlassen, muß ihr aber ihre Mitgift zurückgeben und den Unterhalt der verstoßenen Frau sichern. Ehescheidung kann vom Mann verlangt werden; sehr selten sind die Fälle, da sie auf Grund der Klage einer Frau erfolgt; dagegen bedarf es von seiten des Mannes nur der einfachen Erklärung dazu: ich entlasse dich! Unter Türken gibt es Männer, die sich fünfzehn- bis zwanzigmal verheiraten. Der Mann kann sich dreimal von derselben Frau scheiden lassen; nach der dritten Scheidung darf er sie nicht wieder heiraten, es sei denn, daß sie inzwischen einen anderen Mann geheiratet hat und von dem wieder geschieden ist. Die Stellung der türkischen Frau im Hause ist eine untergeordnete, da der Türke sie nur als Vervollständigung seiner physischen Genüsse ansieht; trotzdem besitzen die Frauen gewisse Rechte. Die Ehe ist im Islam ein bürgerlicher Vertrag, der im Hause eines der Heiratenden vom Kadi abgeschlossen wird; ein Gang zur Moschee findet dabei nicht statt. Die größte Sorgfalt wird auf Wöchnerinnen und Säuglinge verwendet; sie werden durch wundertätige Amulette geschützt. Die Liebe der Mutter wendet sich fast ausschließlich den Söhnen zu; diese werden oft bis ins dritte Lebensjahr gesäugt. Die Söhne bleiben nur bis zum achten Jahr im Harem, die Töchter, die viel strenger behandelt werden, heiraten meist schon vor dem sechzehnten Jahr. Nach der Beschneidung, die in reichen Familien immer eine größere Feierlichkeit bildet, zieht der Knabe in den Selamlik, ohne deshalb vom Besuch des Harems ausgeschlossen zu sein. Die Söhne, der Sultan an der Spitze, bewahren ihrer Mutter stets ein

gutes Andenken, wie es auch der Koran vorschreibt. Die Walide, die Mutter des Sultans, hat sogar politischen Einfluß.

Nach dem Tode des Ehemanns erbt die Witwe nur den achten Teil des Vermögens; wo mehrere Frauen hinterbleiben, teilen sie sich in das Achtel. Die Söhne erben doppelt so viel wie die Töchter.

Noch ein Wort über den Harem. Er wird oft mit Unrecht als Gefängnis bezeichnet; es liegt auch hier viel in der Hand der Frau, ihre Stellung zu begründen. Ist sie aus vornehmem Geschlecht, so verdankt ihr der Mann seine Stellung; hat sie Verstand und Liebenswürdigkeit, umso besser. Manchmal entsteht eine Unterrockspolitik, obwohl der Mann zum Beispiel nie zusammen mit seiner Frau ißt, auch nicht mit ihr zusammen ausgeht oder sie gar am Arm führt. Dagegen gehört der Mann von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in den Harem und kann für Unterlassungen von seinen Frauen sogar gerichtlich belangt werden. Ein eigentliches Familienleben aber gibt es so gut wie gar nicht. Den Tag über ergibt sich die Türkin meist einem behaglichen Nichtstun, nimmt Zigaretten, Kaffee und Süßigkeiten, oder sie macht, verschleiert, Besorgungen, besucht das Bad oder unternimmt Spazierfahrten. Die Kleidung und der Schleier, die früher Gesicht und Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllten, sind besonders in Konstantinopel schon moderner geworden. Graue Haare sieht man bei den Türkinnen niemals; sie werden stets gefärbt wie die Nägel, für die man sich eines roten Farbstoffes, der Henna, bedient.

Die Tracht des Mannes ist nach seinem Stande verschieden. In den höheren Klassen macht die alttürkische Tracht (weite Hosen, Ärmelweste und darüber der lange Kaftan) mehr und mehr der europäischen Platz. Als Kopfbedeckung dient heutzutage meist statt des Turbans der Fes.

Die Sklaverei, obwohl seit 1855 abgeschafft, besteht noch heute in der Türkei, wenn auch in milder Form. Der Handel mit Tscherkessinnen und Georgierinnen wird heimlich in Tophane betrieben. Die höher bewerteten weißen, für den Harem be-

stimmten Sklavinnen heißen Odalik (zum Zimmer gehörig), die schwarzen, sogenannte Haláik („Geschöpfe"), sind billiger und werden als Dienstmägde verwendet. Alle männlichen Dienstboten, die kochen, scheuern, Zimmer und Kleider reinigen müssen, dürfen übrigens gar nicht frei sein, da sich sonst der Harem vor ihren Augen ja nicht zeigen dürfte. Die Sklaven werden gut behandelt und gehören zur Familie; ihre Kinder genießen oft dieselbe Erziehung mit den Kindern des Hauses. Gewohnheitsrecht ist es, männliche Sklaven, die acht oder neun Jahre treu gedient haben, frei zu lassen. Dadurch stiegen sie mitunter zu hohen Ehren auf. Die Eunuchen (d. h. Verschnittenen) werden jetzt fast nur noch aus den schwarzen Sklaven genommen. Ihr Oberhaupt ist der Kislar Aga, einer der höchsten Würdenträger des Palastes, dem die Oberaufsicht über den kaiserlichen Harem obliegt.

Das türkische Wohnhaus ist mit zwei gesonderten Eingängen versehen; hat der Harem Besuch, so betritt ihn der Hausherr nicht. Das türkische Haus ist meist aus Holz, die unteren Fenster mit Holzgittern, doch so, daß man alles auf der Straße beobachten kann, ohne von außen gesehen zu werden. Keller gibt es nicht, dagegen meist einen Garten sowie eine Zisterne, die das Regenwasser auffängt, und überdeckte Balkone. Die Zimmer sind sehr einfach eingerichtet, meist nur Diwans an den Wänden und ein einfacher Tisch; doch ist auch hier jetzt europäischer Einfluß tätig. Beim Essen gibt es verschiedenes Zeremoniell, danach stets Kaffee und Zigaretten oder das Nargileh, die Wasserpfeife. Der Fußboden ist im Sommer mit Matten, im Winter mit Teppichen belegt; doch ist es oft sehr kalt in den türkischen Häusern, da nur Kohlenbecken zur Verfügung stehen.

Im Ramadan, dem Fastenmonat (dem neunten im mohammedanischen Jahr) ist dem Mohammedaner von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang jede Speise untersagt, sowie sogar das Wassertrinken. Da nach dem mohammedanischen Jahr, das sich nach dem Monde (statt wie das unsere nach der Sonne) richtet, binnen einer Reihe von dreiunddreißig Jahren der Ramadan

alle Jahreszeiten durchläuft, so mag es wohl oft recht schwer sein, das Fasten und Dursten durchzuhalten, doch wenn der übliche Kanonenschuß den Sonnenuntergang verkündigt, entschädigt sich alles durch reichliches Essen und Trinken. Der Soldat im Krieg, Kinder und Kranke sowie Reisende sind vom Fasten befreit. Die türkische Küche unterscheidet sich nicht viel von der griechischen. Auch bei ihr spielen Hammelfleisch, Gemüse, Reis, Früchte, Milch und Honig eine große Rolle; außerdem noch Fische, Oliven, Käse, Öl und Tomaten.

Die Osmanen sind eifrige Raucher. Um einen Begriff zu geben vom Tabakverbrauch, sei hier nur erwähnt, daß 6 bis 7 Millionen Kilogramm fabrizierte Tabake und 120 bis 130 Millionen Zigaretten im Wert von annähernd 30 Millionen Mark jährlich von der Türkei verbraucht wurden [1]). Freilich kam sehr viel davon auf die Griechen. Ich selbst kenne Nachfahren des Themistokles, die es auf 60 bis 70 Zigaretten täglich bringen.

Eine Besonderheit der Türken ist ihr Theater, das Schattenspiel. Es zeigt, was wenig bekannt ist, daß der Türke viel Humor hat. Er ist durchaus nicht der steifleinene, stumpfe Geselle, wie er uns oft wegen seines Fatalismus erscheint. Er ist auch keineswegs so korrupt, wie das Beispiel einiger Paschas glauben macht. Er kann im Gegenteil von schroffer Uneigennützigkeit sein. Ein Muster war dergestalt Wefik, noch dazu ein Jungtürke, der Präsident des ersten Parlaments, auch sonst ein außerordentlicher Mann (vgl. S. 93).

Juden, Zigeuner und Andere.

Das Heimatland Israels, Asien, steht jetzt, was die Zahl jüdischer Bewohner betrifft, erst an dritter Stelle. Es hatte zur Zeit Christi gegen 3 Millionen Juden; bevor die Rückwanderung nach Palästina, wo Jerusalem zu zwei Dritteln jüdisch ist, und nach Mesopotamien begann, wo Bagdad 50000 Jünger Mose von 200000 Einwohnern herbergt, und weiters die Wande-

[1]) Vgl. Meyer, Türkei.

rung nach Sibirien einsetzte, wo jetzt an 180000 Kinder Abrahams wohnen, hatte ganz Asien nur 0,6 bis 0,7 Millionen Juden. Dem gegenüber steht Europa mit 9 Millionen an erster, Nordamerika mit 2 Millionen an zweiter Stelle. Der Balkan wird 600000 Angehörige des „auserwählten Volkes" haben, davon über die Hälfte in Rumänien. Die meisten wohnen an den Küstenstrichen des Schwarzen Meeres, bei Braila und Galatz, und dann in Saloniki, dessen Einwohnerschaft 1912 zu drei Fünfteln aus Juden bestand, während jetzt die Kopfzahl der Griechen in sehr rascher Zunahme begriffen ist und eine Abnahme ihrer Nebenbuhler eintrat.

Die Zahl der Juden wächst in der Türkei beständig. Einmal durch starke natürliche Vermehrung, dann durch Einwanderung, die von Jahr zu Jahr steigt. Der Hauptstrom fließt nach Syrien, wo man ernstlich daran geht, ein zionistisches Reich zu gründen. Aber auch die europäischen Provinzen erlebten einen starken Zustrom. Als 1908 in Bulgarien eine antisemitische Bewegung Platz griff, flüchteten viele Juden nach dem gelobten Lande der Gegenwart. Warum dies die Türkei sei, erklärt ein Glaubensgenosse, Davis Trietsch, folgendermaßen: „Die Türkei ist das einzige Land, in dem die Juden sich hinter der anderen Bevölkerungsgruppe nicht zurückgesetzt fühlen. Anderseits sind ihnen die Rechtsbeschränkungen, unter denen ihre Glaubensgenossen in allen anderen Ländern der Welt leiden, bekannt, und so fühlen sie sich im türkischen Reiche verhältnismäßig wohl, und ihre Lage erscheint den Juden der anderen Länder verhältnismäßig beneidenswert. Dies galt noch für das alte Regiment. Das neue überraschte die Juden gerade so wie viele andere Bevölkerungsgruppen des Reiches." Soweit Trietsch. Da nun vollends unter dem neuen Regime die Juden die Zügel an sich rissen, ist leicht zu begreifen, daß das Osmanische Reich eine besondere Anziehungskraft auf ihre Rassegenossen in der übrigen Welt ausübte. Die Hauptmasse der Juden wohnte in Saloniki, wo sie 80000 von 135000 Seelen ausmachten, und in Konstantinopel, wo ihrer 65000 wohnen, endlich in Adria-

nopel, wo vor dem Kriege 17000 zu verzeichnen waren. Ein erheblicher Teil der jüdischen Zuwanderung kam aus früher türkischen Gebietsteilen. Bessarabien, die Dobrudscha und der Kaukasus stellten dazu beträchtliche Mengen.

Für die Juden war der Balkankrieg ganz besonders eine Katastrophe, eine fast noch größere als für die Türken selbst. Vier Jahre lang übten sie einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke Südosteuropas aus; jetzt aber sind sie ihren Hauptfeinden, Griechen und Slawen, überantwortet, und haben auch in Thrazien und Konstantinopel nicht mehr so viel zu sagen wie vor 1913. Von Interesse wird es besonders sein, das künftige Verhältnis zwischen Juden und Griechen in Saloniki zu verfolgen, stehen doch die Griechen in dem Geruche, keine anderen Kaufleute neben sich zu dulden.

Während die deutsch sprechenden Juden Osteuropas von Vorfahren herrühren, die 1352, im Jahr des Schwarzen Todes, aus Deutschland vertrieben wurden, gehen die Spaniolen der Türkei auf Leute zurück, die 1492 aus Spanien verjagt worden sind — gleichzeitig mit dem Falle des arabischen Granada. Zu den Spaniolen ist die Sekte der Dönme oder Mamini in Saloniki zu rechnen. Sie bekennen sich äußerlich zum Islam, im geheimen aber zum Judentum, halten sich möglichst abgeschlossen und besuchen die Moscheen nur soweit nötig, um den äußeren Anschein zu wahren; in dieser Absicht unternimmt auch wohl hier und da ein Dönme eine Pilgerfahrt nach Mekka. Sie verheiraten sich weder mit Türken noch mit Juden; selbst zwischen den beiden Sekten, in die sie zerfallen, finden keine Wechselheiraten statt. Man weiß nichts über ihre Glaubenslehre, doch befragen sie in streitigen Fällen über Religions- und Rechtsfragen die Rabbiner ihres Vertrauens. Man schätzt ihre Anzahl auf dreitausend Familien. Die beiden Sekten heißen Konjo und Kavajero; der Kavajero kommt sich besser vor wie der Konjo und wird nie unter demselben Dach mit ihm wohnen, noch aus demselben Glase trinken, er wirft dem Konjo eine ruchlose Moral und Knabenliebe vor. Die Kavajeros sind Kaufleute

und Schriftgelehrte, fast alle öffentlichen Schreiber und Bureaubeamten von Saloniki gehören zu dieser Sekte. Die Gelehrtesten verstehen auch Hebräisch. Sie haben ihre Läden in der Missir Kjarsi genannten Gegend des Basars und bewohnen ein eigenes, bei der Porta Nuova gelegenes Stadtviertel. Die Konjo dagegen sind arme Handwerker, Tagelöhner und Lastträger, und leben in den höher gelegenen östlichen Stadtvierteln zerstreut.

Der Stifter der Dönmesekte ist ein gelehrter Rabbiner namens Sabatai Zevi aus Adrianopel. Er trat dort im Jahre 1667 als Prediger einer neuen jüdischen Lehre auf, und nachdem er nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in Skoplje, Saloniki, Smyrna großen Anhang unter den Juden gewonnen hatte, erklärte er sich für den Messias und siedelte von Adrianopel nach Damaskus über.

In der Gegenwart gewannen die Spaniolen Salonikis großen Reichtum als Kaufleute und großen politischen Einfluß als Freimaurer und Mitbegründer des jungtürkischen Komitees. Ihre Macht wandte sich besonders gegen Alttürken und Griechen.

Unterstützt von Amerikanern, besonders von Jakob J. Schiff, tat sich eine zionistische Unternehmung auf, die mit hundert Millionen Dollars eine jüdische Kolonie in Mesopotamien gründen wollte. — Neuerdings sind auch viele abendländische Juden durch ihre Geschäfte auf dem Balkan belangreich geworden.

Der indogermanischen Armenier gibt es vielleicht 150000, davon wohnen die meisten in Konstantinopel. Ebendort sind auch etwa 80- bis 100000 Kurden ansässig.

Die Zigeuner (türkisch tschinganeh) sind, wie wir schon gesehen haben, in allen Teilen der Balkanhalbinsel vertreten, teils als Nomaden, teils als seßhafte Dorfbewohner. Obgleich sie sich in manchen Gegenden zu den Mohammedanern rechnen, haben sie doch keine bestimmte Religion; sie wechseln ihren Glauben so leicht wie ihren Wohnort. Auf ihren Nomadenzügen üben sie das Gewerbe von Tierärzten, Pferdemaklern, Hufschmieden, Verzinnern, Wahrsagern, Korbflechtern und Musikanten. In der Umgegend von Konstantinopel kann man z. B. bei Bujukdere

und Kiathane ihre schwarzen Zeltlager sehen; Standquartiere haben sie innerhalb des Adrianopler Tores. Sie sprechen unter sich eine eigene Sprache, die überwiegend indischen Ursprungs ist. Auch durch ihre Bronzefarbe und in ihren elastischen Bewegungen erinnern die Zigeuner an die Bewohner Indiens. Zigeunerweiber durchziehen den Orient als Wahrsagerinnen, Mires (vom griechischen moira, Schicksal). Der Türke verachtet sie und schließt sie vom Gebot der Gastfreundschaft aus. Die Albaner nennen sie Madschypi (vgl. Gipsy) und, was ich nicht erklären kann, Gabel.

In Konstantinopel und den größeren Handelsstädten spielen eine große Rolle die Levantiner, die man die Kreolen der Türkei nennen könnte. Es sind dies die Nachkommen der genuesischen und venezianischen Kolonisten; jetzt bezeichnet man mit diesem Namen aber auch die in der Levante geborenen Abkömmlinge von Europäern, die aus Mischehen zwischen Europäern und Orientalinnen (Griechinnen und Armenierinnen) hervorgegangen sind. Sie sind intelligent und talentvoll, sprechen in der Regel mehrere Sprachen, besitzen aber meist keine tiefere Bildung und einen bedenklichen Mangel an moralischen Grundsätzen, was indessen nicht hindert, daß sie ein sehr frommes Wesen zur Schau tragen. Sie sind eitel, hochmütig und egoistisch und nennen sich mit Vorliebe „Europäer“, obgleich sie in ihren Anschauungen ganz Orientalen sind; sie kleiden sich nach der neuesten Pariser Mode und suchen ihre geistige Armut durch Selbstüberhebung zu verdecken. Im gesellschaftlichen Umgang wissen sie durch gefällige Manieren alle die zu bestechen, von denen sie sich Nutzen versprechen, dagegen sind sie hochmütig gegen ihre Untergebenen. Die levantinischen Frauen sind hervorragend bigott, träge, eitel und putzsüchtig, hängen aber mit großer Liebe an ihren Kindern; der italienische Spruch: „Wer sich zugrunde richten will, nehme eine Levantinerin zur Frau“ hat seine volle Berechtigung. Natürlich gibt es auch unter den Levantinerinnen viele gute Ausnahmen, auf die diese Schilderung nicht zutrifft.

So lautet der harte Spruch eines sonst nüchternen Beurteilers[1]. Auch Amicis will nichts von ihnen wissen[2].

Wie meist bei Kreuzungen, sind die Kinder durch Schönheit ausgezeichnet und nicht selten auch durch hohe Geistesgaben, besonders Sprachentalent und rasche Auffassung, sowie Menschenkenntnis. Der tüchtigste und für seine Stelle geeignetste Beamte des Deutschen Reiches, der im letzten halben Jahrhundert am Bosporus war, der erste Dragoman der Botschaft, Testa, war ein Levantiner. Er kannte alle Eigenschaften und Schwächen der Türken aufs Genaueste und wußte sich ihnen anzupassen wie kein anderer. Freilich war er vor allem deshalb den Türken so angenehm, weil er, wenn es irgend zu umgehen war, nie etwas von ihnen verlangte. Er hatte nämlich von seiner Umgebung auch die orientalische Unlust zur Arbeit angenommen.

---

[1] Meyer, Türkei.

[2] E. de Amicis, Constantinopoli, eine Fundgrube für die Psychologie des Orients.

Die einzelnen Staaten.

Allgemeines.

a) Quellen.

Für Erdkunde, Geschichte und Bevölkerung Südosteuropas liegen zahlreiche Werke vor, wenn auch keine Gesamtdarstellung. Für den Abschnitt aber, in den wir jetzt eintreten, die Ausgestaltung der heutigen Staaten, wie nicht minder die wirtschaftlichen Verhältnisse, fehlen befriedigende Vorarbeiten fast gänzlich. Begreiflicherweise! Denn seit anderthalb Jahren hat sich eben alles auf dem Balkan verändert, nichts indessen mehr als das äußere Gebiet und das innere Leben der Staaten. Schon vor dem Kriege war übrigens die Veränderung so unaufhörlich und der Aufschwung mancher Staaten so jäh, daß die meisten Bücher, die vor 1908 erschienen waren, eigentlich schon 1912 gar nicht mehr recht in Betracht kamen. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: der Handel Deutschlands mit Rumänien hat sich 1910 bis 1912 und der mit der Türkei von 1905 bis 1912 verdoppelt. Ähnlich war die Not Griechenlands, die bis 1910 gedauert hatte, in beginnende wirtschaftliche Blüte umgewandelt. In der Türkei war vollends nichts mehr gültig, was noch vor wenigen Jahren zu Recht bestanden hatte. So ist für unseren Abschnitt z. B. aus Philippsons „Europa" so gut wie nichts zu entnehmen. Nützlicher ist Hübner-Juraschek und The Statesman's Yearbook, das jedoch bei der Produktion der Balkanstaaten viele Lücken und recht grobe Fehler, z. B. bei Montenegro, enthält. Am ergiebigsten sind jüngste Aufsätze in

wirtschaftlichen Zeitschriften. So habe ich die „Österreichische Monatsschrift für den Orient", die „Deutsche Levante-Zeitung" und das Münchner Organ „Handel und Industrie" viel benützt. Für Zahlen, die sich auf die neuen Gebiete beziehen, kann noch keine Gewähr übernommen werden. Das gleiche ist der Fall bei der gänzlich umgewandelten und jetzt noch in unabsehbarer Umbildung begriffenen Landesverteidigung, die daher auch möglichst kurz behandelt wurde.

b) Statistischer Überblick.

Gebiet:

		Quadratkilometer		Quadratkilometer
Rumänien	gewann	7500	hat jetzt	138500
Bulgarien	„	32700	„ „	121500
Serbien	„	35500	„ „	83800
Griechenland	„	56000	„ „	120000 [1])

Bevölkerung:

		Millionen			Millionen	
Rumänien	gewann	0,18 [2])	Einwohner,	hat jetzt	7,44	Einwohner
Bulgarien	„	0,67	„	„ „	5,05	„
Serbien	„	1,29	„	„ „	4,24	„
Griechenland	„	1,9	„	„ „	4,7	„ [1])

Unsicher ist die europäische Türkei; sie hat beiläufig:

Thrazien u. Konstantinopel 23000 Quadratkilometer 1,6 Mill. Einw.

Für Montenegro und Albanien endlich lauten die Zahlen, die aber wie gesagt Anspruch auf Genauigkeit nicht erheben können:

Montenegro	19000	Quadratkilometer	0,43	Millionen Einw.
Albanien	28—30000	„	1,1	„ „

c) Die religiösen Verhältnisse.

In der Türkei ist der Islam die Staatsreligion, die Angehörigen der anderen Religionen sind jedoch den Mohammedanern in allen gesetzlichen Beziehungen gleichberechtigt. Die

[1]) Frankfurter Zeitung, 11. September 1913.

[2]) Nach anderen Quellen 0,3 Millionen.

griechischen Untertanen des Sultans unterstehen dem ökumenischen Patriarchen, der in Konstantinopel residiert.

Hellas hat eine griechisch-orthodoxe Nationalkirche mit einem Metropoliten in Athen, ebenso Serbien eine serbische Nationalkirche mit einem Exarchen in Belgrad, Bulgarien das gleiche mit einem Exarchen in Sofia. Auch Rumänien hat trotz seiner halbromanischen Rasse den griechisch-orthodoxen Glauben angenommen. Ihm gehört der Thronfolger an, jedoch nicht der König. Auch in Rumänien gibt es einen eigenen Metropoliten. Hier wäre einzuschalten, daß die benachbarten Ruthenen zu den sogenannten unierten Griechen gehörten, von denen es auch etliche Zehntausende im Südwestbalkan gibt. Die Unierten haben zwar das griechische Ritual, aber erkennen im Papst ihren Glaubensobherrn an. Bei den Bulgaren ist gegenwärtig — offenbar aus rein politischen Gründen — eine starke Strömung für den Übertritt zur Union vorhanden. Die Montenegriner sind griechisch-orthodox; die Leitung ihrer Kirche liegt zwischen dem Metropoliten von Cetinje und dem König, dessen Vorfahren ein theokratisches Regiment in den Schwarzen Bergen ausübten. Die Gewalten sind hier ebensowenig abgegrenzt wie in Rußland zwischen dem Zaren und dem Heiligen Synod.

In Albanien sind die Mohammedaner zahlreicher als alle Christen zusammengenommen. Viele Mohammedaner gehören dem Orden der Bektaschi an, die den islamfeindlichen Sufi ähnlich sind. Die Christen zerfallen in griechische im Süden und römisch-katholische im Norden. Die griechischen gravitieren nach Athen; die römischen haben einen Erzbischof, sechs Bischöfe und einen Abbas Nullius in Oroschi und unterstehen dem Papste, mit dem die Fühlung ganz besonders eng ist.

In den österreichischen Balkangebieten gibt es in der Hauptsache, genau wie in Albanien, Mohammedaner, griechische und römische Katholiken; daneben aber auch Protestanten. Juden endlich gibt es in allen Balkanstaaten; außerdem Zigeuner, die im Grunde Heiden sind, die sich aber je nachdem zum Islam oder zum Christentum bekennen.

Rumänien.

Rumänien ist „ein Geschenk der Donau“, ist eine ungeheure, beinahe tischgleiche Ebene, die im Nordwesten von zwei Gebirgsketten, den Karpathen und den Transsylvanischen Alpen beherrscht wird. Diese Gebirge sind nicht übermäßig hoch, und der Rote Turmpaß, der die Transsylvanischen Alpen durchquert, steigt nur bis zu 832 Meter empor; allein die dortigen Berge sind wilder als unsere Alpen, zerrissener, unzugänglicher; die Flüsse schäumen in tiefen Cañons dahin, und in den niederen Regionen hindern noch Urwälder den Schritt. Dergestalt war Jahrtausende hindurch der Verkehr der Moldau und Walachei mit den Ländern im Nordwesten äußerst erschwert. Auf der anderen Seite hat das Eiserne Tor bis zur Neuzeit, bis zu der Sprengung des Tores und der Regulierung der Donau die Schiffahrt völlig verhindert. So war das Gebiet der untersten Donau von Kultureuropa vollkommen abgesperrt. Aber es blieb ja noch die Möglichkeit übrig, zur See einen Ausweg zu finden? Auch das nicht, denn bis zum Jahre 1878 war der Küstengürtel türkisch, es war infolgedessen Rumänien zur See nicht erreichbar; man weiß ja, wie viel oder vielmehr wie wenig die Türken zur Erleichterung des Verkehres zu tun pflegten. Erst im letzten Menschenalter, nachdem die rumänische Regierung Häfen angelegt und 80 Millionen Franken ausgegeben hatte, um eine Donaumündung, den Sulinaarm, schiffbar zu machen, blühte der Seeverkehr auf.

Wesen und Wirtschaft Rumäniens werden noch mehr als der Charakter der anderen Uferstaaten durch die Donau bestimmt. Sie ist hier von 800 bis zu 1400 Meter breit und läuft eine Strecke, die an die 1000 Kilometer vom Eisernen Tor bis zum Meere beträgt, also mehr als ein Drittel seiner Gesamtlänge (2900 Kilometer) neben oder durch Rumänien. Auf dieser ausgedehnten Strecke, die fast der Entfernung von Triest zur Ostsee gleicht, hat die Donau nur 37 Meter Gefälle.

Die ganze rumänische Donauebene ist äußerst fruchtbar, noch mehr als in dem gleichartigen Ungarn. Rumänien steht denn auch an der Spitze aller Getreidestaaten. Es hat 29 Prozent des Bodens mit Brotkorn angepflanzt, während ein Hauptweltlieferant, Argentinien, nur 3,2 Prozent seines Bodens damit bebaut. Auch beträgt die Weizenausfuhr Rumäniens 80 bis 90 Prozent seiner Gesamtausfuhr. Als einmal die Ernte schlecht ausfiel, bedeutete das einen Ausfall von 160 Millionen Franken. Für den Ackerbau ist das Klima recht günstig. Die feuchte Hitze, die manchmal bis auf 42 Grad steigt, begünstigt das Wachstum des Getreides; die starke Kälte, die im Januar den Wärmemesser bis zu — 37 Grad sinken läßt, behindert es nicht. Infolge der Kälte frieren so ziemlich alljährlich die Donaumündungen zu. Daher war es eine der ersten Taten des rumänischen Herrschers, eine Eisenbahn, die den Anschluß an das europäische System vermittelte, bis an das Meer zu bauen. Jetzt besorgt der mächtig aufstrebende Seehafen Konstanza die Winterausfuhr, während in den binnenländischen Häfen Braila und Galatz, die noch mehr als 100 Kilometer vom Meere entfernt sind, die Donau von Dezember bis März zugefroren ist. Aus dem neuen, ehemals bulgarischen Gebiet südlich der Donau soll Getreide im Werte von 150 Millionen Lei zu ziehen sein.

Außer Weizen (Wert ½ Milliarde Lei) wachsen Mais, Wein und Tabak im Lande, sodann Oliven- und Maulbeerbäume. Die Schafzucht ist nach der Schottlands die bedeutendste in Europa. Eine erkleckliche Ausfuhr besteht in Häuten und Fellen.

In neuester Zeit haben die Mineralien Rumäniens die Aufmerksamkeit westlicher Kapitalisten auf sich gezogen. An erster Stelle ist da das Erdöl zu nennen, mit dessen Erbohrung sich namentlich auch deutsche Banken abgeben. Ferner sind österreichische Interessenten zur Stelle, und sogar der allgewaltige Standard Oil Trust hat es versucht, sich rumänischer Ölquellen zu bemächtigen. Bis jetzt sind die Raffinerien noch recht schlecht; auch ist das Öl selbst nicht besonders gut, es dient mehr zum Brennen als zum Leuchten. Ein Hauptmangel Rumäniens ist

das Fehlen von Kohle; trotzdem ist neuerdings eine nicht unbeträchtliche Industrie im Entstehen begriffen. Ein besonderer Reichtum des Landes sind die vielen heißen Quellen, die schwefel- und jodhaltig sind; dann gibt es dort allerlei Salze.

Im Jahre 1862 wurde die Moldau mit der Walachei vereinigt und ein selbständiger Staat (vgl. S. 90); 1866 zog Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen als Fürst ein, der noch jetzt sorgend waltet, und dem der junge Staat unendlich viel zu verdanken hat; seine Gemahlin Elisabeth ist eine Prinzessin zu Wied, die sich als Dichterin „Carmen Sylva" einen Namen gemacht hat. 1878 wurde die Dobrudscha angegliedert, im März 1881 wurde Rumänien ein Königreich. Eine territorielle und noch mehr wirtschaftliche und moralische Stärkung des Landes erfolgte im August 1913 beim Abschluß des Bukarester Friedens.

Über die Landesverteidigung Rumäniens müssen die allerkürzesten Angaben genügen, da alle früheren Zahlen doch vollständig veraltet sind. Die aktive Armee war noch vor wenigen Jahren nur 140000 Mann stark, zusammen mit dem Landsturm rechnete man jedoch 650000 Mann heraus. Auf dem Meere stand und steht Rumänien an dritter Stelle unter den Balkanmächten (wenn man Österreich berücksichtigt, an vierter Stelle); die Flotte belief sich 1912 auf 30 Fahrzeuge, darunter 4 Panzerkanonenboote und 17 Torpedofahrzeuge.

Bukarest, eine der schönsten, aber auch teuersten und lärmendsten Hauptstädte Europas, hat 340000 Einwohner; Jassy zählt 76000, Galatz 72000; dann folgen Braila, Silistria, Ploesci, Craiowa und zuletzt, mit 33000 Seelen, Botosani.

Der Handel betrug 1261 Millionen Lei (Franken) im Jahre 1911; er ist stark im Aufsteigen begriffen.

Nach Rumänien exportieren Deutschland für etwa 125 Millionen, Österreich für etwa 86 Millionen, England für etwa 58 Millionen, Frankreich für etwa 24 Millionen, Italien für etwa 18 Millionen, die Türkei und Bulgarien je für etwa 12 Millionen und Rußland für etwa 11 Millionen Lei.

Rumäniens Export nach dem Auslande zeigt folgende Zahlen:

nach Belgien etwa 121 Millionen, Österreich etwa 115 Millionen, Holland etwa 50 Millionen, England etwa 35 Millionen, Italien etwa 35 Millionen, Frankreich etwa 28 Millionen, Deutschland etwa 27 Millionen, Türkei etwa 22 Millionen Lei. Die für Deutschland aufgeführten 27 Millionen Lei dürften den Tatsachen nicht entsprechen, da der weitaus größte Teil der für Belgien und Holland mit zusammen 171 Millionen angegebenen Werte für Deutschland bestimmt ist und Belgien und Holland nur als Durchgangsländer in Betracht kommen.

Der Industrie geht es glänzend. Ich nenne Spinnereien, Tuchfabriken, Spiritusraffinerien, Ölmühlen, Zuckerfabriken. Im ganzen sind 710 Fabriken vorhanden, in denen eine halbe Milliarde Lei angelegt ist. In Erdöl-Unternehmungen sind 425 Millionen angelegt; die Ausbeute belief sich zuletzt auf 1½ Millionen Tonnen. Die Ölausfuhr war 61 Millionen Lei wert gegenüber einer Getreideausfuhr von 477 Millionen im Jahre 1910.

Die Staatsschuld belief sich anfangs 1914 auf über 1,7 Milliarden Lei. Die letzte Anleihe von 250 Millionen Gold-Lei übernahm ein deutsches Konsortium.

Bulgarien.

Bulgarien ist Zartum seit dem 5. Oktober 1908. Der Zar Ferdinand, aus dem Hause Koburg-Kohary, Sohn einer Orléans, in Wien aufgewachsen, regiert seit 1887 und ist in zweiter Ehe mit einer Prinzessin Reuß vermählt. Der Thronfolger Boris ist der Sohn der ersten Gemahlin, einer Bourbon.

Bulgarien ist vorwiegend Gebirgsland. Hauptgebirgszüge sind der Balkan und die diesem parallel laufende Sredna Gora. Im Südwesten liegt die Witoscha, bis zu 2291 Meter ansteigend, im Süden das Rila- und das Rhodopegebirge mit dem 2930 Meter hohen Muss-Ala („Eisberg“).

Flüsse Bulgariens sind: der Timok (Grenze gegen Serbien), Lom, Tzibritza, Ogust, Isker, Wid, Skit, Jantra und Osem;

dann, ins Schwarze Meer mündend, die Kamtschija, endlich die Maritza und die Struma. Seen gibt es nur sehr wenige; der bedeutendste ist der See von Dewna. Ebenen sind das Tal der Maritza, die Ebene von Sofia und die Lößterrasse. Von Inseln soll das der Hafenstadt Dedeaghatsch gegenüberliegende Eiland Samothrake an Bulgarien fallen.

Das Klima Bulgariens zeigt einen kurzen heißen Sommer, trockenen Winter, regenreichen Frühling und Herbst.

Die Tracht bilden ein buntgenähtes Hemd, weite Beinkleider, ein roter Gürtel und ein Schafpelz. Die Füße stecken in Bundschuhen, den Kopf bedeckt eine Mütze aus Schaffell. Die Frauen tragen weite Beinkleider. Eine Familie, die unter Leitung des Familienoberhauptes steht, wohnt in einem Gehöft, das aus dem Hause des Ältesten (Stareschina) und den darum liegenden Häusern der übrigen Familienmitglieder besteht. Die Speicher stehen auf Pfählen.

Der Schulunterricht ist obligatorisch und wird in mehreren hundert Elementarschulen gegeben. Außer diesen gibt es 120 Hauptschulen, 2 Gymnasien, 6 Realgymnasien, 6 Unterrealschulen, 2 theologische Schulen, 1 Handelsschule und 5 Mädchengymnasien. An Fachschulen existieren 2 landwirtschaftliche und 4 Gewerbeschulen. In Sofia ist eine Hochschule für Geschichte, Philologie, Naturwissenschaft und Rechte. 30 Druckereien sind im Lande, ferner 1 Statistisches Amt, 2 Nationalbüchereien, 1 Museum, 1 literarische Gesellschaft.

Haupterwerbszweig ist die Landwirschaft. Großgrundbesitzer gibt es nicht. Von Industrien sind Fabriken für Tuche, Seife und Spiritus, sowie Brauereien zu nennen. Die Bulgaren sind geschickte Maurer, Zimmerleute und Metallarbeiter. Der Hauptverkehr war bisher mit der Türkei, dann kamen Österreich, Deutschland, England und Frankreich. Die Stapelartikel der Ausfuhr sind Getreide, Vieh, Häute und Felle und Webstoffe; der Einfuhr: Baumwoll- und Wollwaren, Tuche, Kolonialwaren, Chemikalien, Maschinen, Eisenbahnmaterial, Papier.

Die Münzeinheit ist der Lew = Frank zu 100 Stotinki.

Die Regierung wird durch den konstitutionellen König in Gemeinschaft mit einer Kammer und sechs Ministern ausgeübt.

Die bedeutendsten Städte sind Sofia, Widdin, Sistowa, Nikopolis, Wratza, Raskad, dann Rustschuk, Tirnowa, Schumla und Varna, endlich Philippopel, Tatar-Basardschik, Tschirpan, Sliwen in Ostrumelien, Xanthi und Dedeaghatsch in dem neuen Gebiete am Ägäischen Meere. Es ist nicht angezeigt, irgendwelche Ziffern, wie sie z. B. in den bekannten Tabellen Hübner-Juraschek's[1]) gegeben werden, hier im Texte anzufügen; denn die Bevölkerung der Städte hat sich in den letzten Jahren dermaßen verändert, daß Ziffern doch nur einen geschichtlichen Wert hätten. So ist die Hauptstadt Sofia, die in gewöhnlichen Zeiten nur an die 80000 bis 100000 Einwohner hatte, während des zweiten Balkankrieges zeitweilig auf eine Viertelmillion angeschwollen; umgekehrt hat sich die Bevölkerung der meisten anderen Städte stark vermindert.

Der Bulgare ist eng mit seiner Scholle verbunden. Selbst in den schwersten Lebenslagen verliert er weder Mut, noch Ausdauer. Das hilft einem Volke, das gezwungen ist, von der Scholle zu leben, über alle Schwierigkeiten hinweg. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, haben die wenigen im Lande verbliebenen Arbeitskräfte, die Frauen und Kinder, während der beiden jüngsten Kriege die Felder bestellt, so daß Bulgarien trotz der Feldzüge seine Ernte haben konnte. Im ganzen ist 1913 an 70 Prozent der Ernte eingebracht worden.

Der Außenhandel, der im Jahre 1910 noch 310 Millionen betrug, war 1912/13 durch den Krieg lahmgelegt.

Wenn man die Defizite früherer Budgets berücksichtigt, muß man annehmen, daß Bulgarien über kurz oder lang genötigt sein werde, 500 bis 600 Millionen aufzunehmen. Bei dieser

---

[1]) Hübner gibt Sofia 103000, Philippopel 48000, Varna 41000, Rustschuk 36000, Sliwen 25000, Plewen 23000, Schumla 22000, Stara-Zagora 22000, Tatar-Basardschik 18000, Dobritsch 17000, Widdin 16000, Jamboli 16000, Burgas 15000, Haskowo 15000, Wratza 15000, Rasgrad 14000, Tschirpan 12000, Kasanlyk 11000 Bewohner.

Schätzung sind aber die 200 Millionen der türkischen Staatsschuld, die es wahrscheinlich übernehmen dürfte, nicht inbegriffen. Hierzu kommen noch verschiedene Auslagen, wie Wiederherstellung des zerstörten Materials, Ergänzung der aufgebrauchten Vorräte, Pensionen an Familien der Gefallenen und Invaliden, Reorganisation der eroberten Provinzen; kurz, nach beiläufig 1500 Millionen wird sich Bulgarien umsehen müssen.

Etwas ausführlicher verdient die Staatsschuld erörtert zu werden. Anleihen beginnen erst mit der Thronbesteigung König Ferdinands. Sie sind für werbende Zwecke, besonders für Eisenbahnen und Häfen [1]) aufgelegt worden.

Trotz der zahlreichen Anleihen, welche seit dem Jahre 1892 abgeschlossen wurden, betrug die öffentliche Schuld Bulgariens vor dem Kriege nur rund 700 Millionen, und zwar:

6 prozentige Anleihe vom Jahre	1892	80 999 500
5 " " " "	1902	100 515 000
5 " " " "	1904	96 182 500
4 ½ " " " "	1907	142 312 500
4 ¾ " " " "	1909	81 584 186
4 ½ " " " "	1909	98 580 000
Schuld an die Nationalbank		34 100 672
Schuld an die Ackerbaubank		2 014 587
Schatzscheine		25 000 000
Verschiedene Schulden		36 096 234
	Summe:	697 385 179 [2]).

Im Herbst 1913 hatte Bulgarien bei einer Bevölkerungsziffer von 4 400 000 Seelen etwa 158 Franken Staatsschuld für den Einwohner. Im Verhältnis zu den übrigen europäischen Staaten ist das nicht viel und konnte von den Bulgaren leicht ertragen

---

[1]) v. Raudnitz, Die staatswirtschaftliche Entwicklung Bulgariens 1913. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Wien, Manzsche k. k. Hof-, Verlags- u. Universitätsbuchhandlung.

[2]) Diese Angaben der Österr. Monatsschrift f. d. Orient, Oktober 1913, stimmen weder in den einzelnen Posten noch in der Summe mit der der Levantezeitung, Dezember 1912, deren Summe 647 Millionen ist.

werden; denn ihre normalen Einkünfte haben sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt; allerdings sind auch die öffentlichen Ausgaben der letzten Jahre um 200 Millionen gestiegen. Die steigenden Einnahmen hat das Land vornehmlich den Fortschritten der Landwirtschaft zu verdanken.

6000 Kilometer Reichsstraßen, 2000 Kilometer Eisenbahnen und zwei moderne Häfen, Varna und Burgas, erleichtern die Beförderung der Landesprodukte. Die Anstrengungen der Regierung zur Hebung der Industrie sind nicht allzu erfolgreich gewesen; es scheint, daß der Bulgare Bauer bleiben will. Die Fabriken repräsentieren ein Kapital von nur 45 Millionen Franken und beschäftigen insgesamt 12000 Arbeiter. Erst in der letzten Zeit begann sich der Bergbau in Kohle, Blei, Zink, Kupfer und Eisen etwas zu entwickeln.

Der Bulgare besitzt eine große Fertigkeit im Weben; die Hausindustrie verarbeitete die Wolle in urtümlicher Form zu Stoffen, Teppichen, Spitzengeweben. Die Mittelpunkte der Weberei waren: Pirdop, Panagurichte, Karlowa, Koprivchtitza, Klissura, Kalofer, Grabowa, Trewna, Sliwen, Kotel und Samakoff. Für die Hauptdinge der Industrie war Bulgarien bisher meist auf das Ausland angewiesen. Das erstreckt sich von den Lokomotiven bis auf die Münzen, die auswärts geprägt werden. Das Land bezahlt mit Rohstoffen, hauptsächlich mit Getreide. Da nun während des Krieges die Ausfuhr von Getreide verboten wurde, konnte eine Erschütterung der Bilanz nicht ausbleiben. Viele Eigentümer haben ihre Frucht im Requisitionswege an den Staat abgeben müssen. Sie erzielten nicht die Preise, die sie sonst zu erhalten pflegten, und außerdem haben sie bis heute den Wert der Requisitionsscheine noch nicht bekommen.

Eine seltsame finanzielle Handlung geschah Ende 1909. Rußland erließ den Türken 125 Millionen Franken ihrer Kriegsschuld; dafür solle Bulgarien zum Entgelt für seine Unabhängigkeit und das Aufhören der Tributzahlung an die Hohe Pforte 82 Millionen an Rußland ersetzen. Das Russische Reich erlitt

demgemäß einen Verlust von 43 Millionen, lediglich um Bulgarien in seine finanzielle Abhängigkeit zu bringen. Andererseits trat auf einmal die Petersburger Regierung mit der Zumutung auf, die bulgarische solle die Kosten der russischen Besatzung Bulgariens von 1877 in der Höhe von 10 Millionen Rubel oder 28 Millionen Franken ersetzen. Es wurde beschlossen, die Schuld in Raten abzutragen.

Die Kriegskosten von 1912/13 wurden hauptsächlich durch eine innere Anleihe und dann durch Requisitionen, die sich auf annähernd 300 Millionen Franken erhoben, bestritten. Auch stellte Rußland den Bulgaren gegen Ende des ersten Balkankrieges 25 Millionen Franken zur Verfügung. Später half Österreich mit 30 Millionen aus, während der Pariser Markt sich einstweilen noch spröde verhielt.

Einiges noch über die Landesverteidigung!

Die Bulgaren sind Arbeiter, wenn man will, Streber. Der Offizier hält eine Erweiterung seiner militärischen Kenntnisse nicht für Fachsimpelei. Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte er die letzten Kriege, namentlich auch den japanisch-russischen Streit. Bei den Manövern war er der Herr der Lage und genoß offenbar das Vertrauen seiner Leute. Nur war er manchmal zu langsam in seinen Anordnungen und Entscheidungen. Langsam sind auch die Soldaten. Vorzüglich jedoch ist ihre Ausbildung. Besonders hervorragend sind sie im Marschieren. Im Jahre 1885 legte die Infanterie einmal in 26 Stunden fast 100 Kilometer zurück und ging dann sofort zum Angriff über. Auf Griffe und Paradedienst legen die Bulgaren keinen Wert; um so mehr auf feldmäßige Ausbildung. Allgemein wird ihre Sachlichkeit hervorgehoben. Ein Beobachter sagt: Die bulgarische Armee arbeitet in keiner Weise auf den Effekt hin. Das Land hat die allgemeine Wehrpflicht. Die Infanterie hat die zweijährige, die Kavallerie und Artillerie haben die dreijährige Dienstzeit. Das Aushebungsalter ist 21 Jahre. Es werden alljährlich 80000 junge Leute dienstpflichtig, von denen annähernd 24000 zur Einstellung in die

aktive Armee gelangen. Von der zweijährigen Dienstzeit sind zwei Monate, die als Ernteurlaub gewährt werden, in Abzug zu bringen. Nach Ablauf der aktiven Dienstzeit verbleiben die Leute 18 Jahre in der Reserve, was der Regierung natürlich für den Kriegsfall eine große Anzahl ausgebildeter Mannschaften zur Verfügung stellt. Die Zahl der kriegsfähigen Mannschaften in der aktiven Armee und in der Reserve wird auf 380000 Mann angegeben. Nach Ablauf der Reservezeit tritt der Mann in die Landwehr über, in der er 6 Jahre lang verbleibt, während deren er ebenfalls zum Felddienst herangezogen werden kann, falls der Krieg sich in die Länge ziehen sollte. Die Landwehr wird auf 60000 Köpfe geschätzt. Das kleine Land würde mit seiner Bevölkerung von 4 Millionen Seelen also mehr als 400000 Mann ins Feld werfen können und hat das auch annähernd getan. Zu Zwecken der Mobilmachung war das Land in neun Divisionsdistrikte geteilt, die, ihrer Nummer nach, folgende Hauptquartiere haben: Sofia, Philippopel, Sliwen, Schumla, Rustschuk, Wratza, Dubnitza, Eski-Sagra und Plewna. Jede Division besteht aus zwei Brigaden. Die Artillerie betrug 1908 an 430 Geschütze, meist von Schneider in Creuzot geliefertes Material. In dem genannten Jahre trauten sich die Bulgaren zu, innerhalb von 10 Tagen nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls 210000 Mann nebst 7000 Reiterei an irgendeinen Punkt der Grenze bringen zu können und dann noch 170000 Reservisten und 60000 Landwehrleute übrig zu haben. Die Theorie wurde jetzt beinahe fehlerlos in die Praxis übergeführt. Schlecht war nur die Kavallerie. Es ist sonderbar: die Bulgaren, deren Herrenstamm einst, in hunnischer Zeit, auf den Pferden lebte, aß und trank und womöglich schlief, sind keine guten Reiter. Auch sind die Pferde des Landes kümmerlich. Der Verfasser hat einst auf einem Pferdemarkt, wo der Antrieb etwa 80 Stück ausmachte, das teuerste Pferd des ganzen Marktes erstanden; es kostete rund 120 Mark. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie dann die übrigen Rosse ausgesehen haben müssen. Für die Kavallerie kam denn auch

nur ein Drittel des Bestandes aus Regierungsgestüten, in denen einheimisches Blut gezogen wurde, durch eine schwache Kreuzung mit Engländern und Arabern verbessert; zwei Drittel dagegen kamen aus Ungarn.

Eine regelrechte Flotte haben die Bulgaren bisher nicht aufgestellt. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Abgesehen von Kanonenbooten auf der Donau machte man wenigstens den Anfang, um eine Flottille, namentlich von Torpedobooten und Torpedojägern, auf dem Schwarzen Meere zu schaffen. Auch ließ die bulgarische Regierung, um einen Schutzhafen für ihre Kriegsschiffe zu gewinnen, einen Verbindungskanal zwischen dem Schwarzen Meere und dem Dewnasee bauen. Dieser See ist einige Kilometer westlich von Varna, dessen Hafen nur unbedeutend ist und nur schwache Befestigungswerke hat. Der genannte Binnensee aber würde nicht nur Schutz gegen einen Handstreich, sondern auch Zuflucht gegen Stürme bieten. Neuerdings bietet der Erwerb von Dedeaghatsch die Möglichkeit, eine ägäische Marine (und Handelsflotte) zu gründen. Einige Schlachtschiffe wurden bereits auf der Werft Ansaldo zu Genua bestellt.

Sofia hatte 1887 nur 255 bebaute Hektar. Heute besitzt die Stadt den dreifachen Flächeninhalt, nämlich etwa 700 Hektar. Innerhalb dieser 25 Jahre wurden 8900 neue Häuser gebaut mit einem Gesamtwert von etwa 100 Millionen Franken, d. h. in den letzten 25 Jahren wurden zehnmal so viel Häuser gebaut als in den Jahren 1877 bis 1887.

Vor dem Kriege gab es 207 industrielle Unternehmungen mit einem Kapital von 54 Millionen Franken. Davon hatten Einheimische drei Viertel gestellt. Bereits waren einige Fabriken zur Bearbeitung der Rohstoffe gegründet worden, so die Vereinigten Tabakfabriken Philippopel mit einem Kapital von 4 Millionen Franken und eine gleiche Fabrik in Rustschuk mit 3 Millionen Franken Kapital. In Sofia besteht eine Zuckerfabrik mit einem Kapital von 3 Millionen, die Gründung von zwei weiteren ist vor einigen Monaten erfolgt. Sämtliche Zuckerfabriken sind Gründungen ausländischen Kapitals, das

sich immer mehr für Unternehmungen in Bulgarien interessiert. Vor kurzem wurden eine Schuhfabrik mit österreichischem und deutschem Gelde und zwei Zuckerfabriken gegründet, von denen die eine, ein belgisch-deutsches Unternehmen, bei Rustschuk sich befindet, während die andere, von der Prager Kreditbank mit 6 Millionen Franken Kapital bei Zornia Orechowitza errichtet, die zweitgrößte Zuckerfabrik Europas darstellt. Voraussichtlich wird, da nach einiger Zeit ein weiterer wirtschaftlicher Aufschwung des jungen Königreichs zu erwarten ist, das ausländische Kapital in noch erhöhtem Maße die entwicklungsfähige bulgarische Industrie fördern helfen.

Thrazien und Konstantinopel.

Die Türkei ist eine konstitutionelle Monarchie. Sultan ist Mohammed V. Das Reich kann seinen asiatischen Ursprung nicht verleugnen, doch wird es von Jahr zu Jahr mehr verwestlicht. Wie sich jetzt die europäische Türkei darstellt, ist sie ganz überwiegend Flächenland, eine weite, stellenweise von Sümpfen unterbrochene Ebene, die nur am ägäischen Rande einzelne Hügelketten aufweist. Noch immer ist die Türkei der wichtigste Bestandteil auf dem Balkan; denn mit ihren asiatischen Besitzungen und ihren reichen Hilfsquellen, an Ausdehnung sowohl wie an Bevölkerungszahl, überragt sie alle anderen Balkanstaaten unendlich. Auch hat, womit natürlich nichts über die politische Kraft der Türkei gesagt werden soll, dieser asiatische Balkanstaat die weitaus größte Stadt der ganzen Halbinsel, eine Stadt, die an Glanz und Bedeutung jeder Weltstadt gleichkommt. Konstantinopel hat 943000 Einwohner und mit asiatischen Vororten 1106000, ist also beiläufig fünfmal kopfreicher als Athen und dreimal so groß als Bukarest. Andere Städte von Belang sind Adrianopel mit 100- bis 120000 Seelen, Gallipoli mit 30000 und Rodosto mit 28000. Im Osten bildet das Schwarze Meer die Grenze, im Süden das Ägäische Meer, im Westen eine Linie, die jenseits der Maritza bis dicht vor Mustafa

Pascha geht, von wo die Grenzlinie in ostnordöstlicher Linie verläuft. In dem letzten Jahrzehnte war Thrazien in Wirtschaft und Bevölkerungszahl merklich emporgeblüht; so wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Adrianopel mit nur 70000 Bewohnern angegeben und kurz vor dem Kriege mit 123000. Auch die Häfen, namentlich Rodosto, haben ein rasches Wachstum zu verzeichnen. Konstantinopel hatte eine letztmalige Erschütterung 1896 bei den armenischen Unruhen erlitten (vgl. S. 109), infolge deren etwa 8000 Armenier getötet wurden und beinahe 100000 ausgewandert sein sollen; danach aber, bis zu den Straßenkämpfen von 1909, konnte sich die Hauptstadt ungestörten Gedeihens erfreuen, so daß auch jene armenischen Flüchtlinge meist wieder zurückkehrten. Der Umsatz im Hafen von Konstantinopel ist ganz besonders gestiegen. Seit 1909 jedoch wurde die Hauptstadt von einem herben Geschick nach dem andern, namentlich auch von verheerenden Feuersbrünsten, heimgesucht. Man zählt nicht weniger als vierzehn große Brände, von denen ein einziger manchmal mehr als fünftausend Häuser zerstörte. Gar manche herrliche Paläste, wie der Tschiraganpalast, und Moscheen sind diesen Bränden zum Opfer gefallen. So bietet Konstantinopel heute ein ganz anderes Bild, als es von Suleiman dem Prächtigen bis zur Gegenwart während vierthalb Jahrhunderten geboten hatte, und Darstellungen der Stadt wie ihrer Baudenkmäler aus der Zeit vor 1909 haben heute einen ganz besonderen Wert, da häufig eben die dargestellten Objekte nicht mehr bestehen.

Die Finanzen der Türkei haben sich durch alle Kriegswirren hindurch anerkennenswert gehalten. Doch sind sie weit entfernt davon, blühend und geordnet zu sein. Die Staatsschuld überschreitet drei Milliarden Franken; davon werden die Balkanier einige hundert Millionen übernehmen, die Angelegenheit ist noch nicht geregelt. Die Türkei hat für den Unterhalt der Kriegsgefangenen und die Reorganisation ihrer Armee und Flotte große Aufwendungen zu machen; sie verlor Land, fünf Millionen Untertanen und viel Kriegsmaterial. Immerhin stellt der Verlust

an Untertanen höchstens ein Fünftel der Gesamtseelenzahl dar. Die heutige europäische Türkei zerfällt in das Wilajet Konstantinopel mit 1,2 Millionen Einwohnern und das Wilajet Adrianopel, dem nach einer sehr starken Verwüstung vielleicht noch 400000 Einwohner geblieben sind. Der Verlust der anderen europäischen Provinzen bedeutet zwar eine erhebliche Verminderung der Einnahmen, aber dafür auch eine Abnahme der Lasten. Die Eisenbahnenfrage ist besonders verwickelt; in der Hauptsache werden die Lasten, die der Bahnbetrieb in den abgetrennten Gebieten dem türkischen Staatsschatze auferlegte, von den Eroberern übernommen. Kaum minder schwer wird sich die Ablösung des Tabakmonopols gestalten.

Kommerziell wie strategisch ist Konstantinopel von überragender Bedeutung. Alle Schiffe der Erde gehen dort vor Anker. Die Dardanellen bilden eine Weltstraße auch für den Handel.

Einen industriellen Hauptbetrieb stellen die Gerbereien dar; sie sind bei Konstantinopel, in Gasli Tschesme bei Jedikule gelegen, die Militärgerberei in Beikos am Bosporus. Die Maschinen, die dort arbeiten, sind meist französischen Ursprungs. Häute liefern die Schlächter in Konstantinopel; Büffelhäute kommen von Hamburg und Le Havre, die Jahreserzeugung beläuft sich auf 1½ Millionen Kilogramm Sohlleder. An gesalzenen Hammelfellen geht eine halbe Million Kilogramm nach Nordamerika, wo sie als Rohlederimitation verarbeitet werden, dann wird Schafleder und Chromschafleder verarbeitet, endlich Ziegenleder; für Vachetten werden nur einheimische Häute aus Angora, Bagdad und Mossul verwendet. Die Gerbextrakte kommen meist aus Frankreich, dann aus Italien und Hamburg, die Farben ausnahmslos aus Deutschland, die zu dem Prozeß nötigen Säuren, Ammoniak, Pottasche und Kalk aus Deutschland und Frankreich. Für einige Sorten, für Kuhlackleder und schwarzes Leder wird Fischöl von Trapezunt verwendet, das die dortigen Lasen aus Delphinen auskochen; es wird jedoch allmählich von japanischem Fischöl verdrängt.

Sehr aussichtsreich ist die elektrotechnische Industrie. Sie stellt jetzt schon ein Kapital von 90 Millionen Mark dar. Sie ruht überwiegend in den Händen des Elektrotrusts von Zürich, an dem die Deutsche Bank hervorragend beteiligt ist.

Ich möchte jedoch lieber nicht weiter auf diese Dinge und ähnliche eingehen, da eben der europäische Besitz der Türkei zu eng mit dem asiatischen verwachsen ist, als daß man einzelne Verwaltungszweige für Europa abtrennen könnte. Das gleiche gilt so ziemlich für alles, was wir von der Bevölkerung, von Landwirtschaft, Handel und Industrie zu sagen hätten. So ist es ungemein schwer, den europäischen Handel der Türkei von dem asiatischen zu sondern, und unsere Zahlen müssen ohne Gewähr bleiben. Ebensowenig ist es möglich, für die Schulen usw. in der europäischen Türkei eine getrennte Statistik zu erhalten. Immerhin verdient die Universität von Konstantinopel erwähnt zu werden. Sie hat einen ausgesprochen theologischen Charakter. Zehn- bis zwölfjährig treten die jungen Leute, die Ulema (d. h. Geistliche) werden wollen, als Softa (Studenten) in eine Medresse (Seminar) ein und widmen sich dem Studium der Grammatik, Rhetorik, Moral, Philosophie, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und des Korans. Nach Vollendung dieser Studien werden die Softa Kandidaten (Mulasim) und können nun Kadi werden. Zur Erlangung der höchsten Würden ist noch ein weiteres, sieben Jahre langes Studium erforderlich. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Mulasim zu Mureddins befördert und dürfen nun in den Moscheen lehren. Die Geistlichkeit zerfällt in fünf Klassen, und zwar in: 1. Scheichs (Älteste, ordentliche Priester der Moscheen), 2. Chatibs, die das Gebet für den Sultan sprechen, 3. Imame, die den gewöhnlichen Dienst in den Moscheen verrichten, 4. Muessins, die von den Minaretts herab die Stunde des Gebets rufen, 5. Kaims, Wächter und Diener in den Moscheen. Die drei letzten Klassen gehören nicht zu den Ulema. Es gibt dann noch eine ganze Anzahl von geistlichen Orden, in die sich die Derwische einreihen.

Bei den Würdenträgern des Hofes unterscheidet man Agas

des Äußeren und Agas des Inneren. Die einen wohnen außerhalb des Palastes, die anderen innerhalb. Von den inneren Agas, die meist Eunuchen sind, ist der erste im Range mit dem Titel „Hoheit“ der schon auf S. 283 erwähnte Kislar Aga (Kis ist türkisch Weib, Lar die Mehrheitsbezeichnung), der nur dem Großwesir nachsteht. Die Frauen des Harems teilen sich in Kadinen, das heißt rechtmäßige Frauen, gewöhnlich sieben an der Zahl, und in Odalik (Odalisken), das sind die kaiserlichen „Stubenmädchen“, welche die Gunst des Sultans mit den Kadinen teilen; ihre Zahl beträgt fünfzig bis sechzig. In Summa befinden sich im Harem dreihundert bis vierhundert Frauen. Die Mutter des Sultans hat nach ihm den ersten Rang im Reiche.

An der Spitze der Verwaltung steht der Großwesir, der Repräsentant des Sultans, zugleich Vorsitzender im Ministerrat. Der Mufti ist der Ausleger des Gesetzes und Chef der Ulema. Ohne seine Zustimmung darf keine Verordnung erlassen werden. Zehn Minister stehen diesen Beamten zur Seite. Der Geheime Rat besteht neben dem Mufti aus den Ministern und dem Präsidium des Staatsrats. Die Minister führen den Titel (Wesir) Muschir, Staatsbeamte und Generale heißen Pascha, Kanzlei- und Verwaltungsbeamte Effendi, Söhne der Paschas und der Generale Bey, niedere Beamte und Offiziere Aga.

Die Münzeinheit ist der Piaster gleich etwa siebzehn Pfennigen. Ein gangbares großes Geldstück ist der Medjihe, ungefähr gleich vier Mark.

Konstantinopel allein bewältigte früher ein Drittel des gesamttürkischen Handels. Die Handelsflotte zählte beiläufig achtzig Dampfer und achthundert Segelschiffe.

Anfang Januar 1914 wurde Enver, der Held von Resna, San Stefano, Tripolis und der Umwälzung im Seraskierat, Kriegsminister. Er hat türkisches, albanisches und polnisches Blut in seinen Adern und ist ein auffallend schöner Mann. Enver ist (was ich nach persönlicher Bekanntschaft schon vor fünf Jahren voraussagte) jetzt der maßgebende Leiter der

türkischen Geschicke. Gleich nach seinem Amtsantritte versetzte er 270 Generale und Obersten in den Ruhestand; 2800 Offiziere sollten nachfolgen. Auch die Tage des Großwesirs, des ägyptischen Prinzen Said Halim, waren gezählt. Selbst der tüchtige Mahmud Mukhtar (vgl. S. 174 ff.), der sich in Thrazien ausgezeichnet hatte und nach Beendigung des Feldzuges Botschafter in Berlin geworden war, sollte seine Entlassung nehmen. Enver verfügte zugleich, daß der Kriegsminister allein über die Dardanellen und ihre Befestigungen zu bestimmen habe, und gab sich dadurch eine überaus wichtige politische Vollmacht. Sofort wurden nunmehr den Hellenen gegenüber andere Saiten aufgezogen, die Abtretung einiger ägäischer Inseln wurde verweigert. Mit Eifer wurde an der Landesverteidigung gearbeitet. Schon vor dem Amtsantritt Enver Paschas war die schon auf S. 233 erwähnte deutsche Militärmission unter General Liman v. Sanders in Konstantinopel eingetroffen; auch war für siebzig Millionen Franken ein brasilianischer Dreadnought gekauft worden, dessen Ankunft freilich erst im Juni 1914 erwartet werden konnte. Des weiteren hatte man die ganze türkische Flotte einem englischen Admiral, zuerst Gamble, dann Limpus, unterstellt und zugleich den Engländern das alleinige Recht zum Bau türkischer Werften verliehen. Die Gendarmerie vertraute man einem französischen General an.

Griechenland.

Hellas ist ein verfassungsmäßiges Königtum mit einer Kammer, der Wuli. König Konstantin, der seit März 1913 regiert (vgl. S. 210), ist der Sohn eines ursprünglich dänischen Fürsten. Er ist mit einer Schwester des deutschen Kaisers verheiratet. Im Verhältnis zu seiner Größe ist Hellas das an Einbuchtungen reichste Land der Welt. Die Küste dehnt sich auf zweitausend Kilometer aus. Infolgedessen ist die Schiffahrt sehr entwickelt. Es gibt zahlreiche Meerbusen, Golfe, Fjorde und Buchten; ich nenne die Busen von Arta, Navarino, Koroni, Marathanosi,

Hydra, Lepanto oder Korinth, Nauplia und Ägina. Die Flüsse sind meist kurz; der längste ist die Salambria in Thessalien, der wasserreichste der Aspropotamos in Akarnanien. Quellen sind zahlreich. An Seen wären zu nennen der Karbasee, der Nezero (ist slawisch), Likeri (offenbar von albanisch Likeni = See), Zarasee und der See von Phonia. Das Klima ist äußerst verschieden. Der Osten ist durchweg weit trockener als der Westen; in Korfu regnet es beinahe viermal so viel als in Athen. Im allgemeinen hat Griechenland regenarme Sommer und regenreiche Winter. Schnee fällt in der Regel nur im Gebirge. Die Luft ist, außer im Nordwesten und auf den östlichen Inseln, klar und trocken, besonders in Attika, und der Himmel ist von durchsichtiger, wundervoller Bläue. Als schönste Jahreszeit gilt der Herbst. Häufig sind Erdbeben. Die Pflanzenwelt ist sehr verschieden; sie ragt von der nördlich gemäßigten Zone in die heiße Zone hinein. Die Küste bringt nur Sand- und Salzpflanzen hervor. Im Innern erhebt sich Bergwald mit Nadelhölzern, Eichen, Buchen, Roß- und Edelkastanien; in den Niederungen gibt es Kastanien, Platanen, Ulmen, Eschen und Linden. Die Hauptkulturpflanzen sind Oliven, Weinstock, Weizen und Gerste.

Die Hauptstadt Athen hat jetzt über 200000 Einwohner. Es folgt Saloniki[1]) mit annähernd 140000. Die drittgrößte Stadt ist Janina; sie zählt, wenn man die dorthin verlegte Division nicht mitrechnet, gegen 40000 Seelen. Weiter kommt Patras mit 38000, Korfu mit 28000 und Volo mit 25000. Hermupolis, die Hafenstadt von Syra, und Larissa, wie Trikkala haben je 18000, Pyrgos 14000, Zante auf Zakynth 14000, Kalamata 15000, Chalkis und Tripolis je 11000, Argos 10000, Philiata und Prevesa je 10000 Seelen. Das

---

[1]) Es gibt eine bulgarische Monographie über die Stadt Saloniki, derzufolge dort 1911 wohnten: 64000 Juden, 25000 Mohammedaner, 22000 Griechen, 10500 Bulgaren und gegen 7000 Verschiedene. (Grad Solun. Politikogeographski i narodostopanski belechki ot Proph. A. Ischirkow. Sophia, Chr. Oltschew, 1911.) Von anderen wird die Zahl der Juden auf 80000 angegeben.

berühmte Sparta und Theben stehen jetzt auf der Stufe von Salamis: die drei Orte haben je nur 4000 Einwohner. Die Lebensweise der Griechen hat auf dem Lande noch ziemlich ihre Eigenart bewahrt. Einfach sind die Wohnungen der Landbewohner. Glasfenster und Stühle sind darin nicht vorhanden, hölzerne Bänke und auf den Boden gelegte Matten sind der Ersatz der letzteren. Die ärmeren Leute kommen, wie meist auf dem Balkan, fast gar nicht aus ihren Kleidern, da sie in ihnen schlafen. Brot, Käse, Früchte, Zwiebel, Fische sind ihre tägliche Nahrung, ihr Getränk ist Wasser oder Harzwein. Warme Speisen werden außerhalb der Städte selten genossen, ebenso selten Fleisch. Sehr verbreitet ist das Tabakrauchen, auch unter den Frauen.

Das Wachstum der Bevölkerung war stark. Im Jahre 1831 zählte Griechenland 750000 Seelen, im Jahre 1910 rund 2666000. Das Königreich erwarb 1864 die Jonischen Inseln mit 200000 Seelen und nach dem Berliner Kongreß Thessalien. Das jüngst erworbene Gebiet hat auf 54- bis 56000 Quadratkilometern an 1,6 bis 1,9 Millionen Einwohner. Davon sind 1 bis 1,1 Millionen Griechen, 321000 Mohammedaner, 300000 Kutzowlachen, 72000 Juden (85000?), 85000 Greco-Albaner, deren Muttersprache nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Von dem neuen festländischen Gebiet ist das Land um Saloniki nur zu einem Fünftel angebaut, es bringt jedoch eine Verzinsung von 12 Prozent. Der durchschnittliche Bankzins war 9 Prozent, nur daß Privatbanken bis zu 20 Prozent forderten. Eine gewisse Bedeutung haben die Kultur von Maulbeerbäumen und der Handel mit Kokons, der letzthin an die 600000 Kilogramm im Jahre betrug. In dem neuen Gebiet war der Bestand an Großvieh zwei Millionen Stück, an Kleinvieh zehn Millionen. Die Ausfuhr an Fellen hob sich auf eine Million, davon dreißigtausend von Edelfellen, besonders von Fuchs, dann von Marder, Wildkatze und Dachs. An Hühnereiern wurden fünfzehn Millionen erzeugt, die meist nach Griechenland, zum Teil aber auch nach Österreich ausgeführt wurden. Der Ertrag an Schafwolle

war nur 15000 Kilogramm. Die Fischerei machte Versuche mit gesalzenen Aalen, die man bis Berlin exportierte. Mit Saloniki haben die Griechen einen Industriemittelpunkt gewonnen. Inwieweit die neuen Mitbürger, namentlich die Juden, sich dem alten Staatswesen anpassen werden, darauf kann man gespannt sein.

Ungemein schwer ist es, die jetzige Gesamtbevölkerung ethnologisch zu bestimmen. Versuchsweise würde ich sie einteilen in:

Griechen	3,4	Millionen
Albaner	0,3	"
Greco-Albaner	0,25—0,3	"
Kutzowlachen, zum Teil hellenisiert	0,4 (0,6?)	"
Slawen	0,2	"
Juden	0,09	"
Italiener	0,04	"
Andere	0,05	"
Neues Königreich Hellas	4,8	Millionen.

Die ganze Gesinnungsart des griechischen Volkes ist außerordentlich demokratisch. Weder ein Minister noch ein General machen auf den gewöhnlichen Mann besonderen Eindruck. Es steht jedoch zu erwarten, daß jetzt, da das Land größer geworden ist, da schon leise der Imperialismus am Horizonte heraufdämmert, dieser Zustand einem differenzierteren, abgestufteren weichen werde.

Der Ackerbau steht noch auf niederer Stufe. Das Land ist nur in den Flußtälern fruchtbar. Es ist zu wenig Wasser vorhanden; die Geräte sind mangelhaft, und die Rinderzucht ist gering. Es gibt nur wenig Großgrundbesitz. Auch die Industrie ist nicht besonders entwickelt und noch stark vom Ausland abhängig. Nur Schiffbau und Baumwollindustrie sind hervorragend. In Saloniki gibt es Gerbereien, Siedereien, Dampfmühlen, elektrische Anlagen und sogar Eisengießereien. Die Hauptindustriellen sind in Saloniki die Juden, zum Beispiel Allatini, in dessen Villa Abdul Hamid wohnte. Einen gewissen Aufschwung hat seit einem Jahrzehnt der Bergbau genommen. Es werden bearbeitet: Manganerze, Eisenerze, Schmirgel, Magnesit, Gips, Schwefel, Braunkohle, Meersalz, Werkblei. Das Element

der Griechen ist der Handel. Die Rasse ist dazu geboren, ist schlau und gewandt, und die geographische Lage ist außerordentlich günstig. In dem nicht sonderlich guten Jahre 1910 belief sich der Außenhandel auf 347 Millionen Mark. Übrigens ist die Einfuhr erheblich größer als die Ausfuhr. Sonderbarerweise muß Getreide eingeführt werden; andere Importwaren sind Garne, Gewebe, Metalle, Chemikalien, Bauholz. Die Ausfuhr besteht aus Korinthen, Wein und Erzen, sowie neuerdings aus Tabak, Fellen und Häuten. Die Haupthandelshäfen sind für die Einfuhr Piräus, Hermupolis und Patras, für die Ausfuhr Patras, Korfu, Katakolon, Kalamä, Nauplia, Vreos, Saloniki, Prevesa, Kawala. Die griechische Handelsflotte zählt eine halbe Million Tonnen, davon entfallen 4/5 auf Dampfer. Gutes Lotsenwesen und viele Leuchttürme unterstützen die Schiffahrt. Der Handel auf dem östlichen Mittelmeer und dem Schwarzen Meer wie auch die Schiffahrt liegen zum größten Teil in griechischen Händen. Griechische Schiffe fahren bis nach Triest und Venedig, nach Marseille und Casablanca und die Ἐθνικὴ εταιρία bis nach Amerika.

Münzeinheit ist die Drachme, die einem Franken fast gleichkommt. Es gibt drei große Banken, die National-, die Jonische und die Epiro-Thessalische Bank und daneben unverhältnismäßig viele Privatbanken.

Das Land war für die Rechtsprechung bisher in 4 Sprengel von Appellationsgerichten eingeteilt; es gab 22 Gerichtshöfe und 175 Friedensgerichte. Über allen steht der Oberste Gerichtshof, der den schönen alten Namen Areopag trägt.

Das Finanzwesen hat unter vielen Erschütterungen zu leiden gehabt. Im Jahre 1893 brach ein Staatsbankrott aus. Eine internationale Schuldverwaltung wurde infolgedessen, genau wie in der Türkei, eingeführt und besteht noch heutzutage. Auch die Bilanzen nach 1893 ergaben noch lange einen jährlichen Fehlbetrag. Seit der Wende des Jahrhunderts wurde es besser. Die Vernichtung vieler Weinbestände im übrigen Europa durch die Reblaus ermöglichte die Ausfuhr griechischen Weines und dadurch eine

Hebung des Wohlstandes. Des einen Tod, des andern Brot. Außerdem setzte eine starke Auswanderung nach Amerika ein, von wo dann die Auswanderer beträchtliche Geldsummen nach der Heimat schickten oder selbst bei der Heimkehr mitbrachten. Im Jahre 1907, da inzwischen die Verwüstungen der europäischen Weinberge durch die Anpflanzung amerikanischer Reben wieder gut gemacht worden war und der Weinbau in Hellas abermals so unlohnend wurde, daß durch Gesetz der Anbau beschränkt und so manches Rebengelände in Getreideland oder gar Viehweide verwandelt wurde, brach abermals eine grimme Not aus, und die Staatsfinanzen gerieten neuerdings in Verwirrung. Seit 1910 war jedoch eine Besserung zu beobachten.

Die öffentliche Schuld betrug 810 850 000 Franken und setzt sich aus nachstehenden Anleihen zusammen: Garantierte zweieinhalbprozentige Goldanleihe vom Jahre 1898 5 189 000 £, fünfprozentige Anleihe vom Jahre 1881 3 710 740 £, fünfprozentige Anleihe vom Jahre 1884 3 239 340 £, vierprozentige Monopolanleihe vom Jahre 1887 4 881 240 £, vierprozentige Rente vom Jahre 1889 5 551 480 £, fünfprozentige Anleihe vom Jahre 1890 (Eisenbahn vom Piräus) 2 142 000 £, fünfprozentige Fundierungsanleihe vom Jahre 1893 (Funding Loan) 348 000 £, vierprozentige Eisenbahnanleihe vom Jahre 1902 2 231 880 £, fünfprozentige Nationalanleihe vom Jahre 1907 787 400 £, vierprozentige Obligationen 4 353 026 £ [1]). Dazu ganz neuerdings die französische Anleihe Februar 1914 von 550 Millionen Franken.

Bis zum Jahre 1904 schlossen die Budgets mit Ausfällen ab, von da an jedoch immer mit Überschüssen.

Schon vor Jahren habe ich die Griechen als das Volk der Zukunft bezeichnet [2]). Sie sind ohne Zweifel die rührigsten und intelligentesten Leute des ganzen Orients, sind ganz besonders auch vortreffliche Kaufleute, wie denn nach einem berühmten

---

[1]) Statesman's Yearbook 1913.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz: „Lob der Griechen", in der Neuen Rundschau 1909.

Sprichworte selbst von den Kindern Abrahams keiner es mit ihnen aufnehmen kann. Tatsächlich lebten ja so gut wie gar keine Juden in dem ganzen Königreiche Hellas, und ich sollte mich sehr wundern, wenn nicht die Spaniolen Salonikis, die übrigens über ihre Rassegenossen ragen wie der Mond über die Sterne, demnächst aus Kummer über den Wandel der Geschicke einen neuen Exodus ins Werk setzen. Genug, in kaufmännischer Begabung und nicht minder im Verständnis für die Möglichkeiten der Industrie sind die Griechen allen Völkern des Orients weit voraus. Auch haben sie, wie sich das ohne weiteres aus ihrer geographischen Lage schon ergibt, die engsten Beziehungen zu Kultureuropa. Nun stelle man sich vor, daß die ganze ungebrochene Kraft dieses Griechenvolkes jetzt vor neuen gewaltigen und äußerst dankbaren Aufgaben steht, deren Bewältigung ihm jedoch lediglich als ein Sprungbrett für noch höhere Ziele erscheint, und man kann sich ausmalen, wie gigantisch der Aufschwung sein wird, der in nächster Zeit für Epirus zu erwarten ist. Nicht so sehr für Saloniki und Mazedonien. Für Saloniki nicht aus dem schon berührten Grunde, weil vermutlich ein großer Teil der Juden auswandern wird, und weil die dadurch bewirkte Erschütterung des Marktes nicht ohne schädliche Einflüsse, wenigstens für die nächste Zukunft bleiben kann; außerdem ist das Hinterland der Stadt, von dem man sich einen so bedeutenden Handel versprach, einstweilen noch durch die politische Lage stark beeinflußt, ist noch weit davon entfernt, konsolidiert zu werden; ja, es steht zu fürchten, daß zum mindesten die Bulgaren eine starre Zollmauer errichten werden, wie selbst bereits während des ersten Krieges die Serben, die guten Freunde der Hellenen, Zollstationen gegen Salonikier Herkünfte einrichteten. Überhaupt ist für Mazedonien meines Erachtens keine sonderlich günstige Entwicklung für ein bis zwei Jahre zu erwarten, aus dem einfachen Grunde, weil das ganze Land und alle seine Dörfer und Städte dermaßen verwüstet und ausgeraubt sind, daß es geraumer Zeit bedarf, um die Häuser wieder aufzubauen und nur das Nötigste zum Leben zu gewinnen. Von einer Kauf-

kraft, geschweige denn einer gestiegenen, wird dort vorläufig nichts zu bemerken sein. Ganz anders stehen die Dinge in Südalbanien oder Epirus. Dort hat der Krieg nur geringfügige Verheerungen angerichtet. Von belangreichen Ortschaften ist keine einzige zerstört oder auch nur erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden. Während Adrianopel und Skutari, Monastir und Kawala ungemein unter den feindlichen Kanonen litten und einen ziemlichen Teil der Einwohnerschaft teils durch den Krieg, teils durch Auswanderung verloren, haben die Städte des Epirus, an denen kein Mangel ist, und hat insbesondere Janina so gut wie gar nicht gelitten. Es hat sich wohl die eine oder andere Kanonenkugel auch nach Janina verirrt, doch im allgemeinen haben sich die Belagerer sehr weit von den Grenzen der Stadt entfernt gehalten, und zuletzt ist Janina nicht etwa durch einen Sturm gefallen, sondern lediglich, weil den Belagerten die Munition ausging.

Somit sind alle Bedingungen gegeben, um sofort an das fröhliche Ende unter der Türkenzeit — denn schon damals war ein merklicher Aufschwung zu beobachten — einen fröhlichen Anfang in der Griechenzeit anzuknüpfen. Schon jetzt hat eine erkleckliche Wanderung landsuchender und erwerbslustiger Hellenen nach Epirus eingesetzt. Sodann hat die Regierung in Athen beschlossen, ein ganzes Korps, also 20000 Mann, nach Janina zu legen. Die Regierung hat die Auswanderung nach Amerika verboten. Der Sinn dieser Verordnung ist der, daß in Zukunft der Überschuß der Bevölkerung nach den neuen Gebieten gelenkt werden soll, die nach den Schrecken des Krieges einer Wiederbevölkerung dringend bedürftig sind. Bisher verlor Hellas so an die 25- bis 30000 Menschen alljährlich an Amerika. Es darf anerkannt werden, daß einmal die recht stattlichen Summen, die von erfolgreichen Auswanderern nach dem Mutterlande geschickt wurden, dazu beitrugen, den Wohlstand Griechenlands zu heben und die böse Krise, die von 1908 bis 1910 dauerte, zu überwinden, und daß außerdem viele von den Auswanderern zurückkehrten. Immerhin wird es nicht von geringem Vorteil

sein, daß jetzt die Bewegung nach Amerika überhaupt aufhört. Von den Griechen, die fürderhin im Lande bleiben, um sich redlich zu nähren, werden nur wenige ihren Weg nach den neugewonnenen Inseln finden, weil die Inseln schon sehr dicht besiedelt sind, und noch wenigere nach der Halbinsel Chalkidike, weil dort verfügbares und brauchbares Land durch die weiten Sümpfe und unfruchtbares Felsgestein sehr beschränkt wird, und ganz wenige endlich nach dem übrigen Mazedonien. So ergibt sich ganz von selber, daß die meisten von den verbesserungslustigen Griechen, die sonst nach Amerika oder anderen auswärtigen Ländern gewandert wären, sich ein neues Heim in Epirus suchen. Sie haben dort nicht nur einen unmittelbaren Landzusammenhalt mit der alten Heimat, sondern sie sind auch dort, wenn man von dem äußersten Nordsaum des neuen Territoriums absieht, so gut wie völlig sicher vor neuen politischen und militärischen Katastrophen. Falls nämlich, wie es in der Tat den Anschein hat, die Dinge in Albanien abermals eine kritische Wendung nehmen werden, falls — wie manchmal Scharlach sich zuletzt auf Augen und Ohren wirft — sozusagen die balkanische Krankheit nunmehr das albanische Glied ergreift, so wird von der Erschütterung der Norden und vielleicht wohl auch die Mitte des Landes heimgesucht, sicherlich aber nicht die Nachbarschaft von Prevesa und Janina.

Der Handel, der zwischen den beiden genannten Städten stattfindet, beträgt zusammen mit dem, der von Janina nach dem Hafen Santi Quaranta geht, ungefähr acht Millionen Mark im Jahre. Er hat sich in den letzten fünf Jahren, also noch unter der Türkenherrschaft, übrigens zum Teil noch unter Abdul Hamid, mehr als verdoppelt. Das erste wird und muß jetzt sein, daß eine Bahn von Prevesa nach Janina — die Entfernung ist 105 Kilometer, und ich schätze die Kosten auf 18 Millionen Mark — und eine zweite von Kalabaka nach Janina gebaut wird. Es ist das einfach notwendig aus strategischen Gründen, und die Griechen sollen denn auch sehr schon jetzt darauf drängen. Sodann gibt es eine Reihe wertvoller Metall-

schätze in Epirus; ich weiß von Kupfer, Kohle, Schwefel und Erdöl.

Eine andere, noch weit notwendigere Bahn wird demnächst erstellt werden, die von der Olymposgegend nach Saloniki führt. Es handelt sich um die Ausfüllung einer schon längst schmerzlich empfundenen Lücke in der großen Überlandstrecke Athen—Berlin. Die Griechen taten, was sie konnten, und bauten die Linie von Larissa bis zu ihrer damaligen Nordgrenze; die Türken aber blieben untätig. Erst der Balkankrieg ermöglichte die Ausführung des so alten Planes. Die Linie Berlin—Athen hat nicht nur für den Balkan hohen Wert, sondern auch für den mitteleuropäischen, namentlich österreichischen Gesamtverkehr nach Ägypten und Südasien.

Albanien.

Marokko war das vorletzte wirtschaftlich und politisch bedeutende Land der Erde, das dem Einflusse des Okzidents noch gänzlich verschlossen blieb: Albanien ist das letzte gewesen. In Marokko gab es noch 1910 keine Schiene Eisenbahn, keine Fabrik, kein neuzeitlich betriebenes Bergwerk, kein elektrisches Licht, nicht einmal eine Brauerei. Genau dasselbe im heutigen Albanien: auch dort keine Bahnen irgendwelcher Art, keine Ausbeutung von Bodenschätzen, mit der alleinigen Ausnahme eines Erdpechvorkommens vier Stunden von Valona, und, wenn man von kleinen Dampfmühlen absieht, nicht die allergeringste Industrie. Alles das wird sich in kürzester Frist wandeln.

Die Grenzen Albaniens wurden noch Anfang 1914 von zwei internationalen Kommissionen abgesteckt, inzwischen kann das neue Fürstentum als fait accompli gelten. Das unabhängige Albanien ist durchaus lebensfähig; es ist dreimal so groß als das alte Montenegro, das doch auch den Willen und die Kraft zum Leben aufs deutlichste bekundet hat.

Der Aufstand der Griechen, um ihre Freiheit zu gewinnen, begann rund 1820, wenn man von früheren erfolglosen Versuchen absieht. Es dauerte sieben Jahre, bis die Schlacht von

Navarino eine Entscheidung herbeiführte, und dauerte weitere fünf Jahre, bis der bayerische Prinz Otto zum Könige gewählt wurde. Sein Vorgänger, Graf Kapodistrias, der nur vorläufiger Statthalter war, hatte nur drei Jahre lang seinen Posten behauptet, da wurde er ermordet (vgl. S. 87). Noch länger hat es bei Rumänien gewährt, bis endlich die Unabhängigkeitsbestrebungen verwirklicht wurden. Vorübergehend schon im achtzehnten Jahrhundert, dann 1828; damals wurden Moldau und Walachei von der Türkei losgerissen und gerieten vorläufig unter russische Verwaltung. Nach dem Krimkriege waren ebenfalls die Russen Herren im Lande. Eine Zeitlang hielt sich darauf Oberst Cuza an der Spitze der Verwaltung, und erst spät gelangte der Hohenzoller auf den Thron (vgl. S. 295). Aus diesen Beispielen geht hervor, wie schwer es ist, einen neuen unabhängigen Staat aufzubauen. Auch könnte man schließlich an Italien und Deutschland erinnern, die ebenfalls eines recht ausgedehnten Zeitraumes, von 1815 bis 1870 bedurften, um den Nationalstaat zu gründen. Dem gegenüber ist es in der Skipnia außerordentlich schnell gegangen.

Es ist äußerst reizvoll, die Anfänge des albanischen Fürstentums zu beobachten. Reizvoll für den Geschichtsforscher und reizvoll für den Politiker. So müssen die germanischen Stämme gewesen sein, wie jetzt die Gaue und Stämme Albaniens beschaffen sind. So muß es in der Völkerwanderung zugegangen sein, so muß die müde Überkultur Roms mit der Halbbarbarei des Nordens zusammengeprallt sein, wie dies jetzt in der Skipnia der Fall ist. Nirgends ein Zusammenhalt, nirgends Einigkeit, nirgends ein gemeinsames Vorgehen; überall im Gegenteil starke Zerklüftung und Zersplitterung, die Hand Aller gegen Alle, und dennoch zukunftsreiche Keime großer Schöpfungen, dennoch die Anfänge selbständiger machtvoller Staaten.

Ich bin noch im Herbst des Jahres 1913 in Albanien längs der ganzen Nordgrenze hergewandert und habe dann den Vorteil gehabt, auch mit montenegrinischen Staatsmännern über die Lage zu sprechen. Die Crnagorzen waren sehr erbittert über die letzten Kämpfe. „Zuerst riefen die Albaner die Serben als Be-

freier ins Land und dann erhoben sie sich hinter ihrem Rücken und metzelten nieder, wen sie konnten. Sie sind feige und stets für Geld zu haben," so sagte man in Cetinje. Ich möchte eine Frage einschalten: Wie kommt es, daß noch ausnahmslos jeder, sei er Deutscher, Österreicher, Italiener, Engländer oder Franzose, der in Albanien reiste, von der Bevölkerung so entzückt war? Über diese Beobachtung wird man nicht so leicht hinwegkommen. Man darf nicht einwenden, daß der Biograph sich nur zu leicht in seinen Helden verliebt. Das ist bei Reisenden gar nicht der Fall, eher das Gegenteil! Bei den Yankee ist es eigentlich die Regel, daß sie von ihren Besuchern schlecht gemacht werden; englische und deutsche Bücher, die Amerika schmähen, sind ja allerdings schnöderweise größeren Beifalls sicher. Aber auch Leute, die zwanzig Jahre und länger in Japan gelebt haben, sind gar nicht selten die erbittertsten Feinde der Japaner. Ähnlich gießen so manche Reisende über Rußland, über Galizien, über Serbien ihren Zorn aus, und wieviele über Deutschland. Wenn mithin alle Besucher ohne Ausnahme des Lobes über die Skipetaren voll sind, so muß das doch einen Grund haben. Freilich, das möchte ich ohne weiteres zugestehen, auch manchmal des Lobes zu voll. Auch dieser Gemütszustand ist bekannt. Ein Tourist, der sich von der neuen ungewohnten Umgebung, von den starken frischen Eindrücken erfreulich angeregt fühlt, und der, da er nichts weiter will als Herberg und Speis' und Trank, überall bezahlt und daher überall gern aufgenommen wird, sieht alles in rosenrotem Lichte, hat weder einen Grund noch eine Gelegenheit, durch Laster der Einheimischen verletzt zu werden. Wie häufig ändert sich dieser angenehme Zustand, wenn man einmal einen Pferdekauf eingeht. Alles, die ganze Betrachtung wird sofort in jedem Lande wesentlich anders, sobald man etwas will. Auch ist ja bei den meisten Touristen die Zeit viel zu kurz, um auf namhafte Fehler und Schwächen aufmerksam zu werden. Dem Fremden gegenüber streckt jeder sein bestes Bein vor, und niemand ist beflissen, seine bösen Eigenschaften den zufällig Durchkommenden eigens zu offenbaren. Man muß schon tiefer in



Alter Wachtturm in Durazzo.



Schloß (links) und Rathaus (rechts) in Durazzo, der Hauptstadt Albaniens.



Leipziger Presse-Büro.

Ein Blick auf das Griechenviertel von Durazzo, der einen guten Begriff von der äußeren Kultur der albanischen Hauptstadt gibt.

ein Volk untertauchen, um auch der Schattenseiten gewahr zu werden.

Man wird den heutigen Albanern am ehesten gerecht werden, wenn man sie mit den Germanen der Völkerwanderung vergleicht. Auch diese ließen sich bezahlen, nahmen Sold von dem Volksfeind, von Rom; auch diese waren untereinander zerspalten und brauchten Jahrhunderte, ehe sie eigene unabhängige Staaten von Dauer, die der Goten und Merovinger hervorbrachten, während Sachsen und Bayern in den Hinterländern noch im Zustande halber Wildheit verharrten. Die Leute von Skutari sind aber ebensowenig bezeichnend für das Gesamtalbanertum, wie es die spanischen Goten und die Merovinger für das Gesamtgermanentum waren, und die Jungalbaner Valonas sind genau so dem eigentlichen Volkstume entgegengesetzt, wie es in alter Zeit der Römerfreund Segest war und in der Gegenwart die Jungtürken sind. Leider ist nun Skutari außerordentlich leicht zugänglich und wird so ziemlich von jedem Touristen besucht, während das Gebirge, wo die Kraft des Volkes ungebrochen noch andauert, nur wenigen bekannt ist. Die Serben sagen: die Albaner sind feig. Das heißt nur: ein Naturvolk ficht nicht mit neuzeitlicher Zucht, nicht geschlossen, und hält es keineswegs für schimpflich, sondern hält dies im Gegenteil für wahre Kriegskunst, gegebenenfalls zu fliehen, um bei günstiger Gelegenheit wie der angeschossene Leopard aus dem Dickicht heraus die Feinde anzugreifen. Der montenegrinische Minister sagte: erst wurden die Serben gerufen, dann wurden sie hinterrücks angefallen. Das heißt: erst wurde ein Bairaktar, ein Häuptling, bestochen, um die serbischen Truppen hereinzulassen, dann aber empörten sich die Stammesgenossen, die von der Bestechung nichts hatten oder nichts wissen wollten und sich jedenfalls von ihr nicht gebunden fühlten, sowohl gegen die Serben als auch gegen ihren Häuptling. Wie endlich die Germanen der Völkerwanderung konfessionell zerrissen waren, insofern die einen dem Christentum zuneigten, jedoch teils dem römisch-katholischen, teils dem arianischen, und die anderen Heiden blieben, so sind auch die heutigen Albaner

dreigespalten, in Katholiken, Orthodoxe und Mohammedaner. Der albanische Gedanke wird zwar von einigen Volkstribunen befürwortet, ist aber noch keineswegs in die Massen des Volkes eingedrungen. Jedenfalls gibt es eine starke Partei, die den Sultan zurückwünscht, oder wenn dies einmal nicht möglich sein sollte, einen anderen mohammedanischen Herrscher herbeisehnt. So ist der Putsch eines Izzet Pascha (Januar 1914) leicht erklärlich, und weitere Versuche in gleicher Richtung werden folgen. Aber auch die Mohammedaner sind nichts weniger als einig. Führer der vorläufigen Regierung war der verschlagene, vielgewandte und vielgewanderte Ismail Kemal Bey in Valona, am einflußreichsten jedoch ist Essad Pascha von Tirana. Von Ismail Kemal wollten sogar seine eigenen Sippengenossen, wollten Ferid Pascha und Ekrem Bey lange nichts wissen. Ebensowenig als Faik Bey Konitza, der der Gewalt und daher dem gewalttätigen Essad abhold ist und einen friedlichen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes erstrebt. Dem Mohammedaner gegenüber steht der Christ. An Zahl überwogen bisher die Orthodoxen, die gut das Doppelte der Katholiken darstellten. Seitdem jedoch die Mehrzahl der Orthodoxen mit dem hellenischen Epirus vereinigt wurden, sind die Katholiken stärker. Außerdem sind die Orthodoxen augenblicklich in der peinlichsten Bedrängnis; sie werden dermaßen von den Griechen angefallen und bedrückt, daß sie kaum noch zu atmen wagen; auch hat sich bei ihnen kein hervorragender Held aufgetan, um dessen Banner sich die anderen scharten. Der Glaube und vielfach auch die Sprache zieht sie zu den Griechen hinüber, das Bewußtsein ihres Volkstums entfernt sie von ihnen, ein peinlicher Zwiespalt, ungefähr dem Seelenzustande der Ladiner zu vergleichen. Die Katholiken im Norden haben wenigstens den einen Vorteil, daß sie eine feste zusammenhängende Masse bilden. Auf den Ruf des Erzbischofs von Skutari hin würden sich alle, wenn bittere Not zwänge, erheben. Da vorläufig weder eine Bedrückung vorliegt, noch ein gemeinsames Angriffsunternehmen gegen außen zu erwarten ist, so bleibt dieser Ruf einstweilen aus, und so kommt es, daß

auch das römisch-katholische Albanertum zersplittert ist. Es haben sich drei Parteien gebildet: eine österreichfreundliche erzbischöfliche Partei, die italienfreundliche Gruppe Prenk Paschas, endlich eine unabhängige, publizistisch von Hil Mossi und Jwanai vertreten, die sich keiner fremden Macht anschließen will. Daneben soll es noch eine montenegrinische Partei geben, der ich jedoch nicht viel Bedeutung beizumessen vermag. Am meisten Einfluß hatte bis vor kurzem Bib Doda, gewöhnlich Prenk Pascha genannt. Sein Freund ist Monsignore Dotschi, der schon auf S. 107 erwähnte Fürstabt von Oroschi. Man muß sich, um diese Verhältnisse richtig aufzufassen, wiederum in das Mittelalter versetzen, als ein Kirchenfürst gegen den anderen zu Felde zog. Am selben Orte, in Skutari, wo auch Dotschi einen kleinen Palast hat, treiben zwei Prälaten eine entgegengesetzte Politik.

Eine besonders merkwürdige und zugleich besonders aussichtsreiche Entwicklung ist folgende. Bei meiner jüngsten Reise bemerkte ich, daß sich einzelne Miniaturstaaten gebildet hatten. Da keine Zentralregierung mehr vorhanden war, so versuchte man an verschiedenen Stellen örtliche Regierungen aufzubauen. In Schala setzte sich der Priester mit dem Bairaktar zusammen, und sie berieten, was zu tun. Die beiden nahmen sich die verschiedenen Gesetze vor, die bisher im Schwange waren, und veränderten sie zeitgemäß, strichen hier einiges, setzten dort etwas zu. Sie errichteten eine Schutzmannschaft, obgleich ohne Uniform, und hielten so die Landschaft in Ordnung. Dabei waren sie in Fühlung mit dem englischen Admiral Burney. Gleiches oder ähnliches geschah bei den Dukadschin und in der Zadrima, wo mit dem Mittelpunkte Barbaluschi eine unabhängige Verwaltung eingerichtet wurde. Man kann diese kleinen Staatswesen, deren Ausdehnung eine bis zwei Tagereisen beträgt, ungefähr mit den Kantonen der Schweiz vergleichen, wenn sie auch nicht gerade demokratisch sind, sondern eher mit der halb monarchischen, halb oligarchischen Verfassung Lykurgs in eine Linie gestellt werden können. Die neuen Gebilde passen sich insofern ganz gut dem

Boden an, als ja von jeher die einzelnen Gaue, abgesehen von der Küste und den Städten, wo die Türken schalteten, so gut wie unabhängig waren, und sich nach den verschiedenen Gaugesetzen selbst verwalteten. Ein jeder Gau hatte einen Vertreter (der auch für die Christen ein Mohammedaner sein mußte) bei dem Wali in Skutari, einen Vertreter, der theoretisch für den richtigen Eingang der (nominellen) Steuern verantwortlich war, und der im übrigen eigentlich mehr die Stellung eines Gesandten und Mitberaters, als etwa den eines Geisels einnahm. Jeder einzelne Stamm war in einer anderen Lage gegenüber der Zentralregierung. So waren die Christen von vornherein von jedem Zwange der Rekrutengestellung befreit; wenn sie jedoch in den Krieg ziehen wollten, hatten sie meist besondere Vorrechte. Dergestalt durften die Hoti das Banner voraustragen; die Mirditen ließen sich keinen türkischen Offizier gefallen, sondern fochten unter ihrem eigenen Fürsten. Verschieden war auch vor allem die tatsächliche Selbständigkeit oder Abhängigkeit der Stämme nach ihrer geographischen Lage und je nach den Zeitläuften. Die näher den Städten gelegenen Gaue, die in oder am Rande der Ebenen von Skutari, Durazzo und Tirana sind, waren naturgemäß der türkischen Macht mehr unterworfen als die Gaue der Hochländer, wie denn nach Schala überhaupt seit Jahrhunderten niemals, auch nicht bei den Zügen Torgut Schevket Paschas, ein Türke einen Fuß gesetzt hat. Noch wichtiger, ob Ebene, ob Gebirge, war der mehr zufällige Umstand, ob eine Landschaft an einer großen Verkehrsstraße oder abseits gelegen war, und ob man den Bewohnern und Staatsmännern einer solchen Landschaft eine besondere Bedeutung beimaß. So sind die Türken mehrmals nach Oroschi und unter Torgut Schevket in das Gebiet der Lurja und der Nikai gekommen, obwohl das noch viel zerrissener und unzugänglicher ist als die Schala, weil die Unterwerfung der Abtei von Oroschi von hoher politischer Bedeutung war, und weil die Lurja auf dem Wege zwischen Prisrend-Djakowa und dem Meere liegt. Wie gesagt, jeder albanische Kanton hat seine Eigenart, und es wird am zweckmäßigsten

sein, dieser Art entsprechend einem jeden Kanton innerhalb gewisser Beschränkungen eine eigene Verwaltung zuzugestehen. Das hat auch den Vorteil, daß dann Reibungen zwischen Mohammedanern und Christen möglichst vermieden werden. Gleich wie in der Schweiz ganz oder überwiegend katholische Kantone schiedlich und friedlich mit ganz überwiegend protestantischen Kantonen auskommen, und die beiderseitigen Vertreter sich gleichberechtigt auf neutralem Boden im Bundesrate begegnen, so ist auch für Albanien eine Autonomie der einzelnen Gaue der sicherste Grund, auf dem sich das Gebäude der zukünftigen Zentralregierung erheben kann. Durch eine solche Anordnung würde gleichermaßen mühelos und ohne sonderliche Reibungen die große Frage gelöst werden können, wie die demokratischen Zustände des Nordens mit den Feudalherrschaften des Ostens und der Mitte, namentlich in Tirana und Valona, ausgeglichen werden sollen. Da jedoch in Albanien unter den jetzigen Verhältnissen urtümliche Vorstellungen und Einrichtungen noch allzu schroff an mittelalterliche und an Schöpfungen des jüngsten Kultureuropas angrenzen, so hatte eine republikanische Eidgenossenschaft, wie allerseits anerkannt wurde, unüberwindliche Bedenken gegen sich, und es war das einzig richtige, die Oberleitung einem gekrönten Haupte anzuvertrauen. Von reichlich zwanzig Prätendenten, die in Frankreich, Italien, Rumänien, ja selbst in Schweden und Ägypten auftauchten, wurde schließlich der Prinz Wilhelm zu Wied gewählt.

Schon jetzt, bevor das dringendste Problem der albanischen Zukunft gelöst ist, beginnt allerorten ein fühlbarer, an einigen Stellen sogar ein jäher, wirtschaftlicher Aufschwung einzusetzen. Besonders in Skutari sind seit dem Hochsommer 1913 die Preise ganz außerordentlich in die Höhe gegangen. Zur Hälfte war das dem guten Geld zu verdanken, das durch die Truppen der Großmächte ins Land gebracht wurde. Die Mieten schnellten zu steiler Höhe empor, eine rege Baulust entstand; den zum Markte kommenden Bauern wurden ihre Erzeugnisse, ihr Fleisch, Käse und Eier besser bezahlt, und für Grundstücke zeigten sich mehr

Liebhaber. Auch hat schon auswärtiges Kapital seine Augen nach Albanien geworfen. Von allen Seiten dringt das Licht in den neuen Staat, dessen Bewohner, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt von der großen Welt keine Ahnung hatten.

Mit weniger als zweihundert Mann trat Pizarro den dreißigtausend Kriegern des Atahualpa gegenüber und eroberte Peru, und in der Folge das ganze weite Inkareich, das an die drei Millionen Quadratkilometer groß war. Mit wenig über sechshundert Mann nahmen die Yankee Kalifornien und Nevada, ein Gebiet, fast doppelt so groß wie Deutschland. Unendlich kleine Haufen begründeten normännische Herrschaften in Salerno, in Kalabrien und auf Sizilien. Schon streckten, seit 1080, seit der Landung in Durazzo, die Normannen die Hand nach der Weltherrschaft aus, und eine ihrer Fürstinnen, Konstanza, ward die Mutter des glänzendsten Kaisers des Mittelalters. Kleinheit eines Volkes steht seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nicht entgegen; es kommt auf den Willen zur Macht, auf die Zähigkeit sich durchzusetzen an.

Die Albaner belaufen sich nach der geringsten Schätzung auf 900000, nach der höchsten auf dreieinhalb Millionen Köpfe. Sie sind zersplittert wie die Armenier und Kurden [1]), haben indes gleich ihnen einen Ursitz mit zusammenhängenden Siedlungen, haben eine Heimat, wo sie sich mehr oder weniger frei von fremden Einflüssen entfalten können. Durch mannigfache Schranken sind sie auch dort behindert und voneinander getrennt, durch solche des Glaubens, der Sitte, der Bildung und der Tracht; allein sie sprechen überall so ziemlich dieselbe Sprache

[1]) Auf östliche Heimat der Albaner weisen, was Nopcsa entgangen ist, auch die Namen hin, die der Skipetar seinen Nachbarn beilegt. So nennt er die Kutzowlachen „Gog", was an die Gog der Bibel, die Landschaft Gogarene im südwestlichen Armenien erinnert. Die Slawen heißen im Skip Kauri. Das hat noch kein Mensch erklären können, hat niemand auch nur versucht. Es werden die Kauli sein, „ein böses, altes Volk" Persiens. Dem Ethnologen ist es durchaus nichts Neues, daß Namen für Nachbarn der Urheimat auch auf Nachbarn einer späteren, historischen Heimat übertragen werden.

und erkennen einander auch ohne weiteres als Mitglieder desselben Volksstammes, als Brüder, an. Toskisch und Geghisch ist nicht so weit auseinander wie Platt- und Hochdeutsch. Die Tracht wechselt wohl bei den Weibern von Gau zu Gau und ist bei Christinnen und Mohammedanerinnen verschieden; dagegen ist die Tracht der Männer verhältnismäßig einheitlich im Gebirge. So ist schon ohne weiteres eine brauchbare Unterlage für einen selbständigen Staat gegeben. Dazu bedenke man die werbende Kraft des Nationalismus! Tschechisch war schon zu einer Sprache der Hausknechte und Viehmägde herabgesunken, und Palacky schrieb den ersten Band seiner böhmischen Geschichte deutsch, als durch die Erschütterung von 1848 eine Flut des erwachenden Volksbewußtseins heraufbrauste und in einem einzigen Menschenalter alle Dämme überschwemmte. Die Rumänen waren jahrhundertelang sogar völlig verschollen; kein Geschichtschreiber, kein Sänger kündete von ihnen, und dann waren sie plötzlich wieder da und griffen sofort wie fressend Feuer um sich. Sobald einmal ein albanischer Nationalstaat entstanden ist, werden die Volksgenossen, die draußen in der Zersplitterung, unter fremden Flaggen leben, ebensogut dorthin gravitieren, wie die Serben und die Bulgaren in der Diaspora den Anschluß mit dem volksverwandten Staate ersehnt und zum Teil erreicht haben.

Einheitlich ist allerdings der jüngste europäische Staat nicht. Vor allem sind da die Kutzowlachen. Gerade im Herzen des neuen Albanien, zwischen Valona, Durazzo und Berat ist eine der ausgedehntesten wlachischen Sprachinseln mit Ausläufern nach Tirana, El Basan und Gradiska; dann noch eine bei Tepeleni. Vorläufig jedoch wird das Vorhandensein dieser Kutzowlachen, deren Zahl wohl kaum hunderttausend viel überschreiten dürfte, die Einheitlichkeit der Gesamtschichtung nur wenig stören; vorläufig herrscht im Gegenteil die innigste Freundschaft zwischen Albaniern und allen Angehörigen rumänischer Zunge. Ferner gibt es 20- bis 25000 Koniatzi, Türken, die vor Jahrhunderten aus Konia und Nachbarschaft einwanderten.

Von anderen Volksfremden sind nur äußerst wenige vorhanden, meist Italiener und Griechen, dann einige Montenegriner, Österreicher und andere in den Küstenstädten. Die Zigeuner spielen keine Rolle. Dergestalt ist das neue Albanien weit einheitlicher als irgend ein anderer Balkanstaat. Denn nirgends deckt sich bei den anderen Volk und Nationalität in so hohem Maße wie in dem jungen Staate; nirgends sinkt, wie dort, die Zahl der Fremden auf weniger als ein Siebentel der Gesamtbevölkerung.

So weit wäre alles in schönster Ordnung, gäbe es nicht sehr viele und sehr starke Elemente der Uneinigkeit.

Häufig handelt es sich nicht um politische, sondern lediglich um persönliche Streitigkeiten. Bei den Albanern ist der äußerste Idealismus Trumpf. Berühmt ist das Wort des Franziskaners Georg Fishta geworden: Man kann eher ein Schock Flöhe als zwei Albaner unter einen Hut bringen. In noch höherem Grade, als es bei uns noch zwei Jahrzehnte nach der Reichsgründung Gebrauch war, jeden politisch Andersdenkenden als „Reichsfeind" zu verdammen, ist für jeden Skipetaren der Volksgenosse, der in irgend einer mehr oder minder wichtigen Frage einen abweichenden Standpunkt einnimmt, ohne weiteres ein Verruchter, ein Elender. Dabei bleibt es keineswegs bei Gedenken oder Worten; nur zu rasch kommt es zur Tat, und zwar zur Mordtat. So wurde im Herbst 1913 Djedo Zuk, eine Hauptstütze der erzbischöflichen Partei, Kaimakam in Alessio (ich hatte ihn wenige Tage vorher kennen gelernt; er war ein kleiner schmächtiger Mensch mit klugen Augen) ermordet; und nichts kennzeichnete die Zerrissenheit der Verhältnisse besser, als daß kein Mensch zwar daran zweifelte, daß der blutigen Tat eine politische Absicht zugrunde lag, daß aber anderseits kein Mensch eigentlich wußte, wer die verborgene Hand war, die den Zuk gefällt hatte. Die einen rieten auf Essad Pascha, die anderen auf Montenegro; die meisten auf seinen Glaubensgenossen Bib Doda Pascha, dem er bei seinem Streben nach der Herrscherkrone der Mirdita im Wege gestanden habe.

Nicht nur die Uneinigkeit zehrt an dem Volke und besonders seinen Führern, sondern auch die Habsucht. Die meisten Führer nehmen Geld, von wo sie es kriegen können. Wir sprechen da natürlich gleich von Korruption, wir sollten uns jedoch daran erinnern, daß auch die Ubier und Bataver und die Feinde des Arminius im Solde Roms standen, daß die Schweiz ihre Söhne nach Paris und Rom verkaufte und es dennoch fertig brachte, bei weit schwierigeren Verhältnissen einen dauernden Staat zusammenzuzimmern; endlich, daß deutsche Fürsten noch im 18. Jahrhundert ihre Landeskinder an England verkauften. Wenn man es jedoch versucht, sich in die Vorstellungsweise der Skipetaren hinein zu versetzen, so wird man einsehen, daß hier keine Preisgabe für Geld, keine eigentliche Charakterlosigkeit vorliegt. Für einen Albaner ist Geld, das er von irgend woher ohne greifbare Gegenleistung empfängt, lediglich eine Anerkennung für seine persönliche Überlegenheit. Er selbst fühlt sich nichts Geringes und findet es nur in der Ordnung, daß man dies Gefühl auch anderwärts teile. Er fühlt sich durch eine solche Ehrenbezeigung, durch ein Geldgeschenk, nicht im mindesten verpflichtet, ja, es fehlt nur wenig, so würde er das Geschenk für einen Tribut erachten, der ihm von Rechts wegen zukommt.

Am 6. Oktober 1913 wurde durch österreichische und italienische Bankengruppen eine albanische Staatsbank mit fünf Millionen Franken, einstweilen in Valona, errichtet, und der Prinz zu Wied verlangte eine Anleihe von 75 Millionen. Von dem Institut soll, außer dem gewöhnlichen Bank- und Hypothekengeschäft, auch der Bau von Häfen und Eisenbahnen eingeleitet werden. Die österreichische Gruppe besteht aus sehr leistungsfähigen Leuten, der Bodenkreditanstalt, der Länderbank, dem Bankverein, der Ungarischen Kreditbank und der Pester Kommerzialbank. Die Italiener stehen unter Führung der Banca Commerciale, in der viel reichsdeutsches Geld steckt. Während meines Aufenthalts traf ich eine stattliche österreichische Kommission, deren Aufgabe es war, die Trasse einer Bahn von

Valona über Durazzo nach Skutari zu studieren. Bulgarien sowohl wie Rumänien wollen eine Schiffahrtlinie nach der albanischen Küste eröffnen. Ferner will die Austro-Americana, eine Triester Auswandererlinie, in Zukunft an einem albanischen Hafen anlegen. Bulgarien hat Interessen namentlich wegen seiner Mehlausfuhr; der bulgarische Müllerverband erhielt zahlreiche Aufträge aus Albanien. Den Anfang machte die bulgarische Regierung selber, die Anfang November 500 Sack für die Flüchtlinge aus Neuserbien nach Valona schickte. Eine österreichische Studienkommission reist im Lande umher; sie soll über die bergbaulichen, die land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse Albaniens Bericht erstatten. Auch die Konzessionsjäger melden sich. Den ersten Pfeil schoß ein Wiener Journalist ab, der als Vertreter einer Interessentengruppe mit der provisorischen Regierung einen Straßenbahnvertrag abschloß. Unter sehr günstigen Bedingungen soll eine elektrische Straßenbahn von Feras an der Mündung der Vojusa nach dem 25 Kilometer entfernten Hafen von Valona geführt werden. Das ist nur ein Anfang; größere Unternehmungen werden sicherlich in allernächster Zeit folgen.

Der Handel kann auf 30 Millionen Mark veranschlagt werden. Davon gehen fast zwei Drittel nach Skutari und Durazzo. Vom Verkehr Durazzos, das weitaus der bedeutendste Hafen Albaniens ist und jetzt Residenz des Herrschers wird, vermittelte der Österreichiche Lloyd 65 Prozent.

Montenegro.

Kleinheit, wie gesagt, ist keine Schande. Auch Doris war klein, und doch gründeten die Dorer unter Sparta einen Staat, der die Geschicke der ganzen Mittelmeerwelt entscheidend beeinflußte. Nicht minder war Brandenburg klein. Dabei ist das Reich der Schwarzen Berge seit Jahrzehnten immerfort im Wachsen. Daher ist es nicht einheitlich. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Albanern. Dann sind noch andere Fremde

da, Italiener, Zigeuner, Deutsche. Der Staat hat weniger als eine halbe Million Bewohner und ist so groß wie Baden. Ein König, der zwar seit 1905 konstitutionell ist, tatsächlich aber autokratisch waltet, Nikolaus I., beherrscht das Land. Er ist einer der fähigsten Staatsmänner Europas. Montenegro macht dem Touristen, der bloß Cetinje besucht, keinen fruchtbaren Eindruck. Es gilt allgemein, aber mit Unrecht, für arm und hoffnungslos. Dabei ist nicht selten die verfügbare Statistik ganz und gar unzuverlässig. Das Stateman's Yearbook ist doch sicherlich ein ausgezeichnetes Werk; was es aber von Montenegro und namentlich seiner Landwirtschaft sagt, ist vollkommen unzureichend. Es behauptet, es seien dort nur 3000 Pferde. Laut amtlicher Angabe sind es (in dem alten Königreiche) 24000. Ähnlich steht es mit so manchen anderen Nachrichten. Durch die jüngsten Umwälzungen ist außerdem Montenegro um wertvolles Gebiet bereichert worden. Es bekommt eine Anzahl von Städten, die an Einwohnerzahl weit über Cetinje stehen. Ihm sind ergiebige Strecken zugewachsen, die landwirtschaftlich und bergbaulich zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Schon ist denn auch eine große Erschließungsgesellschaft auf dem Plane erschienen, eine von jenen Gesellschaften, die gleich alles in die Hand nehmen, die womöglich wie ein großer Tintenfisch ihre Fangarme und Saugwarzen über ein ganzes Land ausbreiten und sich dieses Land dienstbar machen. Die Gründer sind eben die moderne Form der alten Konquistadoren. Von der Art der geschilderten Gesellschaften ist im großen die Peruvian Corporation, im kleinen die Französisch-Montenegrinische Gesellschaft. Sie hat eine Konzession erhalten, deren Bedingungen ungefähr folgende sind: Bei dem Kloster Moratscha wird eine Stromschnelle des Flusses Moratscha, die 4000 bis 5000 Pferdekräfte liefert, und eine andere Wasserkraft desselben Flußlaufs die auf 60- bis 100000 Pferdekräfte geschätzt wird, an eine belgo-französische Gesellschaft unter der Leitung des Herrn Bushet übertragen werden. In sechs Monaten sollen die Pläne hergestellt sein und die Arbeiten anfangen. In vier Jahren soll

das Ganze fertig sein. Es erfolgt dann eine Überprüfung durch die Fachkommission. Binnen sechs Monaten muß eine Kaution von 100000 Kronen bestellt werden, die nach Fertigstellung zurückbezahlt wird. Von den Arbeitern müssen 80 Prozent Montenegriner sein. Die erste Konzession ist für die Elektrisierung der Eisenbahn, die die Italiener von Antivari nach Vir-Pazar gebaut haben, in Aussicht genommen. Die große Konzession soll einmal für elektrische Pumpen dienen, für künstliche Bewässerung der montenegrinischen Steppen. Laut einer Bestimmung müssen zwei Prozent der Gesamtkraft unentgeltlich für landwirtschaftliche Zwecke abgegeben werden, und nur zwischen Juli und September, wenn die Wassermenge gering wird, sinkt der Anteil auf ein Prozent. Bei der großen Wasserkraft ist 500 bis 700 Meter Senkung bei 1000 Kubikmetern in der Sekunde. Außerdem verpflichten sich die Konzessionäre, von Birtsch bis zur Zentrale von Moratscha eine fünf Meter breite Straße auf eigene Kosten zu bauen. Für Enteignung muß die Gesellschaft 15000 Kronen bezahlen, den etwaigen Rest trägt die Regierung. Besonders interessant ist die Schlußbedingung. Nach sechzig Jahren kann nämlich das Werk zum halben Preise von der montenegrinischen Regierung angekauft werden, nach achtzig Jahren geht es umsonst in den Besitz der Regierung über. Auch eine finanzielle Bedingung ist nicht ohne Reiz. 20 Prozent der auszugebenden Aktien sollen nämlich mit 10 Prozent Rabatt den montenegrinischen Banken angeboten werden. Die belgo-französische Gesellschaft, die mit einem Kapital von 16 Millionen Franken gegründet wurde, hat es übrigens nicht in erster Linie auf Eisenbahnen oder Landwirtschaft abgesehen, sondern auf Industrie und Bergwerke. Vor allem will sie Aluminium herstellen, sodann Karbid und andere Chemikalien. Der Hauptzweck des Ganzen scheint jedoch die Ausbeutung von Eisenerzen zu sein. Ich erinnere daran, daß ein großer Gürtel von Eisenerzlagern sich an der ganzen Ostküste der Adria von Dalmatien bis nach Griechenland hinunterzieht und daß die Firma Krupp bereits Erzfelder in der Herzegowina erworben

hat, während andere ausgedehnte Erzlager in Albanien anzutreffen sind. Die Schwarzen Berge besitzen hochwertige Eisenerze bei Sozena, für die der Ingenieur Deschkowitsch eine Vorkonzession bereits im Juli 1901 erworben hat; außerdem hegen sie Limonit und Eisenkarbonit. Eine Fundstätte ist in der Nähe von Suterman auf der Paßhöhe zwischen Antivari und Vir-Pazar. Das Eisen ist fünfzigprozentig; es füllt dreihundert Hektar und soll eine Mächtigkeit von mehreren Millionen Tonnen haben. Man plant, gegebenenfalls Eisengießereien in Antivari anzulegen. Die Mineralkonzession soll für fünfzig Jahre gegeben sein. Man will das Eisen nach Deutschland und Belgien verfrachten. Außerdem wären im Bereiche der Moratscha-Konzession Kupfer, Gold und, in der Nähe des Meeres, Quecksilber, außerdem Petroleum, nur anderthalb Stunden von Vir-Pazar entfernt. Gewisse Sumpfstrecken der westbalkanischen Küste und ihres unmittelbaren Hinterlandes scheinen für Erdöl besonders ergiebig zu sein; von solcher Art sind z. B. auch die Erdölvorkommen vier Stunden landeinwärts von Valona. Im übrigen will die Gesellschaft die elektrische Kraft auch noch zu anderen Zwecken verwerten, beispielsweise zu elektrischer Beleuchtung der Nachbarstädte, der Fabriken — so besteht eine bedeutende Tabakfabrik des von den Italienern gepachteten Staatsmonopols in Podgoritza —, weiter für elektrische Sägemühlen in den ausgedehnten Eichen-, Buchen- und Tannenwäldern, die im Osten Montenegros wachsen, endlich für elektrische Kranen und überhaupt den Hafenbetrieb in Antivari und Dulcigno. Ein „elektrisches Pferd“ soll in Antivari dreißig bis fünfzig Franken kosten.

Den Vogel freilich würde die belgo-französische Gesellschaft erst abschießen, wenn es ihr gelänge, mit der Donau-Adriabahn in Verbindung zu gelangen. Es ist das ein Unternehmen, das zum mindesten hundertdreißig Millionen Franken kosten wird. Die Serben arbeiten schon mit Feuereifer an der ersten Strecke dieser Transkontinentallinie und sollen dort nicht weniger als zweihundertfünfzig Ingenieure beschäftigen. So hörte ich selbst

jüngst, doch glaube ich, daß die Angabe sehr übertrieben ist; wahrscheinlich werden Vorarbeiter und Maschinisten und andere nützliche Leute als Ingenieure bezeichnet. Nun ist zwar die erste Strecke, die von Nisch ausgeht, einigermaßen festgestellt und zum Teil auch schon trassiert, dagegen ist der weitere Verlauf noch völlig unsicher. Es handelt sich um die Wahl zwischen drei ganz verschiedenen Strecken. Die eine geht von Nisch durch montenegrinisches Gebiet nach Antivari oder möglicherweise nach dem benachbarten, zwar österreichischen, aber in mancher Beziehung viel geeigneteren Spizza. Die andere Strecke würde Nisch über Kumani am mittleren Drin und weiters über Viersa mit Alessio verbinden; die dritte wäre über Oroschi und das Fandital ebenfalls nach Alessio zu leiten. Der Anfang wurde gemacht mit dem Bau einer kleinen Strecke, die sich möglicherweise einmal der Donau-Adrialinie einreihen kann. Es ist die vierzehn Kilometer lange Strecke von Podgoritza nach Plavnizza, welche die Italiener in Angriff nahmen. In keinem Fall aber wird die ebenfalls von Italienern erstellte, mehrfach genannte Strecke Vir-Antivari in die große Transkontinentalbahn der Zukunft einbezogen werden, denn die Italiener arbeiten außerordentlich schlecht, namentlich für die Waren wird so übel gesorgt, daß diese in der Regel beschädigt an dem Bestimmungsorte eintreffen. Dieser Mißstand ist so offenkundig, daß gar nicht selten Güter nach Podgoritza nicht etwa, wie zu erwarten, mit der Bahn von der Küste, von Antivari über Vir und dann mit dem Dampfschiffe, sondern von Cattaro mit einem Lastauto oder einem ganz gewöhnlichen, von Pferden gezogenen „Furgon“, Lastwagen, gehen. Dabei hat sich der Verkehr der oft erwähnten Eisenbahn noch gehoben, er hat alle Erwartungen weit übertroffen. In den wenigen Jahren seit seiner Eröffnung hat sich der Passagierverkehr von Antivari nach Vir verdoppelt, der Wagenverkehr vervierfacht. Das geschah aber nicht wegen, sondern trotz der italienischen Verwaltung. Also, wie gesagt, diese italienische Linie würde von dem großen Projekt nicht benutzt werden, sondern man

würde eine Konkurrenzbahn, die eine Kleinigkeit weiter nördlich ginge, erstellen.

Es liegt auf der Hand, ein wie großes Geschäft die elektrische Konzessionsgesellschaft mit dieser Zukunftsbahn einmal machen kann. Bis die elektrische Zentralanlage ersteht, soll es ja noch vier Jahre dauern. Bis dahin aber kann auch die Überlandbahn in der Hauptsache fertig sein.

Die Städte Montenegros sind Cetinje mit 4000 Seelen, Djakowa mit vielleicht 35000, Gusinje mit schätzungsweise 20000, Podgoritza mit 18000, ferner Niktschitsch, Rjeka, Dulcigno, Andrijewna, Antivari.

Sehr viele Montenegriner wandern auf drei bis fünf Jahre nach Nordamerika oder Argentinien, wo sie bis zwölf Mark täglich verdienen. Das wird auch die Erklärung dafür sein, daß so gar viel Leute Tag für Tag verbummeln. Ich glaube, ich habe noch nie so viele Faulpelze in der Welt gesehen wie in Montenegro. Zigaretten drehen, Raki trinken, gelangweilt die Straße hinunterstarren, das ist tagaus tagein die Hauptbeschäftigung vieler Städter. Auf dem Lande dagegen wird fleißig gewerkt. Von den Städten macht Podgoritza eine scheinbare Ausnahme, aber die Arbeitenden sind zumeist Albaner. Nur die Tabakfabrik schafft wie der Feind. Ein bißchen hat sie denn auch ihr Kraut verbessert. Und zu viel schaffen die Chauffeure. Letzthin ist nämlich überall, selbst nach Niktschitsch, Autobetrieb eingeführt worden. Die Chauffeure, meist Ausländer, sind verwegene Burschen, die alle Augenblicke ein Unheil herauffühpren. Auch die Bahn ist nicht unbedenklich. Die Kurven werden zu rasch genommen. Ich fragte: Kommen nie Unglücksfälle vor? „Nie! Höchstens, daß mitunter ein Arm oder Bein verloren geht.“ Wörtlich! Unglück ist nur, wenn einer mausetot gefahren wird.

Loben muß ich die Gerechtigkeit des Landes und die Sicherheit für das Eigentum. Ich verlor eine nicht unbeträchtliche Summe. Nach zwei Tagen war die Sache gefunden, und der Täter, ein Zigeuner, bekam fünf Jahre Zuchthaus. Diebstahl

wird sehr streng bestraft. Zu loben sind ferner die Schulen. Auch gibt es öffentliche Lesestuben, nur sind sie furchtbar schlampig. Überhaupt ist Schmierigkeit und Unordnung das Lebenselixier der Zrnagorzen wie der Albaner, während in Dalmatien wenigstens die besseren Leute sehr elegant sind und es niemandem anzuraten ist, sich dort als Lodenmensch und Wadenstrümpfler anstarren zu lassen. Etwas sauberer sind aber die Montenegriner doch als die Albaner. Auch ist ihre Landestracht ohne Frage viel schöner. Sie ist wirklich sehr kleidsam und wirkt in diesem Zeitalter gleichmachender Nüchternheit mit wohltuender Romantik. Nur die Weiber von Schlaku in den albanischen Alpen haben eine noch schönere, an die japanische erinnernde Tracht, die herrlichste, die ich im ganzen Balkan gesehen. Eines zeichnet noch die montenegrinische, übrigens aus der „Lustigen Witwe" ja gut bekannte Kleidung aus, die Mannigfaltigkeit der Farben. Während in Rumänien, in Albanien, bei den Griechen der einzelne Gau seine ganz bestimmten Farben hat, wendet der Sohn der Schwarzen Berge alle Abtönungen des Regenbogens mit gleicher Liebe und Wirkung an.

Von der italienischen Gesellschaft hörte ich folgendes. Sie hat vier Millionen Lire Grundkapital, aber schon zwölf Millionen ausgegeben. Ihre Dampfschiffahrt auf dem Skutarisee arbeitet mit Gewinn, leidlich auch das Tabakmonopol, dessen Sitz in Podgoritza, dagegen die Bahn mit starker Unterbilanz, und geradezu verhängnisvoll erwies sich der Bau des Hafens. Die Bahn hat eine gute Menge von Waren einzuführen, aber hatte lange keine Ausfuhr. Die Wagen rollten von Vir ganz leer zurück.

Montenegro verfügte zu Beginn des letzten Feldzuges über 36000 Mann Infanterie und 1200 Mann Artillerie; Reiterei gibt es dort nicht. Die Wehrpflicht erstreckt sich ja wohl auf die üblichen Jahresklassen, tatsächlich aber auf sämtliche Männer und Knaben, die überhaupt schon oder noch Waffen tragen können. Die Montenegriner formieren im Kriege 11 Infanteriebrigaden (zu ungefähr je 3000 Mann) und 1 Artilleriebrigade,

zusammen 58 Bataillone (jedes 600 Mann) Infanterie und 12 Batterien. An Waffen besitzt das Land 100000 Gewehre, davon schenkte Rußland 1895 30000 Stück Berdan-Gewehre, 1898 dann wieder 30000, diesmal System Hayan-Moskowska; ferner sind noch 20000 Werndl-Gewehre (österreichisches Fabrikat) und 20000 verschiedener Systeme vorhanden. An Geschützen besitzt Montenegro 48 Gebirgs-, 36 Feld- und 44 Belagerungsgeschütze, 20 Mitrailleusen. Für alle diese Waffen ist Munition reichlich vorhanden. Im Frieden besteht von allen Truppen nichts. Es gibt da nur zwei Lehrbataillone in Cetinje und Podgoritza, welche jährlich 400 Mann vier Monate hindurch ausbilden, und zwei Lehrbataillone, die 100 Mann während sechs Monaten ausbilden. Das Lehr-Pionierdetachement bildet in der gleichen Zeit ebenfalls 100 Mann aus. In der Hauptstadt Cetinje ist eine Infanteriemilitärschule mit zweijährigem Kurse. Die Schüler, aus dem Unteroffizierstande entnommen, werden am Schlusse des Kurses zu Leutnants befördert. An Sonn- und Feiertagen treten die Wehrpflichtigen zu kleinen Übungen zusammen, die naturgemäß keinen streng militärischen Charakter haben.

Serbien.

In der Hauptsache ist Serbien ein mäßig hohes Gebirgsland mit zahlreichen Flußläufen, die sich gelegentlich zu kleinen Ebenen ausweiten. Die höchste Erhebung ist der Kaponik mit 2106 Meter. Die Hauptflüsse sind, außer der Donau und Save, von denen das Königreich umströmt wird: Drina, Dobrawa, Damnawa und Kolubara, die sämtlich in die Save münden; ferner die Morawa, die Mlawa, der Pek und der Timok, lauter Nebenflüsse der Donau. Der größte Fluß des Landes ist die Morawa, durch die das mittlere Serbien, die Schumadja, in zwei Hälften geteilt wird. Die Bewohner der Schumadja gelten als besonders gefährliche Leute, als rauhe, fremdenfeindliche Hinterwäldler, aber auch als sehr tapfere

Krieger. Die Gebirge bestehen größtenteils aus kristallinischem Schiefer, Granit, Sandsteinen und Kalksteinen. Im ganzen Lande sind Mineralquellen häufig. Das Klima ist gemäßigt; in Belgrad wird es aber mitunter drückend heiß, während in den Bergen den Winter über manchmal eine schneidende Kälte herrscht.

Serbien war nicht ganz 49000 Quadratkilometer und ist jetzt beiläufig 84000 Quadratkilometer groß. Es besaß 2,8 Millionen Einwohner und hat jetzt über 4 Millionen. Es ist der Teil der Balkanhalbinsel, der am dichtesten bevölkert ist. In dem alten Königreiche waren außer dem herrschenden Stamme 143000 Rumänen, 38000 Zigeuner, 4500 Juden, 3000 Türken, 20000 Albaner und 30000 andere. Die deutsche Kolonie, meist Österreicher, betrug allein in Belgrad an die 8000 Köpfe.

Die Männer sind ziemlich groß, haben blondes oder braunes Haar und tragen mit Ausnahme der Geistlichen, die den Vollbart pflegen, Schnurrbärte. Die Frauen sind meist unansehnlich und selten schön. Die Kleidung der Männer wie Weiber besteht aus weißen faltigen Leinengewändern, breitem Gürtel, wollenen Oberkleidern und dem Fes als Kopfbedeckung. Die Wohnstätten sind primitiv aus Holz erbaut, die Fugen mit Lehm ausgeschmiert und die Dächer mit Stroh oder Holz gedeckt. Im Dach findet sich eine Öffnung für den Abzug des Rauches. Die Einrichtung der Wohnräume ist sehr mangelhaft. Bettstellen und Schränke sind selten. Als Nahrungsmittel dienen der Landbevölkerung Mais, Milch, Käse, Fische, Speck, Bohnen, Knoblauch und Paprika. Im Gegensatz zur Provinz ist Belgrad prächtig, hat viele stattliche Häuser, und seine Bewohner leben aus dem Vollen.

Das Regiment über die Familie führt das Familienoberhaupt (Starjeschina). Es schlichtet die Streitigkeiten und leitet die Arbeiten, die zum größten Teil von den Frauen ausgeführt werden. Nationaleigenschaften sind einerseits: Familiensinn, Elternliebe, Freiheits- und Vaterlandsliebe, Mut, Gastfreiheit, Mäßigkeit; anderseits: Streitsucht, Schlauheit, Aberglaube. Für

Poesie, Musik und Tanz — es wird gleich wie bei den alten Germanen der Schwertertanz gepflegt — ist der Serbe sehr empfänglich, davon zeugen die vielen serbischen Volkslieder. Die Hauptbeschäftigung der Serben ist Ackerbau und Viehzucht, ein großer Teil der Bevölkerung wird Soldat oder Beamter, sehr wenige Handwerker. Die Kaufleute haben viel Unternehmungslust.

Der Religion nach gehören die Serben der griechisch-orthodoxen Kirche an. Das Haupt dieser Kirche in Serbien ist der Erzbischof zu Belgrad, der den Titel „Metropolit von ganz Serbien" führt. Diesem zur Seite stehen drei Bischöfe. Klöster zählt man 55. Allen Andersgläubigen ist freie Religionsübung zugesichert, doch ist der Übertritt aus der griechisch-orthodoxen Kirche in eine andere streng verboten. Der Schulunterricht ist obligatorisch. 80 Knaben- und 70 Mädchenschulen sorgen für den Unterricht. Höhere Unterrichtsanstalten sind 2 Obergymnasien, 2 Oberrealschulen, 12 Untergymnasien, 1 Landwirtschaftsschule, 1 Lehrerbildungsanstalt, 1 Handelsschule, 1 höhere Mädchenschule, 1 Hochschule mit drei Fakultäten, 1 theologische Lehranstalt und 1 Kriegsakademie.

Der Ackerbau ist zwar weit ausgebreitet, steht jedoch noch auf sehr niederer Stufe. Trotzdem ist die Ernte größer als der Verbrauch. Hauptsächlich werden Pflaumen gezogen, aus denen der bekannte Sliwowitz (Pflaumenbranntwein) bereitet wird, Tabak und Hanf. Die Viehzucht ist Hauptnahrungszweig der Landbewohner. Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen werden gezogen und auch Seidenraupen gezüchtet. Die Fischerei liefert reiche Erträgnisse an Forellen und Kaviar. In den ausgedehnten Wäldern der Gebirge wandern Bären und Wölfe. Durch den Bergbau werden Eisen, Kupfer und Steinkohlen gewonnen. Die Industrie Serbiens ist noch geringwertig. Wolle, Seide sind die Hauptartikel, außerdem werden Metalle und Holz verarbeitet. Im ganzen Lande existieren 10 Brauereien, 105 Dampfmühlen, 1 Tuchfabrik, 4 Ziegeleien, 1 Papiermühle, 6 Bergwerke, 8 größere Banken. Ausfuhrartikel sind Rindvieh, Schweine, Blutegel, Häute, Talg, Wolle, Wachs und Honig;

Einfuhrartikel: Salz, Kaffee, Eisen- und Glaswaren, Waffen und Munition. Handelsplätze sind: Belgrad, Schabatz, Smederowo, Pozarevac, Negolin, Nisch, Pirot, Wranja, Prisrend, Üsküb, Weles. Für die Regelung der Handelsangelegenheiten sind Handels- und Gewerbegerichte eingesetzt. Der Hauptverkehr konzentrierte sich früher auf Österreich, das aber seit sieben Jahren stark verloren hat. Die Münzeinheit ist der Dinar = 1 Frank = 80 Pfennig.

Die ruhigen Verhältnisse, welche seit dem Jahre 1903 im Lande herrschten, haben dem Außenhandel einen bedeutenden Aufschwung ermöglicht. Er ist von 138 Millionen im Jahre 1900 auf 237 Millionen im Jahre 1911 gestiegen. Die Bevölkerung Serbiens ist ziemlich dicht. Auf den Quadratkilometer kommen 60 Einwohner, und die Bevölkerungsziffer wächst beständig. Wie der Bulgare, haftet auch der Serbe an seiner Scholle; ungefähr 87 Prozent der Gesamtbevölkerung sind Bauern, und zwar sehr gute Landwirte [1]).

Als Serbien in den Krieg zog, fragte man sich allgemein, ob ihm seine Finanzen dieses Unternehmen überhaupt gestatten. Das serbische Budget hatte in den letzten Jahren eine erhebliche und rasche Erhöhung erfahren. Die äußere Schuld betrug 668185000 Franken, das war für nur ungefähr 3 Millionen Einwohner recht viel. Die Verzinsung dieser Schuld verschlang jährlich 36 Millionen oder 27 Prozent der Staatseinkünfte und betraf folgende Posten: Unifizierte Schuld vom Jahre 1894 zu 4 Prozent 336840000 Franken, serbische Lose vom Jahre 1881 zu 2 Prozent 23440000 Franken, Tabaklose vom Jahre 1888 9050000 Franken, Monopol vom Jahre 1906 zu 5 Prozent 56852000 Franken, Anleihe vom Jahre 1907 zu 4½ Prozent 92658000 Franken, Anleihe vom Jahre 1909 zu 4½ Prozent 149345000 Franken.

Recht schwierig war es für das Königreich, eine Kriegsanleihe aufzunehmen. Dabei waren die Verhältnisse nicht un-

---

[1]) Vgl. Österr. Staatsschr. f. d. Orient, März 1913.

günstig; so begann die Regierung den Krieg mit 125 Millionen bar in der Kasse. Einen Vorschuß scheinen die Serben im Anfang 1913 erhalten zu haben; wegen der Hauptanleihe aber, die man im Oktober in Paris aufnehmen wollte, stießen sie auf große Schwierigkeiten. Die Franzosen wollten eine 250-Millionen-Anleihe nur bewilligen, falls Serbien folgenden Bedingungen zustimme: 1. müsse die serbische Regierung den Grundsatz der Rückzahlung der türkischen Schuld für die eroberten türkischen Gebiete anerkennen, 2. müsse der von Serbien zu übernehmende Anteil an der türkischen Schuld etwa 40 Millionen und ungefähr 2 Millionen jährlicher Zinsen betragen. Die serbische Regierung erklärte, diese letzteren Bedingungen nicht annehmen zu können. Sie sei bereit, in offiziöser Weise den Grundsatz der Rückzahlung anzuerkennen, aber die Bestimmung des Anteils an der türkischen Schuld sei ausschließlich Sache der internationalen Finanzkommission. Niemand habe das Recht, diesen Anteil im voraus festzusetzen. Es wäre dies ein finanzielles Ultimatum, dem sich Serbien nicht unterwerfen könne.

Zuletzt gaben indes die Franzosen nach.

Von 1910 bis 1911 ist der Wert der Industrieprodukte von 80 auf 125 Millionen Franken gestiegen. Im Nordosten des Landes wird auch Bergbau betrieben, doch ist er noch im Anfangsstadium. Immerhin hat die Kupferförderung, welche im Jahre 1900 nur 475000 Franken abwarf, im Jahre 1912 schon das Erträgnis von 6 Millionen Franken erreicht. Die Kapitalien, welche Serbien aus Europa und speziell von Frankreich entlieh, sind größtenteils produktiv angelegt worden. In Serbien sind intelligente und erfinderische Köpfe nicht selten, und mehr als die anderen Balkanvölker werden die Serben die wirtschaftliche Entwicklung ihres vergrößerten Reiches zu fördern verstehen.

Einigermaßen im unklaren war man über die militärische Leistungsfähigkeit Serbiens, weil eben den Zahlen auf dem Papier die tatsächlichen Ziffern nicht recht entsprechen wollten. Die Dienstpflicht reicht vom 21. bis 45. Jahre. Von jährlich 25000 Militär-

pflichtigen wurden etwa 18000 Mann ausgehoben und von diesen wiederum nur die Hälfte ganz ausgebildet, während die andere Hälfte nur kürzere Zeit bei den Fahnen blieb. Die Dienstzeit war 18 Monate für die Infanterie, also mithin weniger als in allen Großstaaten, für Artillerie und Reiterei zwei Jahre. Für die Mobilmachung sind drei „Ban" vorgesehen. Vom 21. bis 31. Jahre geht der erste Ban, der zweite umfaßt die Jahrgänge bis zum 37. Jahre, und der dritte den Rest. Der zweite Ban ist zur Deckung von Verlusten da und zur Verstärkung der Feldarmee, kann jedoch sofort mit aufgeboten werden. Freilich war gerade diese Möglichkeit recht unbestimmt, zumal für den zweiten Ban keine Stammformationen vorhanden waren. Allzu mißtrauisch waren gewisse Kenner, die den Serben nur 90000 Mann Gefechts- und 120000 Mann Verpflegungsstärke zutrauten. Immerhin bestand der erste Ban aus 160000 Mann, der zweite war auf 80000 und der dritte auf 50000 berechnet. Kein Mensch glaubte, daß die Serben alle diese 290000 Mann auch wirklich auf die Beine bringen würden. Die serbische Tatkraft hat aber alle Voraussagen Lügen gestraft und sogar 350000 Mann ausgehoben, eine Zahl, die zeitweilig sogar auf 400000 gestiegen sein soll. Es gab fünf Divisionen, deren Hauptquartiere zu Nisch, Valiewo, Belgrad, Kragujewatz und Zaitschar waren. Ein Regiment hat im Kriege vier Bataillone. Eine Divisionskavallerie gibt es im Frieden nicht; im Kriegsfalle stellt jede Division aus ihrem Distrikte (ähnlich wie in Japan) ein Regiment von 400 Reitern auf. Allerdings besteht noch getrennt eine eigene Kavalleriedivision von vier Regimentern, deren Stämme in Belgrad und Nisch sind, von einer Kriegsstärke von 80 Offizieren und 3200 Mann. In Serbien hatte Schneider-Creusot das beste für die Artillerie getan. Im Jahre 1908 hatte die Armee nur 330 Geschütze; aber in den letzten Wochen des Krieges noch war der Geschützpark dermaßen vermehrt worden, daß er ungefähr auf das Doppelte gekommen war.

Bosnien, Herzegowina, Dalmatien.

Wir haben bereits im Eingange angekündigt, daß wir aus Zweckmäßigkeitsgründen die österreichischen Gebietsteile nur ganz kurz behandeln werden. Jedenfalls aber soll der Leser die wichtigsten Zahlen hier nicht vermissen. Die Bevölkerung der am 5. Oktober 1908 in den Verband der Monarchie aufgenommenen Annektionsländer beträgt zusammen mit der Dalmatiens 2,6 Millionen. Sie besteht ganz überwiegend aus Serben und nur zu einem geringfügigen Teile aus Italienern, Deutschen und Madjaren, sowie Juden und Zigeunern. Die Auswanderung ist ziemlich lebhaft; sie betrug in den letzten Jahren ungefähr je 20000 Köpfe. Der Flächeninhalt der drei Gebiete ist 64000 Quadratkilometer. Die Annektionsländer stehen noch jetzt unter der Verwaltung des gemeinsamen Finanzministers. Es wird ein richtiges Kondominium ausgeübt. Die Monarchie hat ungemein viel für die annektierten Provinzen getan. Es gibt dort 2000 Kilometer Eisenbahnen. Serajewo mit seinen 60000 (70000?) Einwohnern und Mostar mit fast 20000 sind in raschem Aufschwunge begriffen, der sich namentlich auch in dem rapiden Ansteigen der Löhne, der Mieten und der Lebensmittelpreise äußert. Die Ausfuhr besteht aus Getreide, Zwetschgen, Tabak, Holz, Pferden, Rindvieh, Schafen, Erzen, Kohle, Eisen, Erdöl, Zellulose, Teppichen und Wolldecken. Berühmt ist die staatliche Teppichfabrik von Serajewo. Die Ausfuhr betrug 1911 mehr als 120 Millionen Kronen gegenüber einer Einfuhr von 150 Millionen. Im Busen von Cattaro haben die Annektionsländer eine Verbindung mit dem Meere. Das hat besondere Bedeutung für die Kohlen (180000 Tonnen jährlich) von Zenica und die Mangan- und andere Erze einiger bosnischer Gruben.

Dalmatien ist nicht nur das weitaus schönste Land Österreich-Ungarns und, neben dem Binnenlandmeere Japans, vielleicht der Welt, sondern es ist auch wirtschaftlich und militärisch von

größter Bedeutung. Es verspricht namentlich viel als Minenland. Es wird für zwei Millionen Kronen Kohle erzeugt; auch hat sich eine englische Gesellschaft, The Mediterranean Coal Co., gebildet. Die Kohle besitzt zwar keine große Heizkraft; sie entwickelt nur 4500 Kalorien, aber sie wird von der Bahn und von mehreren Reedereien benutzt und sogar nach Italien ausgeführt. Das Hauptvorkommen ist in und bei Sebenico. Bei Makarska beutet die Wiener Gesellschaft König & Co. Asphalt aus. Ertrag 50000 Zentner. Bei Spizza ist eine Quecksilbermine; bei Spalato sind Eisenlager. Unter Nero bekam Rom große Mengen Goldes von Dalmatien. Der Berg Promina hat Silber. Es soll noch Quecksilber am Fuße der Tartarberge und nahe dem malerischen Trau (slawisch Trogir[1]) geben, sowie Aluminium bei Skardona und Spizza. Mineralwasser sind bei Verlikka.

Die Industrie ist gering. Am wichtigsten ist wohl die weinverarbeitende Industrie, besonders in Spalato, wo der bedeutendste Produzent Katalanetz ist. Die reichen Wasserfälle Dalmatiens verbürgen der elektrischen Industrie eine große Zukunft; vorläufig hat bloß eine venezianische Gesellschaft die Wasserfälle auszubeuten begonnen; sie hat an den berühmten Kerkafällen, einige Stunden von Sebeniko, und zwar bei dem Skardonafall — die Kerka bildet nämlich mehrere Katarakte — ein Kalziumkarbidunternehmen errichtet. Die Gesellschaft hat zwei Anlagen, eine ältere von 7000, eine jüngere von 24000 Pferdekräften.

Die Inseln.

Die vielen und in Größe, geologischer Eigenart und Erzeugnissen außerordentlich mannigfaltigen Eilande, die zu der Balkanhalbinsel gehören, stehen unter drei Flaggen: der ita-

[1]) Offenbar verwandt mit der Punta Tragara, die alle Besucher Capris kennen — ein neuer Beweis für die weite Verbreitung des illyrischen Elementes.

lienischen, griechischen und türkischen. Die staatlichen Verhältnisse sind indes noch weit davon entfernt, endgültig geregelt zu werden. Anfang Februar 1914 war kaum eine einzige Insel im tatsächlichen Besitze der Osmanen, doch war ebensowenig zweifelhaft, daß einige dieser herrlichen Besitzungen wieder unter den Halbmond zurückkehren würden.

Entsprechend der staatlichen Zerrissenheit des Archipels, die nicht erst auf den letzten Balkankrieg zurückgeht, fehlt denn auch eine zusammenhängende Darstellung, die wir als Quelle benützen könnten. Die Gesamtbevölkerung wird, mit Einschluß Kretas, kaum unter einer Million bleiben. Von den Inselbewohnern sind gegen neun Zehntel orthodoxe Griechen; es herrscht also eine erstaunliche Einheitlichkeit; der Rest besteht namentlich aus Türken, dann Juden, Italienern und sehr wenigen anderen. Der Handel mag hundert Millionen Mark übersteigen. Eine Gesamtstatistik gibt es begreiflicherweise nicht. Es genüge, die bedeutendsten Einzelposten zu erwähnen, von denen jedoch seltsamerweise immer nur die Hälfte, nämlich die Einfuhr bekannt ist. So führte Mytilene für siebzehn Millionen Mark ein, Chios für sechs, Samos fünf, und Rhodus bloß viereinhalb Millionen Mark. Bekannt ist die Ausfuhr von Samos, die zwischen vier und sechs Millionen schwankt, ungefähr die Hälfte davon entfällt auf Wein.

Italien hat während des Tripoliskrieges zwölf Inseln besetzt, die es allerdings im Frieden von Ouchy wieder herauszugeben versprochen hat, ohne bis jetzt eine Miene zur Ausführung des Versprechens zu machen. Nach Rhodus ist am wichtigsten, da zum Kriegshafen ausgebaut, das alte Astypaleia, jetzt Stampalia oder Astropalia genannt; ferner kommen in Betracht Kos, die Heimat des Simonides; Scarpanto, das alte Karpathos; Symi, Kasos, Episkopi und Nisyros. Die Absicht Italiens ist, sich zur Herrin des östlichen Mittelmeeres zu machen. Dazu dienen der Besitz von Tripolis und der Ausbau von Tarent und Syrakus zu Kriegshäfen. Am Ostufer der Adria hat Italien zwar keinen Territorialbesitz, aber doch sehr schwer-

wiegende Interessen. Hauptsächlich auf italienischen Einspruch hin haben die Griechen Südalbanien räumen müssen; dadurch und infolge der hellenischen Irredenta, die naturgemäß auf Rhodus und seinen Nachbareilanden entstand, ist eine sehr fühlbare Spannung zwischen Rom und Athen eingetreten.

Weitaus der größte und bedeutendste Teil des Inselgebietes ist den Griechen zugefallen. In der Adria sind sie jetzt neben Österreich und Italien bereits eine Macht, mit der man rechnen muß; im Jonischen Meere haben sie überhaupt keinen Gegner, und im Archipel ist ihre Vorherrschaft unstreitig. Durch die Angliederung Kretas grenzt Hellas an Afrika, durch Samos und Nachbarinseln an Asien, während der griechische Anspruch auf Imbros und Tenedos die Dardanellen bedroht. Die östlichen Inseln haben denn auch Hellas in erneute Feindschaft mit der Hohen Pforte gebracht, die es schlechterdings nicht dulden kann, daß ihr bestes Vorwerk, daß das berühmte Einfallstor der Dardanellen von fremdem Territorium geradezu blockiert werde. An und für sich haben weder Tenedos mit seinen 2400, noch Imbros mit seinen 4500 Einwohnern, zu denen als bedrohlicher Eventualbesitz noch das von einem rigihohen Berge gekrönte Samothrake mit 4600 Seelen kommen sollte, wenig Bedeutung; lediglich strategische Gründe lassen ihre Besetzung wünschenswert erscheinen. Wichtiger, auch handelspolitisch, wäre das nahe gelegene Lemnos mit 27000 Bewohnern. Bei weitem am volkreichsten ist im übrigen Kreta mit einer Drittelmillion; es folgen Mytilene oder Lesbos mit 135000 bis 150000, Chios mit 70000, Samos mit 53000, während das berühmte und auch heute noch wichtige Rhodus nur 30000 Einwohner zählen soll.

Besonders unsicher ist noch die Staatszugehörigkeit von Thasos. Einst bestand auf seiten des Dreiverbandes eine ziemliche Geneigtheit, die Insel den Bulgaren zu überlassen, die ja jetzt bald eine Macht auf dem Ägäischen Meere darstellen werden. Sogar England spielte mit dem Gedanken, sich Thasos, wo reiche, bisher von einer deutschen Firma ausgebeutete Goldlager sind,

für sich zu erwerben; die völkerrechtliche Grundlage dazu gab die geschichtliche Tatsache, daß einmal, wenn auch nur kurze Zeit, Thasos dem (jetzt faktisch britischen) Ägypten unterstellt war.

Einzelne balkanische Inseln sind steinig — fast nur aus kahlen Felsen bestehend und durchaus unfruchtbar. Die meisten jedoch erfreuen sich einer blühenden Landwirtschaft und außerdem eines regen Handels. Stapelartikel bilden Wein, Öl, Seide, Baumwolle und Honig, sodann Fische, Vieh und Häute. Eine nicht geringe Zahl hegt wertvolle Metalle, so das genannte Thasos Gold, Samos Eisenerz, Paros den berühmten Marmor; auf Rhodus gibt es siliziumhaltiges Argil, das für die Aluminiumfabrikation sehr geeignet wäre. Berühmt ist endlich die lemnische Siegelerde, die in der Arzneikunde verwendet wird. Auf Samos gibt es Blei und Kupfer.

Mit der Inselfrage ist das staatliche, militärische und politische Problem der Dardanellen verknüpft. Die letzte Phase dieses Problems bestand darin, daß Enver Pascha die Meerengen dem Kriegsministerium unterstellte und daß der Marschall Liman v. Sanders einen Plan für ihre Neubefestigung ausarbeitete.

Wirtschaft.

Landwirtschaft.

Die verschiedenen Rassen bringen für den Kampf ums Dasein und für die Erwerbstätigkeit verschiedene Fähigkeiten mit. Überhaupt wenig Sinn für Arbeit haben Serben und Montenegriner. Die geborenen Handelsleute sind die Griechen und Juden; es ist gewiß kein Zufall, daß Saloniki der Mittelpunkt der Industrie auf dem Balkan ist, denn dort sitzen die meisten Juden. Die besten Hirten und Viehzüchter sind die Kutzowlachen und Rumänen, danach kommen die Albaner. Die Türken tun sich als Handwerker hervor, die Nachfahren des einstigen Reitervolkes zeichnen sich namentlich in der Verfertigung von Sattelzeug und sonstigem Lederwerk aus. Die besten Ackerbauer sind die Bulgaren. Bis vor die Mauern Konstantinopels sind sie als Gärtner sehr gesucht, nicht minder als Erntearbeiter, besonders für das Pflücken des Tabaks.

In allen Ländern des Balkans, mit Ausnahme Rumäniens, herrscht der Mais unumschränkt. Aus ihm wird das Brot für die Masse der Bevölkerung gebacken. Man legt den Teig in zwei flache Halbkugeln aus Ton, streut reichlich glühende Asche darauf — und in wenigen Minuten ist das Brot fertig, das freilich nicht für anspruchsvolle Gaumen gemacht ist. In zierlichen Vorratshäusern, die etwa anderthalb Meter breit und drei bis vier Meter hoch sind, wird der Mais aufbewahrt. Der Weizen kommt auf dem Balkan erst in weitem Abstand danach mit einer Anbaufläche, die um das Drei- oder Vierfache geringer

ist. Weitaus den ersten Platz belegt der Weizen dagegen in Rumänien. Zwar ist die beiderseitige Anbaufläche für Mais und Weizen ungefähr gleich, nämlich etwas über 2 Millionen Hektar; der Ertrag des Weizens auf den Hektar und der dafür erzielte Preis ist jedoch bedeutend höher. Im Jahre 1912 erzeugte Rumänien 3 Millionen Hektoliter Weizen; 1 Hektar lieferte im Durchschnitt 15 Hektoliter, während in früheren Jahren 17 und sogar 20 Hektoliter gewonnen wurden. Von der gesamten Bodenfläche Rumäniens dienen 40 Prozent dem Ackerbau, 21 Prozent sind mit Wald bedeckt, 13 Prozent sind Weide. Der Rest verteilt sich auf kahle Berge, Sümpfe, Steppen und Dörfer und Städte. Nicht weniger als 6 Prozent nehmen Flüsse und Bäche ein. Für 300 Millionen Franken geht rumänischer Weizen nach Belgien und den Niederlanden, von wo allerdings ein beträchtlicher Teil der Ware nach England und Deutschland weiter verladen wird. Von dem neuen, ehemals bulgarischen Gebiete erwartet man eine Weizenernte im Werte von 150 Millionen Franken. Rumänien ist auch das einzige Land auf dem ganzen Balkan, in dem der Ackerbau bereits nach neuzeitlicher Art betrieben wird. Nur dort treffen wir Dampfpflüge und Silos, sowie Erntemaschinen in größerer Menge an. Die tischgleiche Fläche erleichtert die neuesten Formen des Großbetriebes.

Nicht unbedeutend ist der Anbau von Gerste auf dem Balkan. Meist jedoch ist sie von geringer Güte, so muß für die Brauereien, die in allen Staaten, auch in Montenegro vorhanden sind, die Gerste von außen eingeführt werden, selbst in Bosnien, wo eben trotz aller staatlichen Belehrung die Landwirtschaft doch noch keine großen Fortschritte gemacht hat. Hopfen habe ich nirgends bemerkt; damit wird es zusammenhängen, daß die Balkanbiere durchweg sehr hopfenarm sind. Hafer wird überall in bescheidenen Mengen gepflanzt, er wird aber fast nirgends als Futter für die Pferde benutzt, denen vielmehr Maisstroh vorgeworfen wird. Nur in Rumänien, dem großen Pferdelande, waren 400000 Hektar dem Hafer gewidmet.

Reis wird in Südmazedonien und Südalbanien, wo sumpfiges

Gelände sich findet, angebaut. Es kommen weiter noch in Betracht Hirse, Roggen und Spelz. Ein gutes Bild der Verhältnisse gibt Montenegro, dessen Statistik die beste in ganz Südosteuropa ist. Dort sind mit Spelz, der bloß im Gebirge gepflanzt wird, 900 Rallo angebaut. Der Rallo faßt 1820 Quadratmeter. Hafer bedeckt 3000 Rallo, Roggen 11000, Gerste 18000, Weizen 29000, Mais 97000. In Montenegro wie in Griechenland kann der Ertrag des Körnerbaus den Hunger der Bewohner nicht stillen, und Getreide und Mehl müssen eingeführt werden. In Griechenland sind nur 20 Prozent des Landes angebaut, 8 Prozent sind Wiesen und Weide, 22 Prozent Wald, und die Hälfte der Gesamtfläche Brachland.

Von Gemüsen sind vielleicht am beliebtesten die Bohnen. Kartoffeln scheinen noch nicht lange eingeführt zu sein, wenigstens ist der Geschmack daran noch so unentwickelt, daß die Kartoffel des öfteren kalt genossen wird. Ich nenne weiter Erbsen, Linsen, Futterwicken, Knoblauch, Zwiebeln, Kohl, Salat, spanischen Pfeffer und Kürbisse. Für Fremde, die nicht daran gewöhnt sind, ist der Geruch des im Übermaß gegessenen Knoblauchs und der roh, ohne Zuspeise verzehrten Zwiebeln etwas Schreckliches. Die Größe der Kürbisse ist ungeheuer und wird, so viel ich selbst gesehen habe, in ganz Europa bloß von einigen Riesenkürbissen Ungarns übertroffen.

Hanf und Flachs gibt es namentlich in Bulgarien.

Besonderheiten sind noch Erdnuß und Safran, die viel Sonnenwärme brauchen und in Südmazedonien gut gedeihen; die Erdnüsse werden als Surrogat für Kaffee, kaum jedoch zur Ölgewinnung gebraucht. Ferner Opium. Mohnpflanzungen sind im Wardarbecken häufig und ausgedehnt. Der Mohn, der einen Meter Höhe erreicht, wird wie Weizen in großen Feldern angebaut. Auf dem ganzen Balkan (wie in Ungarn) ist Paprika sehr beliebt. Es gibt scharfe und süße Sorten Paprika. Eßbar sind endlich die jungen Früchte der Bamia (Hibiscus esculentus) und verschiedene Eierpflanzen (Solanum Melongena).

Eine große Rolle spielt der Tabak. Das Gewächs von

Südostmazedonien und von Nordalbanien ist für Zigaretten das beste der Welt. Allein von dem Dreieck zwischen Drama, Xanthi und Kawala werden 12 bis 15 Millionen Kilogramm jährlich ausgeführt. Das Pflanzen und Ernten des Tabaks ist eine ganze Wissenschaft, bei der das geringste Versehen empfindlichen Schaden im Gefolge hat. In Albanien baut jeder Bauer seinen Bedarf selber, wie auch schon in türkischer Zeit der Tabak der Malsoren nicht der Regie unterworfen war. Weitaus der größte Teil des mazedonischen Tabaks kommt ins Ausland, nur etwa ein Zwölftel oder noch weniger bleibt im Lande zurück. Die Ware geht von Kawala nach Ägypten, Österreich, Deutschland (vorwiegend nach Dresden) und Amerika. Weiterhin nach Frankreich, Rußland und anderen Ländern. Der montenegrinische Tabak wird zum Teil nach Italien ausgeführt. Wie sich in Zukunft die Dinge hier staatlich regeln werden, wie namentlich sich die Ablösung der türkischen Regie darstellen wird, ist noch nicht bestimmt, überhaupt bot schon immer diese Regie eines der schwierigsten finanziellen Probleme. Ein Monopol besteht seit acht Jahren in Montenegro; es ist an die italienische Antivari-Gesellschaft verpachtet, die in Podgoritza die Tabakfabrikation ausübt[1]).

Recht gute und einträgliche Tabaksorten hat sich Serbien in seinen neuen Gebieten gesichert, Sorten die bis auf 1000 Meter Höhe gut fortkommen. Berühmt ist das Kraut von Gilan, Kumanowo, Üsküb, Tetovo und Prisrend. Der Tabak wird auf besondere Art gebeizt und sehr fein geschnitten, so daß er meterlange Strähne zieht.

Alle unsere Obstarten sind auf dem Balkan vorhanden, dazu im Süden und Westen noch Südfrüchte, deren wir ermangeln. Das Obst ist nicht so geschützt wie bei uns; Vorübergehende können sich meist ungescheut aneignen, was sie wollen, namentlich Kirschen und Kastanien gelten anscheinend für vogelfrei.

---

[1]) Eine anschauliche Schilderung geben zwei Berichte, die in Grafs Finanzchronik, 10. April 1911, und in der Deutschen Levantezeitung 1912 abgedruckt sind.

Edelzucht habe ich mit wenigen Ausnahmen nirgends bemerkt. Das Obst hat überall einen guten gesunden Geschmack, aber ist nirgends verfeinert. Der häufigste Typus der Äpfel scheint der Bismarckapfel zu sein. In Bosnien habe ich auch Lord-Grosvenor-Äpfel gesehen. Die Birnen sind von der herben Art unserer Regentinbirne. Die größte Rolle spielen Pflaumen. Sie werden aus Serbien in vielen Eisenbahnwagen nach dem Norden, besonders auch nach Deutschland, ausgeführt. Serben und Montenegriner bereiten aus ihnen den schon erwähnten Sliwowitz, der allgemein weit mehr geschätzt wird als der österreichische. Ich erwähne noch Orangen, Zitronen, Granatäpfel, Hasel- und Walnüsse, herrliche Melonen, Mandeln und Süßholz, Johannisbrot, Feigen und Edelkastanien, die massenhaft wild wachsen. Hagebutten werden mit Vorliebe roh genossen. Ausführlicher müssen Olive und Traube geschildert werden. An der gesamten Ostküste der Adria und im ganzen Süden bis an den Bosporus wachsen die Ölbäume. Sie sind nirgends so groß, wie ich sie in Südmarokko gesehen habe — dort erreichen sie die Höhe unserer tausendjährigen Eichen —, selten werden sie höher als 5 bis 6 Meter. Das Öl hat in den letzten Jahren eine beträchtliche Wertsteigerung erfahren; leider wird es deshalb häufig mit amerikanischem Kottonöl vermengt. Besonders gutes Öl kommt von der Insel Paxos, südlich von Korfu; im Altertum war Attika wegen seiner zum Teil schon damals uralten Ölbäume berühmt.

Das Öl wird in gewaltigen Fässern, die 8 bis 16 Hektoliter fassen, verschickt. Dampfpressen sind noch äußerst selten.

Wein kommt in sämtlichen Ländern Südosteuropas vor; am wichtigsten ist dafür Griechenland[1]), dergestalt, daß bis vor kurzem Blüte und Niedergang des ganzen Staates einzig und

[1]) Die griechischen Weinberge, die zusammen 2 bis 2½ Millionen Hektoliter produzieren, sind über eine große Fläche verteilt; abgesehen von einigen Weinsorten, die sich vorzüglich zum Verschnitt eignen, wie die wohlbekannten Weine von Korfu, Santa Maura und Kumi, sind die Weinsorten anderer Gegenden Griechenlands wenig bekannt. Keine dieser Sorten ist z. B. so bekannt, wie der Portwein, Sherry, Malaga,

allein von der Traube abhing. Die Rosine, Korinthe und Sultana genannt, ist bis heute der Stapelartikel von Hellas.

Dalmatien hat eine Eigentümlichkeit, den Maraskino.

Das Geheimnis der Fabrikation des Maraskino verdanken wir einem vornehmen Venezianer, Joseph Calceniga, der im Jahre 1730 die richtige Mischung für diesen berühmten Likör festsetzte. Heutzutage sind die Maraskinofabriken sehr zahlreich; die Stadt Zara hat den Ruhm, sie zu beherbergen.

Die Maraskinofabrikation ist sehr einfach: man legt in Weingeist Früchte und Blätter der Maraskekirsche; nach einer

---

Marsala oder Madeira. Die griechischen Weine kann man in vier große Gruppen verteilen: 1. Die mit Harz zubereiteten Weine (vins résinés), in der Hauptsache Weißweine, denen man während der Gärung Tannenharz zufügt. Sie haben einen terpentinähnlichen Geschmack und werden hauptsächlich im Inlande verbraucht. 2. Rotweine, die zum Verschnitt dienen, dunkle Farbe und einen starken Tanningehalt haben. Zu dieser Gruppe gehören die Weine von Santa Maura oder Leukas, Korfu, Paros, Kumi, Nemea, Xérochori. Diese Sorten werden alle exportiert und sind überall bekannt. 3. Unverschnittene Tischweine, rot und weiß, die in folgenden Orten wachsen und ausgeführt werden: Santorin, Chalkis, Aliverion, Attika, Messenien, Paros, Arkadien. Diese Weine zeichnen sich durch ihren natürlichen hohen Alkoholgehalt von 13 bis 14 Prozent aus, einige davon haben sogar ein sehr gutes Bukett. Die peloponnesischen Weine haben einen Alkoholgehalt von 14½ bis 16½ Prozent. 4. Likörweine, die außerhalb Griechenlands als Dessertwein und zu medizinischen Zwecken verwandt werden. Diese kommen aus Kephalonia, Zante, Paros, Santorin (Vivo Santo), Messenien, Patras, Attika, Xérochori.

Zu diesen vier Gruppen muß man noch die moussierenden arkadischen Weinsorten (Tripolitza) nennen, die in verhältnismäßig kleinen Mengen erzeugt werden. Die mit Harz zubereiteten Weine schwanken wenig im Preise; die sonstigen Weine, die zum Export dienen, unterliegen den Preisschwankungen ausländischer Märkte. Es besteht eine Anzahl Gesellschaften, die sich mit der Weinzubereitung sowie mit dem Verkauf griechischer Weine befassen. Diese Unternehmungen kaufen in der Regel die Weine vom Weinbauer, und einige haben auch eigene Weinberge. Durch die günstige geographische Lage Griechenlands im äußersten Winkel der Balkanhalbinsel sind die griechischen Weinberge bisher von der Reblaus verschont geblieben, während das Alter der Weinberge von günstigem Einfluß auf die Qualität der Weine ist.

(Deutsche Levantezeitung.)

längeren oder kürzeren Zeit destilliert man sie, dann ist der Maraskino fertig. Die kleinen Unterschiede zwischen den einzelnen Fabrikmarken ergeben sich aus der Güte der verwendeten Früchte und dem Zeitraum, währenddessen man sie ziehen läßt. Die Ausfuhr geht nach England, Deutschland und Amerika.

Ein Ruhm des Balkans ist der mehrfach erwähnte Pflaumenschnaps, Sliwowitz. In der Dobrudscha heißt er Tsuika. Dann wird noch Tresterschnaps und Mastix bereitet. Der Ausdruck Raki bezieht sich meist auf Tresterschnaps, jedoch nicht immer.

Zwei Eigentümlichkeiten, die Südosteuropa vor dem Reste des Erdteils voraus hat, sind Rosenöl und Baumwolle. Viele Kilometer weit erstrecken sich die bulgarischen Rosenfelder auf der Ebene von Kasanlyk südlich vom Schipkapaß; sie sind ausgebreiteter als die des Libanons. Aus 20000 Kilogramm Rosen wird nur je 1 Kilogramm Öl gewonnen. Zukunftsreich, bei der Monopolstellung Amerikas, unter der unsere Spinner seufzen, ist Baumwolle. Sie wird in gut bewässerten, stellenweise sumpfigen Strichen Südwestalbaniens und Südmazedoniens gewonnen. In ansehnlicher Menge wird ferner der Maulbeerbaum gepflanzt und die Seidenraupe im Südwestbalkan gezüchtet.

Man stellt sich häufig den Balkan als kahles, waldloses Gebiet vor. Es ist ja wahr, daß es ein Sprichwort gibt: Wenn der Türke einen Zahnstocher braucht, haut er einen Baum um! Und es ist nicht minder wahr, daß die zahlreichen Ziegenherden den Baumwuchs sehr schädigen. Endlich ist fast die ganze Ostküste der Adria durch die Venezianer, die das Holz für ihre Galeeren brauchten, vom Wald entblößt worden. Trotzdem gibt es noch gewaltige Bestände im Innern, im ganzen Hinterlande der Adria, sowie in Serbien und Bulgarien und in den Niederungen der rumänischen Karpathen. Die herrlichsten Eichenwälder sind in Montenegro, Serbien und Rumänien, allerdings ist die Ausbeutung und Verwüstung in Rumänien schon derart fortgeschritten, daß letzthin ein Zoll von 100 Prozent auf die Ausfuhr erlassen wurde. Umfangreiche Buchen- und Nadelwälder gibt es in Albanien, wo auch die Flößerei schon ziem-

lich im Schwange ist. In Südalbanien sind wertvolle Bestände von Gelbholz. Staatlich geschieht bisher noch wenig für Forsten. In Cetinje und bei Serajewo wurden Baumschulen errichtet.

In Rumänien bestehen acht größere Holzgesellschaften, die bis Ägypten und Süditalien, ja sogar nach Holland exportieren. Ihre Jahresausbeute beläuft sich auf 45 bis 50 Millionen Lei. Der Betrieb war bisher ganz wesentlich Raubbau, doch wird dem durch jüngst erlassene Gesetze hoffentlich gesteuert werden. Der Waldreichtum ist lediglich auf den Nordsaum des Landes beschränkt; in den übrigen Teilen sind, außer bei Sinaia und Pelesch, die den Nordgebirgen nahe liegen, Bäume sehr spärlich; besonders kahl ist die Dobrudscha.

Vielfach, wie namentlich in Albanien, das ja noch keinen Kilometer Eisenbahn und sehr wenige Straßen besitzt, hat der Mangel an Verkehrsmitteln die Ausbeutung der Wälder verhindert, mit Ausnahme der angedeuteten Fälle, wo, wie namentlich im Fandiflusse sowie an der bisher die Grenze zwischen Montenegro und dem Sandschak bildenden Tara, die Flößerei bekannt ist.

Die gesamte Landwirtschaft wird, mit Ausnahme Rumäniens und des griechischen Weinbaues, noch in ziemlich urtümlicher Weise betrieben. Der Pflug wirft weder rechts noch links auf, sondern hinterläßt nur eine schmale Furche, die kaum viel mehr als eine Hand tief ist. Gelegentlich ist noch der Holzpflug im Gebrauch, der mitunter mit Steinen beschwert wird. Eggen sind fast unbekannt. Von Düngung haben die wenigsten Leute eine Ahnung. Die Musterwirtschaften, die bei Serajewo und beim montenegrinischen Danilograd errichtet wurden, haben bisher noch nicht allzu viel gewirkt. Ebenso ist wiederum, mit Ausnahme Rumäniens, die Viehzucht noch nicht sehr weit vom Urzustande entfernt. Stallungen sind dürftig oder gar nicht vorhanden. Gar nicht selten, selbst in Bosnien, dem doch Kultureuropa am nächsten ist, hausen Mensch und Vieh in demselben Raume. Mehr zufällige Kreuzungen kommen bei allen Tiergattungen vor: bewußte Züchtung wurde bisher nur selten geübt. So kann es nicht Wunder nehmen, daß nicht einmal

die Pferde, die doch nicht nur für landwirtschaftliche, sondern auch für kriegerische Zwecke brauchbar sind, auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen. Sie sind durchweg klein und schwach, nur klettern können sie meist gut. Am schlechtesten sind sie in Bulgarien. Auch die Türken, die doch einst ein berühmtes Reitervolk waren und die aus Anatolien und Mesopotamien herrliches Vollblut einführen könnten, haben nur minderwertiges Material. In Montenegro ist überhaupt keine Kavallerie vorhanden, trotzdem werden von dort von den 24000 überhaupt vorhandenen Pferden an die 3000 jährlich nach Italien ausgeführt. Etwas besser sind die serbischen Tiere. Man hat dort vor elf Jahren Anglo-Normannen und außerdem, wenn ich meinem Auge trauen darf, englisches Blut eingeführt, wahrscheinlich, bei der Nähe der beiden Länder, auch ungarisches. Das einzige glanzvolle Beispiel von einheimischer Zucht, das mir bekannt ist, gibt Albanien. Im Südwesten des jungen Staates, in der Mazochia, nördlich von Valona, wächst ein herrlicher Schlag von Rossen, die selbst den Arabern kaum nachstehen dürften. Von leidlicher Beschaffenheit sind auch die Pferde der Metochia, im Nordosten des alten Albaniens, im heutigen neumontenegrinischen Bezirke Gusinje. Bei dieser ganzen Schilderung ist natürlich auszuschalten, was geschenksweise an die Fürstenhöfe gekommen ist, auf diese Weise können sich sogar die Schwarzen Berge arabischer Vollblüter rühmen. Wie weit freilich der Einfluß solch eines „geschenkten Gaules" reiche, wird nicht leicht festzustellen sein. Eine rühmliche Ausnahme, wie im ganzen landwirtschaftlichen Betrieb, macht Rumänien. Seine Pferde stehen an Güte und Menge allen anderen Pferden des Balkans (wenn man die Mazochia nicht mitrechnet) weit voran. Ebenso ragt es in der Rinderzucht hervor. Sonst sind überall die Rinder minderwertig. Eine Kuh, die 80 bis 150 Mark wert ist, gibt im Jahre 1200 bis 1500 Liter Milch. In Bosnien hat man Schweizer Kühe eingeführt, deren Nachwuchs auf je 400 Mark gewertet wird. In Montenegro, das eine starke Ausfuhr von Ochsen nach Triest zu verzeichnen hat, will man

das ostfriesische Rind einführen. Quer jedoch durch die Mitte des Balkans hindurch, von Südalbanien über Mazedonien nach Thrazien, ist das häufigste Haus- und Nutztier der Büffel. Er ist Zug-, Schlacht- und Milchtier. Büffelmilch ist fetter als Kuhmilch, hat aber einen erdigen Nachgeschmack. An erster Stelle ist Rumänien auch in der Schweinezucht. Ein Großbetrieb, der mit erstaunlichen Mengen rechnet, waltet da vor. Im übrigen Balkan hat so ziemlich jeder Bauer sein Schwein, dagegen ist eine Ausfuhr von Belang nicht vorhanden. Zum Teil sind die Preise recht erheblich. In Serajewo kommt Schweinefleisch auf einen Gulden zwanzig Kreuzer (= zwei Mark) das Kilo zu stehen, also seltsamerweise noch etwas teurer als bei uns. Man sollte nun denken, daß bei solchen Preisen der Bauer im Golde schwämme; das täte er auch, wenn er nicht mit einer verdrossenen Trägheit an jede Arbeit heranginge und wenn er nicht gewohnt wäre, nur für den eigenen Bedarf zu erzeugen. Billiger ist es zurzeit noch in Montenegro; für ein Spanferkel zahlt man bloß zehn Kronen.

Die Verteilung des Bodens beeinflußt die Art der Wirtschaft. Nun herrscht in Montenegro, Nordalbanien, Griechenland, Serbien und Bulgarien, wie einem Teile Thraziens der Kleinbetrieb. Er ist stellenweise so ausgeprägt, daß zum Beispiel in Nordalbanien, wo alle, auch die kleinsten Äcker, mit Dornenhecken umhegt sind, diese Zersplitterung ein rechtes Verkehrshindernis wird. Für Rumänien, Südalbanien und Mazedonien, wie einzelne Striche Bosniens und Thraziens ist der Großbetrieb, das Tschiflik und Rittergut bezeichnend. Von Bauernunruhen ist bisher nur Rumänien getroffen worden (vgl. S. 264). Auch in den Tschiflik von Mazedonien war, wie in Irland, die Absenteewirtschaft üblich. Der Herr, ein Türke, war abwesend; der Verwalter, in der Regel ein Albaner, mußte sich durch eine gewisse Rauhbeinigkeit gegenüber den meist slawischen, gelegentlich auch türkischen Tagelöhnern empfehlen. In allen Ländern, besonders den einst türkischen, spielen die Staatsdomänen eine erkleckliche Rolle. In Albanien gaben

sie zu mancherlei Parteiungen Anlaß, da man einigen Großen, wie dem Prenk Pascha und dem Fürstabt von Oroschi, Monsignore Dotschi (vgl. S. 107), unrechtmäßigen Verkauf von Staatsforsten vorwarf. Bei den Friedensverhandlungen konnte man sich immer am schwersten über die Domänen einigen.

Jagd und Fischfang.

Die Jagd auf dem Balkan ist äußerst ungleich. Es gibt weite Gebiete, wo schwer ein Schwanz oder eine Flosse zu erspähen ist, und es gibt Seen und Wälder, die das Herz des Waidmanns höher schlagen lassen. So ist vortrefflich die Niederjagd auf dem Skutarisee, sowie in den benachbarten Ebenen, und ähnlich auf dem Tachinosee an der Mündung der Struma. Besonders günstig für Flugwild sind die sumpfigen Niederungen nördlich von Valona und zwischen Santi Quaranta und Parga; sie sind ein wahres Paradies für den Jäger; nur darf nicht verschwiegen werden, daß sie stark von Malaria durchseucht sind. An weniger zugänglichen Orten gibt es Rehe und Schwarzwild, jedoch nicht in irgend erheblicher Anzahl. Dagegen sind überall noch zahlreich die Wölfe, in deren Nachbarschaft sich häufig auch Bären aufhalten. In Bosnien werden alljährlich im Durchschnitt dreihundert Wölfe und neunzig Bären erlegt. In Rumänien ist die Treibjagd auf Bären ein beliebtes Fest. Höher hinauf, in den alpinen Regionen, hausen Gemsen und — angeblich noch häufig anzutreffen — Steinböcke. Überall gibt es Füchse und Marder, Adler, Falken und Weihen. In den rumänischen Randgebirgen und im alpinen Mittelalbanien lauert der Luchs, der in Deutschland so ziemlich ausgestorben ist. In Bosnien war ich einmal auf einer Schuhuhütte. Rühmend zu erwähnen wäre noch, daß es anscheinend nicht für waidmännisch gilt, den Edelreiher zu schießen, den man oft genug sichten kann. Über Biber und Ottern, die höchst wahrscheinlich vorkommen, bin ich leider nicht unterrichtet. Als Kuriosum möchte ich noch anführen, daß im christlichen Albanien manchmal die Weiber, die sich dort

überhaupt großer Freiheit erfreuen, auf die Jagd gehen. An einem einzigen Orte des Balkans taucht der Schakal auf, in Südwestalbanien. In der waldreichen Lurja, in Mittelalbanien, habe ich zahlreiche Trappen gesehen. Von einem waidmännischen Betriebe der Jagd scheint nur in Bosnien und Rumänien die Rede zu sein; auch gibt es nur dort richtige Förster. In der jüngsten Zeit haben jedoch Montenegro und Griechenland beschlossen, ebenfalls Förster anzustellen, doch geschieht dies fast nur zur Aufforstung, weniger zur Pflege des Wildes.

Der Fischfang scheint am geringsten im Schwarzen Meere zu sein, und am ertragreichsten im Jonischen Meere. An der Küste Südalbaniens gehörte einst die Fischerei zu den Vorrechten des Sultans und brachte ihm ein erkleckliches Stück Geld ein. Ungemein reich sind fast sämtliche Flüsse des Balkans an Flossenträgern, meist jedoch wird die Fischerei ganz unsystematisch betrieben. Besonders gut und wohlfeil sind die Forellen. Man erhält in der Regel ein Kilo für einen Franken. Sehr reich ist die Donau, besonders an Karpfen und Huchen, sodann der Skutarisee, namentlich an Karpfen und einer Gattung, die Uglea genannt wird. Das Vorrecht an dem Ertrag des genannten Sees hat ein einziger Stamm, der aus zweitausend Köpfen besteht, die Zeklin. Der Stamm verteilt jährlich die gemeinsame Beute, die an 300000 Kronen beträgt, gleichmäßig an die Mitglieder. Viele Skutarifische werden nach Serbien und Italien ausgeführt. Am wichtigsten ist der Ertrag der Gewässer für das griechische Volk; allein auch in Rumänien und in anderen Teilen des Balkans lebt eine starke Schicht der Bevölkerung zur Hälfte von gedörrten Fischen (zur anderen Hälfte von Maisbrot und Schafkäse). Eine merkwürdige Einzelheit der türkischen Volkswirtschaft ist das Düngen mancher Tabaksböden mit kleinen Fischen.

An erster Stelle stand einst im ganzen östlichen Mittelmeer der Thunfisch; um seine großen Schwärme einzufangen, die alljährlich den Bosporus durcheilen, soll ursprünglich die griechische Kolonie am Goldenen Horn gegründet worden sein, jetzt aber hat sich der Thunfisch nach dem Westbecken verzogen. Dagegen

wird am Bosporus noch heute ein sardellenartiger Fisch, der Ciros, in großer Menge gefangen. Fast überall gibt es Krebstiere, darunter die herrliche Languste, Tintenfische und der große, wenig angenehm aussehende Oktopus; weiterhin Austern, Seeigel und Schnecken, die eine beliebte Fastenspeise bilden, gleich gewissen Fischeiern, dem sogenannten roten Kaviar. Netzfischerei in großem Stile wird besonders im Golf von Saloniki betrieben, wo das Recht mit hunderttausend Franken bezahlt wird; alljährlich werden dort allein von Sardinen 215 000 Okka erbeutet (die Okka ist ungefähr 5/4 Kilogramm). Auch Aale, die zum Teil nach Deutschland ausgeführt werden, kommen dort häufig vor. Wenig einträglich ist seltsamerweise die Fischerei in den kretischen Gewässern; vielfach betätigen sich Italiener bei Kreta und Saloniki. Sehr fischarm sind die Flüsse Serbiens und Bulgariens. Dagegen hat Rumänien einen ungeheuren Reichtum an Süßwasserfischen, deren Fang auf einer Fläche von 800 000 Hektar ausgeübt wird. Die Menge der zum Verkauf kommenden Süßwasserfische beträgt in einem Jahre über 20 Millionen Kilogramm. Die Ausfuhr nach Österreich und Rußland erhebt sich fast auf eine Million Lei. Besonders wertvoll sind die Karpfen, der Sterlett, Wels, Zander, Hecht, Sturionen und Accipenserarten; dann Heringe. Auffallenderweise fehlen Lachs und Aale. Hauptmarkt ist Galatz, wo auch eine Gefrieranlage in Bau ist.

Industrie.

Die verschiedenen Industrien wurden bereits bei den einzelnen Ländern angeführt; wir können uns daher hier auf einen allgemeinen Überblick beschränken.

So gut wie gar keine Industrie, von einigen Dampfmühlen abgesehen, hatte bisher Albanien; sehr geringe besaßen Montenegro und Bulgarien. Die übrigen Länder können bedeutsame Anfänge von Industrie verzeichnen. In Fabriken sind wohl die europäische Türkei und das jetzt griechische Saloniki voran;

in bergbaulichen Betrieben Rumäniens. Griechenland ist eifrig bemüht, seine Lücken auf beiden Gebieten auszufüllen, und hofft namentlich viel von der Erschließung seiner neuen Provinzen.

Am entwickeltsten ist, wie gesagt, Rumänien, vor allem durch die Ausbeutung seiner Ölfelder, dann durch zahlreiche Fabriken, und neuerdings durch die Industrialisierung seiner Fleischgewinnung und der Getreideausfuhr. Rumänien ist im wesentlichen auf Kohle angewiesen, die es sich verhältnismäßig billig auf dem Wasserwege verschaffen kann. Für die übrigen Balkanländer außer Thrazien kommen an erster Stelle Wasserfälle in Betracht. Besonders Albanien und das nordgriechische Akarnanien, ferner Südwestmontenegro sind an solchen überaus reich. Bisher ist jedoch dieser Reichtum so gut wie gar nicht ausgebeutet. Das einzige Beispiel einer großzügigen Verwertung der Wasserkraft, das ich kenne, ist die Moratscha-Konzession bei Podgoritza; dann wären die Kerkafälle (vgl. S. 344) zu erwähnen. Aus Albanien könnte man nach meiner Schätzung zum mindesten 300000 Pferdekräfte durch Wasserkraft gewinnen. Für Griechenland kommt fast nur der Aspropotamos in Betracht, der jedoch eine unübersehbare Reihe von großen Fällen und Stromschnellen bietet; alle anderen Flüsse, wie auch die Salambria mit dem berühmten Tempetale, trocknen im Sommer fast ganz aus. Die großen Flüsse des Ostens haben für elektrische Ausbeutung den Vorteil, daß sie alle sich über mehrere Terrassen hinabstürzen. Übrigens ist bei der leichten Zugänglichkeit des Landes und der großen Ausdehnung der Küste vorläufig selbst in den wasserreichen Gebieten einstweilen noch die Kohle ausschlaggebend. Ohnedies hat ja die elektrische Industrie auf so manche Enttäuschungen bei der Verwertung großer Wasserkräfte zurückzublicken und zieht auffallend oft, zum Erstaunen der Laien, eine von Kohlen gespeiste Zentralanlage vor, obwohl ihr ganz in der Nähe ausgiebige Fälle oder Stromschnellen zur Verfügung stünden. In Zukunft wird die elektrische Kraft, wie dies schon bei der montenegrinischen Konzession beabsichtigt

ist, auch für die Hebung der Landwirtschaft, für künstliche Bewässerung usw., dann aber namentlich für die Erschließung von Minen in Betracht kommen.

Handel.

Auch der Handel wurde besser im staatlichen Rahmen erörtert, da ja die staatliche Gesetzgebung, Zölle und Bahntarife, da ferner die territorielle Beschaffenheit und Ausdehnung maßgebend wirken. Wir geben hier nur eine Gesamtübersicht, die jedoch bezüglich der Türkei auf Schätzungen angewiesen ist. Der Außenhandel betrug letzthin in:

Rumänien	1261	Millionen	Mark
Europäische Türkei	600	"	" (?)
Serbien	190	"	"
Griechenland	247	"	"
Bulgarien	310	"	"
Albanien ungefähr	30	"	"
Montenegro	7	"	"
Bosnien, Herzegowina, Dalmatien	120	"	"
Handel der Balkanstaaten über	2,4	Milliarden	Mark.

Bergbau.

Wir erörterten Handel und Industrie im Zusammenhang mit den einzelnen Staaten, weil Verkehr, wie Fabriken und ähnliche Anlagen sehr stark von den Landesgesetzen und den örtlichen Verhältnissen abhängig sind, bei Minen kommt es jedoch überwiegend auf den inneren Wert des Vorkommens und wenig oder nicht auf die staatlichen Verhältnisse an. Außerdem hat der Zusammenhang der Vorkommen geologisches Interesse. Infolgedessen ist es gerechtfertigt, sämtliche bergbauliche Unternehmungen und Möglichkeiten des Balkans gemeinsam zu behandeln.

Der frühere serbische Finanzminister Draschkowitsch, der jetzige Führer der Jungradikalen, und nicht minder der schon auf S. 156 erwähnte Dr. Vladan Georgewitsch, einst Premier-

minister unter König Milan, erklärten dem Verfasser, daß die Mineralschätze Serbiens ausreichten, um bei gehöriger Ausbeutung in zehn Jahren die ganze Staatsschuld zu tilgen. In der Tat waren schon in der Römerzeit und im Mittelalter die Bergwerke Serbiens berühmt; ein Serbenzar ließ einst deutsche Bergarbeiter aus Sachsen und Siebenbürgen kommen.

In der Gegenwart haben besonders die Eisenerz- und die Kupferlager Serbiens die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Konzessionen liegen meist in belgischen und französischen Händen. Für die künftige Verwertung wird natürlich viel von dem Ausbau der Bahnen abhängen, wobei alles darauf ankommt, möglichst rasch die Donau zu erreichen. Augenblicklich ist auf dem ganzen Balkan der Ertrag von Metallschätzen am höchsten in Rumänien. Aber auch dort wird die Ausbeute fast nur von Ausländern betrieben. Aller Anteil richtet sich dort auf Erdöl (vgl. S. 294). Wenn auch dessen Menge und Güte häufig überschätzt wird, so ist doch das rumänische Petroleum nicht ohne Belang, selbst nicht für den deutschen Markt, und deutsche Banken, namentlich die Diskontogesellschaft und die Dresdener Bank, haben beträchtliche Gelder in rumänischen Ölquellen angelegt. Seitdem die Standard Oil Co. Rockefellers mit immer deutlicheren Ansprüchen auf die Weltherrschaft hervortritt, und bei uns die Regierung einen Gegentrust schaffen will, ist rumänisches Öl für Deutschland noch wichtiger geworden. Freilich sind auch an der unteren Donau die Agenten Rockefellers tätig, um das dortige Öl in ihre Tanks zu leiten.

Wenig bekannt und noch weniger ausgebeutet sind die mineralischen Vorkommen Bulgariens. Man kann sich jedoch kaum vorstellen, daß die gewaltigen Gebirgszüge des Landes so metallarm sein sollten, wie es gewöhnlich heißt. So gut wie ganz ohne Metallschätze ist vermutlich Thrazien. Griechenland hat Eisenerze, Kupfer und Erdöl, doch ist bisher das Königreich, auch das alte, namentlich im Nordwesten, geologisch und bergtechnisch noch wenig erforscht. Am reichsten wird das neugewonnene Epirus

sein. Es gibt dort Kohle an der Küste, Erdöl bei Dodona, Kupfer nordöstlich von Janina.

Auf die Bodenschätze Montenegros ist man erst ganz kürzlich, zum Teil durch die mehrfach genannte Moratscha-Konzession aufmerksam geworden. Die bisher entdeckten Schätze sind alle am Südsaume des Königreiches. Sie bestehen aus Quecksilber an der Küste, umfangreichen Lagern von fünfzigprozentigem Eisen bei Sutorman, Kupfer und Kohle bei Berane. Außerordentlich schwer ist es, die Vorkommen Albaniens zu beurteilen. Gerade die erfahrensten Forscher sprechen gern von einer Armut des Landes, allein es sieht fast so aus, als wollten sie nur die Aufmerksamkeit nicht allzusehr auf den vorhandenen Reichtum lenken. Es ist ja richtig, daß noch nirgends eigentliche Schürfungen vorgenommen wurden, und daß, außer in Masreko, kein wissenschaftlicher Geolog auch nur Oberflächenuntersuchungen angestellt hat — wie weit und wie eindringend die fachlichen Untersuchungen Baron Nopcsa's seien, entzieht sich meiner Kenntnis —; auf der anderen Seite aber ist nicht zu verkennen, daß zum mindesten, was Mannigfaltigkeit anbetrifft, gerade Albanien an erster Stelle steht. Im Nordosten ist Chrom, in der Schala Kohle und Gold, bei dem genannten Masreko abbauwürdiges Kupfer, an der Küste Braunkohle vorhanden, in der Mirdita gibt es eine ergiebige Quecksilberader, bei Puka stößt man auf weite Felder von Kohle und Eisen, ferner harren Silber, Erdöl und Erdpech des Erschließers.

Am besten bekannt und zugleich am besten in neuzeitlicher Art ausgebeutet sind die Gruben in Bosnien und der Herzegowina. In Cenica und Kreka gibt es Braunkohlenbergwerke in staatlichem Besitze; das von Kreka ist schon seit 1884 im Betrieb, und enthält zwei Flöze von je neun und acht Meter Mächtigkeit. Die geförderte Lignitkohle enthält sehr wenig Schwefel und liefert 4500 Kalorien. Kreka hat eine elektrische Zentrale. Die Förderung beträgt über drei Millionen Doppelzentner. Cenica besitzt gar drei Flöze bis zu achtzehn Meter Mächtigkeit, und die Kohle liefert 5900 Kalorien. Für eine

Million Kronen werden Braunkohlen ausgeführt. Einen großen Teil der Produktion übernimmt die Eisenbahn. Die größte Teufe ist hundertsechzig Meter hoch. Am besten ist die Kohle von Kakania; sie hat 6000 Kalorien, aber die Flöze haben nicht über fünf Meter Mächtigkeit. Eisengruben liegen bei Vares; sie liefern Spat-, Rot- und Brauneisenstein. Tagebau wie Tiefbau sind anzutreffen, und in Smrka Etagenbau. In Przici erfolgt die Erzförderung von der Grube zunächst mit Benzinlokomotiven, dann mittels Pferdebahn. Es wurden insgesamt 450 Arbeiter beschäftigt, die täglich 3500 Doppelzentner Erz zu Tage förderten. Der größte Teil wird gleich in dem Hüttenwerk von Vares verhüttet. Unter den Erzen gibt es Siderit, Limonit, und phosphorreiches Hämatit. Die Schicht umfaßt 50 Hunde und schwankt von 10 Tonnen bis auf 50 Tonnen. Die gerösteten Erze haben einen Gehalt von 46 Prozent Eisen und 6 Prozent Mangan, sind also recht hochwertig; auch sind geringe Mengen von Zink und Blei darin enthalten. Eine Grube, die der Gewerkschaft Bosna gehört und bei Cevljanovioc liegt, fördert Hartmanganerz, das sogar 40- bis 50prozentiges Manganerz hegt, und ferner Pyrolusit. Die Grube ist durch eine eigene Bahn von 23 Kilometer an die Staatsbahn angeschlossen. Die Aufbereitungsanlage kann jährlich 200 000 Doppelzentner Erze aufarbeiten. Weiterhin gibt es in Bosnien Fahlerze mit Quecksilber, dann Chromerze mit 42 bis 48 Prozent Chromoxyd, endlich Schwefelkies und Bleiglanz. Im Jahre 1912 wurden für Bosnien und die Herzegowina zwanzig Schürfrechte und siebenhundertsechsundsiebzig Schutzfelder bewilligt, sowie drei Grubenfelder verliehen. Im ganzen waren im Bergbau 6316 Arbeiter mit 210 Beamten und Ärzten beschäftigt. Im Zusammenhang hiermit sei noch des großen Stahlwerkes in Cenica gedacht, das 1893 als Privatwerk gegründet wurde. Es arbeitet mit zwei Martinöfen zu je 15 Tonnen, mit Hochdruckgeneratoren und mit Ingots, die bis zu 400 Kilogramm wiegen. Es erstellte im vorletzten Jahre 781 000 Doppelzentner Guß- und Walzwaren im Werte von 7 1/4 Millionen Kronen.

Verkehr.

	Eisenbahnen
Das alte Griechenland . . .	1609 Kilometer
Die alte Türkei in Europa .	1994 „
Das alte Serbien	806 „
„ „ Bulgarien	1928 „
„ „ Rumänien	3437 „
„ „ Montenegro . . .	18 „
Das neue Albanien	0 „

Der bedeutendste Einzelweg des Verkehrs ist die Donau; durch ihn sind Österreich und Bayern an dem Aufschwung, den man in Südosteuropa erwartet, stark beteiligt. Regensburg ist als Orientumschlaghafen gedacht. Die Gründung des Bayerischen Lloyd hat diesen Gedanken letzthin aufs neue unterstrichen, und es steht in der Tat zu hoffen, daß der Donauverkehr nach dem Orient, der schon im Mittelalter und zur Türkenzeit recht lebhaft war, in Zukunft noch stark und stetig wachsen wird. Sind es ja doch Deutsche, die Braunschweiger Firma G. Luther, gewesen, die hauptsächlich das Eiserne Tor bei Turn Severin fahrbar gemacht und damit die Donau, die dort bereits 1100 Meter breit ist, dem Großverkehr eröffnet haben. Auf beinahe 800 Kilometer ist dieser gewaltige Strom die einzige Verkehrsader, der keine Eisenbahn Konkurrenz macht; nur von Galatz stromabwärts bis zur Mündung ist jeden Winter die Donau gefroren, so daß hier eine Eisenbahn eintreten mußte, um die Frachten bis an das offene Meer zu befördern. Die Donau ist das Wahrzeichen der ganzen nördlichen Balkanhalbinsel. Sie gibt dem plumpen, dem kontinentalen Teile Südosteuropas etwas Leichtes, man möchte sagen Beschwingtes, und vermittelt den Anschluß selbst entlegenster Orte an den Ozeanverkehr. Schon von Bukarest an ziehen es nämlich die Flußanwohner vor, ihr Getreide und ihr Öl auf einem vierfachen Umwege durch das Schwarze und das Mittelmeer über Gibraltar nach der Nordsee und dort wieder flußaufwärts zu schicken, statt unmittelbar mit der Eisenbahn zu Lande. Anderseits ist ja der

Ludwigskanal in Bayern, der die Donau mit dem Main verbindet, leider noch nicht leistungsfähig genug. Alle anderen Flüsse des Balkans sind nicht schiffbar, mit der einzigen Ausnahme des unteren Drin und der Bojanna, auf der kleine Dampfer fast bis Skutari vordringen können. Ich glaube auch kaum, daß die neuzeitliche Technik in großem Umfange herangerufen wird, um etwa den Wardar oder die Struma und die Maritza schiffbar zu machen, denn es gibt zuviel Stromschnellen und Sandbänke, auch wechselt die Tiefe dieser Flußläufe zu oft.

Nunmehr zur Schiffahrt auf dem Meere! Eine zusammenfassende Statistik darüber gibt es nicht. So ist es schon recht schwer, etwas über die englische Reederei ausfindig zu machen, die noch immer den ersten Platz behauptet. An zweiter Stelle kommen die griechischen Gesellschaften, an dritter der Österreichische Lloyd, der im Passagierdienst jedoch „facile primus" ist, an vierter russische Linien. Selbst norwegische und amerikanische Schiffe laufen Konstantinopel an. Bedeutung fast allein für das Schwarze Meer besitzt die rumänische Reederei. Von reichsdeutschen Gesellschaften gebührt die Palme der Levantelinie, die aber, abgesehen von Triest und Fiume, lediglich Plätze des Süd- und Ostbalkans anläuft. Überhaupt ist es außerordentlich sonderbar, daß die Adria von unserer Reederei so sehr vernachlässigt wird. Sollte man es für möglich halten, daß ein Meer, das für die Kultur der Welt so viel bedeutet, das einst — durch Venedig — die erste Rolle im Weltverkehr spielte, jetzt, wenn man ganz wenige Vergnügungsfahrten des Bremer Lloyd ausnimmt, keinen einzigen Passagierdampfer und an der ganzen dalmatinischen und albanischen Küste auch nicht einmal einen Frachtdampfer mit reichsdeutscher Flagge erblickt? Dabei gibt es bereits sechs Schiffahrtslinien, die die Häfen der Contrakosta, der Ostküste des Adriatischen Meeres, anlaufen[1]).

[1]) Lloyd, Ungaro-Croata, Puglia, Ragusea, eine griechische Gesellschaft, die Austro-Americana, wozu demnächst eine bulgarische und eine rumänische Linie kommen sollen.

Also Geschäfte genug. Mit der geschilderten Vernachlässigung steht in Einklang, daß es in ganz Albanien, einem politisch und kommerziell so überaus wichtigen Lande, keinen einzigen reichsdeutschen Konsul gibt, geschweige denn einen Vertreter des Berliner Auswärtigen Amtes. Für den Ostbalkan und das Schwarze Meer kommt, wie angedeutet, vor allem die Levantelinie in Betracht. Diese Linie hat ein recht interessantes Vorleben, eine Reihe von Kämpfen umfassend, die in der Politik der Reedereien einen Rekord darstellen. Leider fehlt hier der Raum, um dies näher anzuführen. Gegenwärtig, nach Aufsaugung der Hornlinie und des (west)adriatischen Dienstes der Firma de Freitas u. Co., sowie der Bremer Dampfergesellschaft Atlas, ist die Levantelinie an die fünfte Stelle unter den Hamburger Großreedereien getreten.

Wie auf der ganzen Erde, mit verschwindenden Ausnahmen, zu denen der untere Kongo, Island und die Mandschurei gehören, während des letzten Menschenalters eine außerordentliche Zunahme der Bevölkerung Platz griff, so hat sich auch die wirtschaftliche Blüte aller Länder, selbst schwer zugänglicher Striche im Orient, ganz erklecklich gehoben. Demgemäß hat auch der Balkan, trotz aller Bandenkämpfe und sonstiger Nöte, bis vor 1912 ein stattliches Wachstum an Bevölkerung erlebt und wird, nachdem die Kriegsschäden geheilt sind, ein weiteres Wachstum erfahren. Der Aufschwung ist bisher besonders den Hafenplätzen zugute gekommen, da eben diese durch den neuzeitlichen Verkehr am ausgiebigsten beeinflußt werden. Saloniki — um den auf S. 33 bereits gegebenen Beispielen ein weiteres hinzuzufügen — hat sich schon im letzten Menschenalter um Zehntausende vergrößert. Nicht minder werden die albanischen Plätze an kommerzieller Bedeutung und Volkszahl erheblich steigen. Neben den auswärtigen Reedereien werden sich in Zukunft aber auch die einheimischen stärker als bisher an dem Seehandel beteiligen. Griechenland war ja, wie betont, schon vorher auf dem Plan. Nun aber wird noch Bulgarien hinzutreten, und auch Rumänien wird zweifellos seine Handelsflotte vermehren. Am Ende

werden wir gar das Auftauchen einer albanischen Handelsflotte erleben. Waren doch stets die Illyrier die besten Seeleute des Mittelmeers (vgl. S. 41 und 240).

Nach dem Donauverkehr und dem Seehandel ist die Eisenbahn zu nennen. Am wichtigsten ist da die große Strecke, die der Heerstraße der Kreuzzügler folgt, von Belgrad nach Konstantinopel, eine Strecke, mit der der Name des Barons Hirsch verknüpft ist, dann die Schienenstränge des Westbalkans. Eine Querlinie besteht bereits, und zwar von Peterwardein über Serajewo und Mostar nach Gravosa. Eine zweite und dritte wird durch Nord- und Südalbanien geplant. Am wichtigsten wäre für die nächste Zukunft, endlich die Süd-Nordverbindung von Athen-Larissa nach der mazedonischen Linie, und von da nach Belgrad—Wien herzustellen (vgl. S. 318). Nur eine kleine Lücke ist noch unausgefüllt. Schon 1873 wurde die erste Eisenbahnstrecke Saloniki-Üsküb mit 234 Kilometer Länge eröffnet; daran schloß sich 1874 bereits die 120 Kilometer lange Strecke Üsküb-Mitrowitza. Diese Bahn konnte sich aber erst rentieren, als sie mit dem europäischen Bahnnetz in Verbindung gebracht war, was 1888 durch die Eröffnung der 85 Kilometer langen Bahn von Üsküb bis zur serbischen Landesgrenze geschah. Alle diese Linien werden von der Compagnie d'exploitation des chemins de fer orientaux (Société Autrichienne) verwaltet. Weiter geht eine Bahn von Saloniki nach Monastir, sie wurde von der Deutschen Bank kontrolliert und hatte deutsche Verwaltung. Dann eröffnete eine französische Compagnie de chemin de fer de jonction Salonik-Constantinople die 455 Kilometer lange Verbindung von Saloniki mit Dedeaghatsch. Die Fortsetzung Dedeaghatsch-Külelü-Burgas zur Hauptroute Wien-Konstantinopel bestand bereits. Würden die Züge der Strecke Belgrad-Saloniki ebenso schnell fahren, wie von Wien bis Belgrad, so könnte Saloniki in ernste Konkurrenz mit Brindisi treten. Allerdings ist die Entfernung London-Saloniki um 622 Kilometer größer als die von London bis Brindisi; dafür ist aber der Seeweg von Saloniki bis Suez um 400 Kilometer kürzer als der von Brindisi bis Suez.

Die Bahn von Saloniki nach Monastir überbrückt westlich des Hafens von Saloniki den unteren Wardar, geht dann durch die fruchtbare Kampania, an den Ruinen von Pella, der ehemaligen Hauptstadt Mazedoniens und dem Geburtsort Alexanders des Großen, vorbei nach dem an Schönheiten reichen Vodena, überschreitet in der Nähe des Sees von Ostrowo die Paßhöhe und mündet dann in die sogenannte pelagonische Ebene von Monastir. Die Bahn folgt der Richtung, welche die Via Egnatia genannte alte römische Heerstraße zog, und die von Durazzo an der Adria über Ochrida-Monastir Rom mit Byzanz verband.

Die Wardartal-Linie, von Saloniki ausgehend, stellt über Üsküb, Wranja, Nisch und Belgrad die Verbindung zwischen Budapest bzw. Wien mit Saloniki dar. Eine Zweiglinie führt als Sackbahn von Üsküb durch das Kossowo-Polje nach Mitrowitza an der bisherigen Grenze des Sandschaks Novibazar.

Anders stellt sich die Rechnung, wenn die Verbindung von München oder Berlin und Ostdeutschland, statt von London nach Saloniki in Erwägung gezogen wird. Der Unterschied gegen die Eisenbahnfahrt nach Brindisi wird da unbedeutend. Bestehen bleibt dagegen die Ersparnis der erwähnten 400 Kilometer für die Seefahrt. Auch ist nicht zu vergessen, daß das Inselmeer zwischen Saloniki und Rhodus viel ruhiger ist, als die offene See von Brindisi nach Alexandrien, ein Moment, das immerhin für den Passagierdienst zu berücksichtigen wäre. Höchst wahrscheinlich wird die Linie Berlin-(München-)Saloniki-Suez in nächster Zukunft an Bedeutung sehr gewinnen, und es ist in diesem Zusammenhang zu begrüßen, daß die Hellenen, die ja jetzt die Besitzer Salonikis sind, mit uns Deutschen jüngst, wie es durch die Teilnahme König Konstantins an den Kaisermanövern in Schlesien und den Besuch der hellenischen Königin in Berlin, Februar 1914, aller Welt klar wurde, in besonders enge, freundschaftliche Beziehungen getreten sind. Die hohe Politik ist gar nicht selten für die Verkehrspolitik von größtem Einfluß. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die Freundschaft mit Rumänien zu einer Expreßverbindung ge-

führt hat, die mit Ausschaltung Ungarns und der slawischen Balkanstaaten Berlin über Konstanza mit Konstantinopel verknüpfte. Ähnlich könnte die Freundschaft mit Griechenland zur Schaffung einer Weltverbindung Berlin-Saloniki-Indien führen. Umso bedauerlicher war es freilich, daß sich die deutsche Bankwelt aus dem balkanischen Eisenbahngeschäft zurückgezogen hat.

Im ernsthaften Planen neuer Bahnen ist am rührigsten Serbien. Es hat Anerbieten für zwanzig neue Linien, die allerdings sämtlich nicht sehr ausgedehnt sind, eingefordert; die Linien sind meist für den Sandschak bestimmt. Bulgarien muß notwendig eine Eisenbahn von Philippopel nach seinem neuen Besitz am Meere, nach Dedeaghatsch, bauen. Griechenland hat viele elektrische Bahnen ausgeschrieben, zum Teil von bedeutender Länge, namentlich für Kreta und für den Tabakbezirk Xanthi—Drama—Kawala. Außerdem ist es bemüht, sich Schienenwege nach dem Epirus zu eröffnen, einen über Florina, einen anderen über Kalabaka—Metzovon. Am meisten Anteil hat das zukünftige Netz Albaniens und im Zusammenhang damit die Strecke der Donau-Adria-Bahn erregt. Jedenfalls wird Ochrida über Elbassan mit Durazzo und über Berat mit Valona verknüpft werden; nicht minder ist eine Nordsüdstrecke Skutari—Tirana—Elbassan—Janina wahrscheinlich. Ob die Querbahn von der Donau nach der Adria in Antivari oder San Giovanni di Medua enden wird, ist noch ganz unsicher.

Deutsche Interessen.

Der deutsche Anteil an der Balkangeschichte[1].

Es war im Laufe dieses Werkes mehrmals notwendig, auf Dinge, die schon in allgemeinen Überblicken behandelt wurden, in Sonderabschnitten, bei denen sie in ein neues, helleres Licht

[1]) Wertvolles findet man in dem umfassenden Werke von Emil Fischer, Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. Hermannstadt 1911.

gestellt wurden, zurückzukommen. Ähnlich wird es nicht ohne Nutzen sein, bei einer Zusammenfassung der deutschen Arbeit im Südosten unseres Erdteils einige Tatsachen zu wiederholen, die unseren Lesern schon vorgelegt wurden. Bei der Völkerwanderung gerieten Goten, Vandalen und Sueben, ferner Gepiden, Alanen und Franken auf den Balkan. Ob sie dort größere Spuren hinterlassen, ist schwer festzustellen. Immerhin sei es gestattet, darauf hinzuweisen, daß die Geschichtschreiber von den flüchtigsten Zügen der Hunnen, Awaren und Ungarn viel Aufsehens machen und die größten bleibenden Wirkungen mitunter von ihnen annehmen, während an Überbleibsel germanischer Taten niemand denkt. Namentlich die Gepiden! Sie sind ganz verschollen, aber man kann sich schwer vorstellen, daß sie, die Jahrhunderte lang in den Uferländern der mittleren Donau hausten, mit Stumpf und Stiel vernichtet worden sind, zumal das letzte belangreiche Ereignis, das von ihnen überliefert wird, doch ein Sieg ist, nämlich ein Sieg über die Hunnen, und man wird zum mindesten vermuten dürfen, daß Reste der Gepiden noch in der heutigen Donaubevölkerung fortdauern. Einige Wörter, besonders des Rumänischen, enthalten alte germanische Wurzeln. So ist das rumänische sticla für Glas das gotische stikls, rumänisch punga der Sack ist gotisch puggs, und hoti Räuber gehen in gleichem Sinne auf die Goten, wie dies deutlicher das französische wisigoth, Wilder, Barbar ausspricht.

Die politischen Vereinbarungen der Bulgaren mit Ludwig dem Frommen und Arnulf, sowie der Kreuzzug, der den Rotbart durch das Tal der Morawa und Maritza nach Konstantinopel führte, seien hier kurz gestreift. Von den Kämpfen Karls des Großen und der Ottonen in Dalmatien wurde die Balkanhalbinsel nur schwach berührt, stärker aber durch die dauernde Fußfassung bayerischer und tirolischer Geschlechter, wie der Grafen von Andechs, die bis nach dem Hinterlande von Zara ihre Besitzungen ausdehnten. In dieser Hinsicht wäre sicherlich noch manches Wichtige zu erforschen. Umgekehrt ist eine Kultur-

strömung, die von Byzanz nach Deutschland ging, festzustellen; sie war am stärksten unter Otto II., der eine byzantinische Kaisertochter, Theophano, freite, und seinem Nachfolger. Die Byzantiner hatten im elften und zwölften Jahrhundert ein Söldnerkorps, τὸ τάγμα τῶν Νεμίτζων, der Deutschen [1]). Es rebellierte 1070; umgekehrt bildete es 1081 einen Teil der Garnison von Konstantinopel und galt für hervorragend zuverlässig. Führer war ein gewisser Gilprakt. Während des ganzen Mittelalters, teils durch die Seefahrt von Süditalien und Sizilien aus, teils durch den Donauverkehr vermittelt, war die byzantinisch-deutsche Wechselwirkung nie ganz unterbrochen. Das Beste darüber hat Professor Zimmerer zusammengestellt. Gegen 1400 gelangt ein Münchner, Schiltperger, nach der Balkanhalbinsel und dann weiter nach Anatolien und Sibirien und hat darüber in einem krausen Deutsch allerhand Wunderbares berichtet.

Die bedeutendste deutsche Tat, freilich eine solche mit traurigem Ausgang, in der zweiten Hälfte des Mittelalters ist, was den Balkan angeht, die Teilnahme der deutschen Ritterschaft an der Schlacht von Nikopolis, die ja freilich für unsere Landsleute keinen Sieg bedeutete (vgl. S. 65). Danach ist bis zur Gegenwart der deutsche Krieger unmittelbar in Berührung mit der türkischen Macht geblieben.

Inzwischen fließt ein gewaltiger Strom deutscher Bildung auf mittelbarem Wege, nämlich durch Ungarn, nach dem Balkan. Namentlich seit der Besiedelung Siebenbürgens durch Deutsche wurde dieser Strom verbreitert und verstärkt. Auch wanderten so manche deutsche Sendlinge und Pilger nach dem Balkan. Kurz nach 1000 ist der Missionar Bruno von Querfurt in der Moldau; um 1140 kamen Kaufleute aus Passau nach Belgrad und noch weiter die Donau hinunter. Zwischen 1141 und 1162 erfolgt die erste Besiedlung Siebenbürgens durch Moselländer. Bis zum achtzehnten Jahrhundert hatte aber Siebenbürgen von den Einfällen der Tataren und Rumänen zu leiden. Der

---

[1]) Stritter, Not. pop. Danub. incol. Petersburg 1770.

Vlame Ruysbroek bereist 1253 Bulgarien und die Walachei. Die päpstlichen Sendlinge Paul von Schweidtnitz und Nikolaus von Mehlsack halten sich 1370 in der Moldau auf. An der schon genannten Schlacht bei Nikopolis 1396 nahmen Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg — vielleicht gehörte ihm das Hohenzollernwappen [1]), das im Jahre 1912 im Kaukasus, in der Landschaft Georgien, aufgefunden wurde — ferner viele bayerische Ritter und der schon genannte Schiltperger Teil. Aus dem Jahre 1385 stammt die Reisebeschreibung von P. Sparnau und Ulrich von Tenstädt, die ihren Weg über „Bulgerge", das ist Bulgarien, und das Land Walachiä nahmen. Aus dem Jahre 1479 haben wir ein „türcken Büchlin, gantz wahrhaft", nebst einer Beschreibung der Walachei von dem Deutschen Felix Petancius. Im fünfzehnten Jahrhundert ragt der berühmte Buschbeck hervor. Viele Deutsche sind damals in die türkische Sklaverei verschleppt worden und kamen so nach Konstantinopel [2]). Noch mehr deutsche Landsknechte nahmen Sold in den Donaustaaten oder als Renegaten auf dem Balkan. Zwei Rumänenfürsten hatten deutsche Leibwachen, nämlich Basilikos Heraklides nach 1560 und Krigore Voda Ghikas nach 1670. Besonders geschätzt waren auf dem ganzen Balkan die deutschen Artilleristen, da sie besser als die Einheimischen mit größerem Geschütz umzugehen vermochten. Eine Reihe von Gesandtschaften, über die jedoch nirgends ein Überblick zu finden ist, gingen von einzelnen deutschen Landen nach Südosteuropa ab. Genannt sei der Arzt Henrikus Klingesporn,

---

[1]) Eine Zeitungsnachricht. Die Fundstelle ist nicht angegeben. Es seien daneben viele Wappen französischer Geschlechter wie de Barse und de Fargette, wie auch anderer deutscher Familien ausgegraben worden. Der Finder meinte, daß sich ein Hohenzoller längere Zeit im Kaukasus aufgehalten habe; es ist jedoch viel wahrscheinlicher, daß eine solche Trophäe, die ja manchmal sehr weit verschleppt wird — so sah ich ein altrussisches Kirchengerät, das offenbar durch die Mongolen verschleppt war, in Urga —, von einem westlicheren Schlachtfelde nach dem Kaukasus geraten sei.

[2]) Ausführliches in „Deutscher Erde", 1913.

den der Nürnberger Rat nach Rumänien schickte, und der Kronstädter Physikus Franziskus, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ebendort tätig war. Auch sind deutsche Musiker dorthin gekommen.

Durch die Kriege Prinz Eugens (vgl. S. 68 ff.) wurde eine neue Epoche deutsch-balkanischer Wechselwirkungen eingeleitet. Bosnien und ganz Serbien waren schon damals, wenn auch nur für kurze Zeit, den Habsburgern unterworfen. Belgrad wurde 1688 und 1717 erstürmt. Nach 1730 gelangten österreichische Truppen sogar nach Rumänien. Abermals wurde Belgrad 1790 österreichisch. Metternich erhielt 1809 den Vorschlag von einem seiner Vertreter, Serbien zu besetzen, was die um ihre Freiheit kämpfenden Serben selbst gerne gesehen hätten.

Von 1827 bis 1833 spielte der preußische Gesandte von Müffling eine Hauptrolle am Hofe von Stambul. Zur selben Zeit wirkten Moltke und andere preußische Offiziere in der osmanischen Armee. Moltke und gleichzeitig Friedrich List, dann Rodbertus und Fallmerayer empfahlen den Balkan und Vorderasien als Feld für deutsche Besiedlung. Rumänien war 1854 bis 1857 von österreichischen Truppen besetzt. Seitdem hat sich der Einfluß deutscher Arbeit und in der Gegenwart auch deutscher Macht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vergrößert.

Wirtschaftliche Interessen.

Deutschland führte aus dem Balkan ein und nach ihm aus:

	Einfuhr			Ausfuhr		
Rumänien (1912) .	138	Millionen	Mark	132	Millionen	Mark
Bulgarien (1911) .	18	„	„	27	„	„
Serbien	20 (?)	„	„	15 (?)	„	„
Griechenland . .	25	„	„	19	„	„
Albanien	0,4 (?)	„	„	0,1 (?)	„	„
Montenegro . . .	—	„	„	0,5	„	„
Europäische Türkei	40 (?)	„	„	80 (?)	„	„
	241	Millionen	Mark	273	Millionen	Mark.

Deutschlands Gesamtverkehr mit dem Balkan war demnach 514 Millionen Mark. Das ist das Zwölffache unseres Handels nach Marokko. In beiden Ländern ist freilich unser Handel noch außerordentlich steigerungsfähig.

Ist es schon mißlich, auch nur halbwegs genau die Handelsziffern zu berechnen, so ist die Schätzung unserer Anlagen auf dem Balkan noch weit schwieriger. Von den 5/4 Milliarden, die wir in der Türkei angelegt haben, dürfte nur 1/3 Milliarde auf die europäischen Teile treffen, falls man die Anleihe von 160 Millionen nicht berücksichtigt. In Serbien haben wir, besonders durch die Handelsbank Fürstenbergs, an 250 Millionen angelegt; die Gründung einer neuen deutschen Bank in Belgrad steht bevor; auch besitzen Deutsche dort mehrere Konzessionen. Unsere Interessen in Rumänien mögen 550 Millionen betragen, sind aber eher noch größer. In Bulgarien und Griechenland sind sie vergleichsweise gering, in Albanien vorderhand gleich Null. Für Griechenland will ich, mit Einschluß der in unserem Besitz befindlichen Staatspapiere, diese Interessen auf annähernd 120 Millionen veranschlagen, aber ohne jede Gewähr.

Deutsche Gesamtanlagen (Staatsanleihen, Bergwerke, Fabriken, Handelshäuser, elektrische Kraft, Banken, etwaige Konzessionen) sind schätzungsweise in:

Rumänien	550	Millionen	Mark	
Europäische Türkei .	330	"	"	(ohne Anleihen)
Serbien	250	"	"	
Griechenland . . .	120(?)	"	"	
Bulgarien	50(?)	"	"	(" "
Montenegro	0,05	"	"	
Albanien	0	"	"	
	1300	Millionen	Mark.	

Deutschland beherrscht über ein Drittel der rumänischen Einfuhr. Im Jahre 1912 belief sich der deutsche Handel mit Rumänien auf 270 Millionen Mark. Er hatte sich in zwei Jahren verdoppelt. Nach Griechenland führten wir Waren im Werte von 19 Millionen Mark aus und bezogen für 25 Millionen. Schwie-

rig ist, den Verkehr mit der Türkei festzustellen, weil der europäische Anteil nicht statistisch erfaßt wird. In der Gesamttürkei war 1912 unser Handel 78 Millionen Einfuhr von und 113 Millionen Ausfuhr nach der Türkei = 191 Millionen Mark, eine beachtenswerte Steigerung gegen 1902/04, wo der Handel nur auf 80 Millionen geschätzt wurde, und auch noch gegen die unmittelbar voraufgehenden Jahre. Mangels Quellen will ich einmal annehmen, daß bedeutend über die Hälfte der Ausfuhr — man denke namentlich an die Waffen- und Schiffssendungen nach Konstantinopel — auf die europäische Türkei entfalle. Der Handel mit Bulgarien hat sich in zwei Jahren verdreifacht, auf 18 Millionen Einfuhr und 27 Millionen Ausfuhr. Wie dort hat sich in Serbien der deutsche Kaufmann auf Kosten des österreichischen bereichert. Unser Verkehr mit Serbien beträgt ungefähr — genaue Ziffern sind nicht erhältlich — 35 Millionen.

Im Jahre 1912 erreichte der Gesamtverkehr des Regensburger Luitpoldhafens mit Serbien, Bulgarien und Rumänien 58832 Tonnen, gegen 1911 eine Mehrung von 20136 Tonnen, die von Entwicklungsfähigkeit zeugt, wenn nicht ganz widrige politische Ereignisse dazwischen treten.

Der Bezug rumänischen Petroleums, der im Ernstfall für den Train wie für den Marinebedarf unentbehrlich ist, erscheint auf der Donau gegen Abschneidung gesichert. Das neue Leben auf der Donau bringt auch den bayerischen Werften Arbeit, die Firma Ruthoff in Regensburg hat nicht nur fürs Inland, sondern auch ins Ausland bis nach Rumänien Schiffe zu liefern. In Deggendorf wurde erst ein Dampfer in österreichischen Dienst abgeliefert.

Deutsche Schulen sind in Bukarest, Rustschuk, Konstantinopel, Jedikule, Karagatsch (bei Adrianopel), Saloniki, Athen, Belgrad, Sofia und eine halbdeutsche, die von Österreich unterhalten wird, in Skutari. Deutsche Gesellschaften gibt es in Konstantinopel (Teutonia, Handwerkerverein), Sofia und Athen. In Belgrad, wo 8000 Deutsche und Deutschösterreicher leben, ist

nicht einmal ein eigenes Vereinshaus. Die Zahl der Deutschen und Deutschösterreicher beträgt in

Rumänien	35000 (30000?)
Konstantinopel und Thrazien . . .	4000
Bulgarien	5000
Serbien	9000
Griechenland	5000 (?)
Albanien (Anfang 1914 außer Militär)	200
Montenegro	100
	58300 Deutsche und Deutschösterreicher.

Dazu noch deutschsprechende Juden an die 300000.

Deutsche Offiziere.

Der erste und der berühmteste der Reihe ist Moltke. Seine Berichte über die Türkei, die zwar hauptsächlich die asiatische, aber doch auch zu einem nicht ganz geringen Teile die europäische Türkei betreffen, werden immer klassisch bleiben. Er beobachtete nicht nur scharf und nüchtern, sondern er zog auch die nötigen Folgerungen daraus. Und zwar nicht nur als Militär, sondern auch als Politiker. Weit mehr deutsche Offiziere nahmen Dienste bei den Gegnern der Türkei, bei den Griechen; es waren überwiegend Bayern, die mit König Otto nach Athen zogen. Im Krimkriege hat ein preußischer Offizier, Grach, die Festung Silistria verteidigt (vgl. S. 89). Später brachte es die Thronbesteigung deutscher Fürsten in Rumänien und Bulgarien von selber mit sich, daß viele heimische Offiziere die Fürsten nach ihrem neuen Wirkungskreise begleiteten. Ich nenne den Baron Köller, der in Bulgarien Instrukteur war. Eine neue Ära für die Ausbreitung unserer Kriegswissenschaft brachte das Jahr 1883. Es war der Ausgangspunkt für die Berufung besonders hervorragender preußischer Offiziere von seiten der Türkei; die meisten der Herren leben heute noch. Am bekanntesten ist von der Goltz Pascha geworden; eines kaum minderen Namens erfreuen sich Imhoff Pascha, Drygalski

Pascha und Kähler Pascha; dann wären noch zu erwähnen der Marschall Kamphövener und die Generalärzte Horn und Düring (vgl. S. 109). Die Herren brachten sämtlich einen großen Eifer für ihre Aufgabe mit und betätigten sich in den verschiedensten Provinzen des ausgedehnten Reiches; allein in der Hauptsache nahm man doch ihre Hilfe fast lediglich theoretisch, aber nicht praktisch in Anspruch. Immerhin erklärten die Türken, denen man überhaupt Undankbarkeit nicht vorwerfen kann, daß sie den Thessalischen Krieg dank den deutschen Lehrern gewonnen hätten. Tatsächlich aber haben die Fremden keinen sehr weitgehenden Einfluß auf das türkische Heer ausgeübt. Auch mit der Revolution wurde das noch nicht viel anders. Die anfangs so erfolgreichen Jungtürken glaubten sehr bald, ganz ähnlich wie Japaner, Chinesen, Argentinier und Chilenen, daß sie selbst alles besser wüßten, und daß sie fremden Rates nahezu entbehren könnten. Immerhin beriefen die Jungtürken mehr deutsche Instrukteure als ihre Vorgänger, nämlich achtundzwanzig an der Zahl, von denen einige bis zum fernen Erzingian und nach Damaskus entsandt wurden. Einer der Herren, Oberstleutnant v. Schlichting, hatte seinen Eifer mit dem Tode zu bezahlen; er wurde von einem albanischen Rekruten, der sich unsanft berührt glaubte, erschossen. Auch war einer der Gendarmerieinspekteure Mazedoniens ein Reichsdeutscher, nämlich der bereits auf S. 132 erwähnte Generalleutnant v. Alten.

Die Berufung geschah auf zweierlei Weise. Entweder auf Anforderung einer Balkanregierung oder durch freiwillige Stellung der Betreffenden. Alle blieben deutsche Staatsangehörige und stellten die Bedingung, im Kriegsfalle sofort in die deutsche Armee zurücktreten zu dürfen. Die Angeforderten waren ausnahmslos ältere Offiziere, wenigstens in der Gegenwart; die freiwillig sich meldenden in der Regel Leutnants. Mit dem Übertritt war eine Rangerhöhung um mindestens einen Dienstgrad verbunden. Diese Steigerung ist durchaus zweckentsprechend und auch aus anderen Ländern bekannt. So wurden der

Hauptmann v. Hanneken in China und der Feldwebel Krause in Persien zu Generalen befördert.

Das Zusammenleben mit den einheimischen Offizieren ist nie leicht. Einmal sind die Verhältnisse, die Lebensanschauungen, das Familienleben, der Ehrbegriff ganz anders, und zweitens fühlt sich der Einheimische dadurch benachteiligt, daß der Fremde ein viel höheres Gehalt bekommt und, was beinahe noch mehr den Neid erregt, sich auch einer regelmäßigen Auszahlung erfreuen kann. Sodann werden fast nie die Fremden der einheimischen Sprache, namentlich der türkischen, vollkommen mächtig, und müssen daher durch einen Dolmetsch-Offizier mit den Untergebenen verkehren. Gerade in der Türkei ist noch das Mißliche, daß es für einen Mohammedaner eine Schmach ist, von einem Christen geleitet und gegebenenfalls bestraft zu werden.

Im Balkankriege fochten viele reichsdeutsche Offiziere auf türkischer Seite. Am bekanntesten wurden der kühne Reiter Graf Preysing, ferner Podewils, Pappenheim, Oberst v. Lossow, Oberstleutnant Veit, Major v. Hochwächter, Hauptmann Rhode, Oberst v. Anderten. Auch war ein deutscher Flieger in türkische Dienste genommen worden. Es wird allgemein anerkannt, daß unsere Landsleute sich besonders trefflich hielten. Doch wurde auch ihnen bei Beginn des Krieges zu wenig Vollmacht eingeräumt; erst später, seit Lüle Burgas, verbesserte sich ihre Stellung. Im Sommer 1913 hat Oberst v. Lossow sogar eine ganze Division selbständig geführt. Nach dem Kriege kamen vollends die Deutschen zur Geltung. Nicht nur die Türkei wiederholte das Experiment der Berufungen im größten Stile, sondern auch die bulgarische Regierung ersuchte in Berlin um Überlassung von Instrukteuren, während ein rumänischer Prinz in die deutsche Armee eintrat. Im Dezember traf der schon mehrfach erwähnte General Liman v. Sanders, bisher in Cassel, am Goldenen Horn ein; zu seinem Stabe gehörte Oberstleutnant v. Strempel, der acht Jahre lang Attaché bei unserer Botschaft in Konstantinopel gewesen war. Ursprünglich sollte der General ein Modellkorps, und zwar das in Konstantinopel garnisonierende Erste Armeekorps, ausbilden in

der Art, daß das Musterkorps aus je drei Divisionen bestünde, an deren Spitze deutsche Obersten mit dem Range eines türkischen Generalmajors träten, und daß ein spezielles Modellinfanterie-regiment bei jeder Division dem Kommando eines deutschen Offiziers unterstellt würde, während ebenso die Feldartillerie und die Pioniertruppe unter den Befehl deutscher Offiziere kämen. Dabei sollte Liman uneingeschränkte Machtbefugnis erhalten. Nicht minder waren in jedem anderen Armeekorps, bis hinunter nach dem arabischen Yemen, je ein Musterregiment der drei Hauptwaffengattungen für das Kommando deutscher Offiziere bestimmt. Endlich sollte das gesamte türkische Festungs-wesen von einem deutschen Fußartillerieobersten reformiert werden. Diese Pläne erfuhren allerdings durch den Widerstand der Mächte des Dreiverbandes, namentlich Rußlands, und durch das jähe Eingreifen Enver Paschas einige Veränderungen, und General Liman wurde zum Inspekteur der gesamten osmani-schen Armee ernannt (vgl. S. 233).

Fremde Interessen.

Einen gewaltigen Einfluß auf den ganzen Balkan hat Amerika. Zehntausende wandern alljährlich nach den Ver-einigten Staaten und Argentinien aus. Diese Bewegung hat schon die Inseln, wie Kreta, hat die Albaner (außer den Malisoren und ihren Nachbarn) ergriffen, so daß an 30 000 Albaner in Boston leben, hat sich bis Montenegro verpflanzt, von wo unmittelbar nach dem Kriege ein Drittel aller arbeitsfähigen Männer über das Weltmeer ging. Dalmatiner ziehen in hellen Haufen nicht nur nach Amerika, sondern auch nach Australien. Die Gesamt-auswanderung des Balkans mag zeitweilig 100 000 im Jahre überschritten haben. Davon stellten:

Dalmatien	12 000
Montenegro und Albanien	20 000 (?)
Griechenland	30 000

Daneben fand und findet eine unaufhörliche Auswanderung zu Lande statt. Namentlich gehen viele Albaner als Saisonarbeiter

nach Serbien und Rumänien. Vielfach werden rumänische Tag-
löhner in Mitteleuropa in Dienst genommen. In Griechenland
ist zunächst die Auswanderung ganz verboten worden. Die Be-
wegung entzog eben der Heimat viele brauchbare Hände. Ander-
seits schickten die Ausgewanderten alljährlich Geld in die Heimat,
die Söhne des kleinen Montenegro allein 10 Millionen Kronen.
Durch beides, die Verminderung der Arbeitskräfte und die
Geldsendungen, sind die Löhne und die Lebensmittelpreise auf
dem Balkan, namentlich seit 1905, stark gestiegen, mitunter auf
das Doppelte. Die Zurückgekehrten aber brachten nicht nur
Geld mit, was den wirtschaftlichen Verhältnissen der Heimat
zugute kam, sondern auch materialistische und demokratische An-
schauungen. Die herrschenden Klassen spüren das schon empfind-
lich und sind nicht ohne Sorge.

Die größten Interessen in Südosteuropa hat Frankreich.
Es hat dort nahezu 5 Milliarden Franken angelegt, meist in
Staatsanleihen. Französische Kapitalisten besitzen die schon wie-
derholt erwähnte Moratscha-Konzession, bemühen sich um die
Senkung des Skutarisees, um den Bau griechischer Bahnen,
rüsten serbische Bergwerke aus und rumänische Ölfelder, und
ihnen ist der Hafenbau an vielen Plätzen übertragen worden,
sowie elektrische Bahnen in Saloniki, auf Kreta und sonst. Die
Franzosen sind slawenfreundlich und begünstigen die Griechen,
denen sie den General Eydoux zur Reformierung des Heeres
stellten, auf Kosten der Albaner und Italiener. Stark ist der
Einfluß der französischen Kultur, besonders in Rumänien.

England hat große Schiffahrts- und Handelsinteressen
auf dem Balkan. Es ist besonders innig mit den Jungtürken
verbunden und seine Stimme war entscheidend bei der Grün-
dung des Fürstentums Albanien. Kapitalistisch ist es, wie auch
der amerikanische Öltrust, an dem rumänischen Ölvorkommen,
ferner an verschiedenen Bergwerken hier und dort beteiligt.

Österreich hat territoriale und völkische Interessen durch
den Zusammenhang seiner Serben und Kroaten mit den unab-
hängigen Serben und in wirtschaftlicher Hinsicht Eisenbahn-,

Schiffahrts- und Handelsinteressen. Es war bis vor kurzem und ist vielleicht noch der bedeutendste Kunde (Importeur und Exporteur) des Balkans.

Rußland treibt nur schwachen Handel mit Südosteuropa; namentlich bezieht es nur sehr wenig von dort. Die russische Schiffahrt berührt nur die Küsten des Schwarzen Meeres und Konstantinopel. Seine alte Vormachtstellung ist durch den letzten Krieg halb verloren gegangen. Seine Sprache spielt gar keine Rolle und hat sie, außer auf dem Athos, nie gespielt.

Italien hat Zehntausende seiner Söhne auf dem Balkan, unterhält regen Handel und lebhafte Schiffahrt und besitzt verschiedene kapitalistische Anlagen auf der Halbinsel. Die bedeutendste Einzelgesellschaft ist die „Società d'Antivari", die vom italienischen Staat unterstützt wird. Die Savoyer waren die Freunde der Montenegriner und der Serben, weil Viktor Emanuel III. Elena, eine Tochter des Königs Nikolaus, geheiratet hat, und eine mächtige Zeitung Belgrads heißt Piemont; allein gegenwärtig sind die Italiener für die Albaner und Türken gegen die Slawen, wie auch gegen die Griechen. Italienisch wird an allen Küsten des Balkans, außer an denen des Schwarzen Meeres, in weiten Kreisen verstanden und dient vielen Levantinern sogar als Muttersprache.

Spanien hat sehr geringe Interessen, aber Spanisch wird von etwa einer Viertelmillion Juden gesprochen.

Presse.

Seit reichlich zwei Jahrzehnten haben die christlichen Hauptstädte des Balkans ein durchaus neuzeitliches Zeitungswesen. Wie alle Südländer sind die Balkanier, mit Ausnahme der Bulgaren und der halben mohammedanischen Bevölkerung, sowie der meisten Albaner, emsige Zeitungsleser, eifriger als der Russe, in Griechenland sogar eifriger als der Deutsche. Die Tageszeitungen dienen verschiedenen Parteien, genau wie bei uns. Sie sind mitunter zweisprachig, wie mehrere in Konstan-

tinopel und Skutari. Die leidenschaftlichsten Blätter sind die serbischen, die literarisch bedeutendsten und witzigsten die griechischen, die korrektesten die rumänischen.

Das Osmanische Reich hat ebenfalls schon längst Zeitungen, darunter sehr viele nichttürkische, aber den rechten Aufschwung brachte erst die Revolution.

In der ersten Zeit nach der Revolution, noch im Jahre 1908, haben gegen 800 Zeitungen das Licht der Welt im Osmanischen Reiche erblickt. Hiervon entfallen auf Konstantinopel allein 150. Natürlich sind viele davon wieder eingegangen, aber mehr als die Hälfte hat sich behauptet. Wie immer eine Revolution latente Kräfte weckt, so hat auch die neue Presse in der Türkei neue Elemente von hervorragender Kraft und Leistungsfähigkeit an die Oberfläche gebracht. Nicht minder hat sich das Publikum gewandelt; früher war es in stumpfe Gleichgültigkeit versunken, jetzt verschlang es die Zeitungen. Begreiflicherweise hat sich auch der Ton der Tagespresse erheblich geändert. Unter dem alten Regime war sie von der Zensur geknebelt, das Gesetz von 1867 bestimmte: „die Pforte behält sich vor, auf administrativem Wege gegen diejenigen Zeitungen einzuschreiten, welche die Beachtung nationaler Prinzipien verkennen sollten". Eine derartige Verordnung reicht allerdings für alle Fälle aus.

Der Preis der Zeitungen, die zumeist in früher Morgenstunde, einen großen Bogen im Umfange, erscheinen, ist allgemein 10 Para (= ungefähr 5 Pfennig). Durch die Billigkeit ist es auch dem weniger Bemittelten möglich, eine Zeitung zu kaufen, während sich die besser Bemittelten oft mehrere Blätter halten. Der Straßenverkauf bildet die Haupteinnahmequelle. An erster Stelle steht der schon unter dem alten Regime erschienene „Ikdam" (Vorwärts), Herausgeber Ahmed Djewdet; seine hauptsächlichen Mitarbeiter waren Ali Kemal und Zuhdi Bey. Der „Sabah" (Morgen) ist ein türkisch-armenisches Blatt. Sein Besitzer Miram ist ein Armenier. Die Hauptmitarbeiter Ahmed Rassim und Tewfik sind dagegen Muselmanen. Das Blatt befleißigt sich einer gemäßigten vornehmen Haltung. „Tanin"

(Schall), an dem ebenfalls Tewfik, sowie Hussein und Kiazim Bey arbeiten, unterhält auch in Europa Korrespondenten und erfreut sich einer gewissen Popularität. „Jeni Gazetta“ (Die neue Zeitung) gilt als Organ des Großwesirs. An ihr wirkte der talentvolle Safiti Zia Bey. „Schura-i-Ummet“ (Die Nationalversammlung) ist das offizielle Organ des Komitees; „Hukuk-i-Ummunije“ (Allgemeine Rechte) wird als das am meisten links stehende Organ angesehen. Es ist eine Gründung der im Lande gebliebenen Verbannten. Daneben erscheinen noch als lesenswerte Zeitungen „Saadet“ (Glück), „Servet-i-Funum“ (Vermögen der Wissenschaft), „El Destur“ (Die Verfassung) und der offizielle „Takwim Wekayi“ (Reichsanzeiger). Die kleine unvollständige Aufzeichnung möge nicht geschlossen werden, ohne der Anzahl von satirischen Schriften zu gedenken, welche jetzt in Konstantinopel einen breiten Markt haben, und voll Geist und Humor sind. „Kalem“ (Schreibrohr) und „Boschbogaz“ (Schwätzer) zählen zu den gelesensten und gleichen etwa unserem „Kladderadatsch“.

Von bedeutenden griechischen Blättern sind zu erwähnen: „Konstantinopolis“, „Tachidromos“, „Prodos“ und „Proia“, sowie „Neologos“, der viele Jahre unterdrückt war. Sein Chefredakteur Vitira gilt als einer der vorzüglichsten Kenner der Türkei. Fünf größere armenische Zeitungen und einige französisch-englische Blätter vervollständigen das Bild. Die deutsche Presse war ein bisher unbekannter Faktor. Gleich nach Wiederherstellung der Verfassung gründeten die Buchdruckereibesitzer Gebrüder Löffler „Die Neue Türkei“, welche vom deutsch-österreichischen Schriftsteller Kienast geleitet wurde. Im November 1908 hat mit Dr. Grunwald als Redakteur „Die Osmanische Post“ das Licht der Welt erblickt. Dieser war mehrere Jahre lang Auslandsredakteur an der „Vossischen Zeitung“ und früher Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Rom, London und Wien.

Seit 1913 gibt es vier albanische Zeitungen in Skutari und zwei in Valona.

Touristik auf dem Balkan.

Mit so manchen anderen Dingen ist jetzt auch ein Aufschwung des Sportes und der Touristik in Südosteuropa zu erhoffen. Unter den Türken waren ja viele Striche dem Wanderlustigen ganz verschlossen oder nur mit viel Mühe und List zu bereisen. Dazu die Räuber! Wer auf dem Olymp hätte Schneeschuh laufen wollen, müßte gleich zwei Gewehre mitnehmen, eins gegen die Wölfe, eins gegen die Herren Briganten. Und was hülfe schließlich ein Gewehr gegen eine ganze Bande von Komitatschi, die mitunter bis tausend Mann stark war?

Der Balkan ist nicht billig. Er ist weit teurer als Italien oder gar Tirol. Besonders hoher Preise „erfreuen" sich Konstantinopel und die ganze Ostküste der Adria nebst Korfu. Nirgends aber ist die Spannung so groß zwischen Maximum und Minimum wie eben wiederum auf dem Balkan. Bei geringfügigen Sprachkenntnissen kann man in Cetinje wie in Athen annähernd das Gleiche für ein Viertel von dem haben, was der Sprachunkundige oder -unlustige zahlen muß. Im Innern Albaniens, wo man auf jeden Fall weit schlechter lebt als zu Haus, kann man zur Not, mit dem Rucksack reisend, mit 2 Mark täglich auskommen; der Durchschnittseuropäer jedoch wird 30 bis 35 Mark brauchen, da er zwei Pferde mitnimmt, da der gütige Verleiher erwartet, daß der Fremde auch das Pferdefutter und die Kost des Kiradschi zahlt, und da der Reisende außerdem im Hochgebirge noch einen besonderen Führer braucht. Billig ist in jedem Falle das innerste Bulgarien und Griechenland. Gut und preiswürdig ist überall der Wein, während das Bier, trotz vielfacher einheimischer Brauereien, das Drei- und Vierfache kostet wie in München.

Erstbesteigungen sind noch genug zu machen. Ich empfehle den Pindos, besonders bei Kalabaka, und das mittlere Albanien,

besonders Matja und Ljuma, ferner die Rhodope-Kette. Die Türme bei Kalabaka erinnern an Cimone della Pala und Murfreit. Ski ist sonderbarerweise, obwohl doch viele Griechen und Bulgaren in Schliersee waren und zum Teil sogar Preise errangen, fast unbekannt. In Montenegro wurde es schon 1893 durch einen norwegischen Obersten gelehrt, und Thomson hat mit anderen Skiausflüge auf den Dormitor und, wie es heißt, in das Gebiet der Kilmenti gemacht: die Lehrmeister haben jedoch keine Schüler gefunden. Dabei wäre die Kunst im letzten Winter recht nützlich gewesen. Glänzend für Ski, wenn auch durchweg lawinengefährlich, sind die meisten Berge Albaniens, besonders das Gebiet von Boga und Kilmenti, ferner der östliche Pindos und, wie angedeutet, ganz besonders der Olymp.

Für das Auto sind vorzüglich Montenegro, Rumänien und Bulgarien; auch in Westalbanien hat es jüngst seinen Einzug gehalten. Eine exquisite, feine Form von Touristik wäre das Befahren der Küsten mit kleinen Jachten. Für die unzähligen Lagunen und seichten Buchten des Balkans kommen ganz kleine Jachten sehr gut in Betracht.

Nach Neuyork braucht man eine Woche, nach Wladiwostok zwölf Tage, und man wird doch nicht entfernt so farbige Eigenart dort erschauen, wie auf dem Balkan, der — gelte es Konstantinopel oder Albanien oder Korfu — in dritthalb bis drei Tagen von Deutschland erreicht werden kann. Schon jetzt ist denn auch der Verkehr der Vergnügungsreisenden nach dem Balkan recht lebhaft. In Zukunft wird er jedenfalls, nachdem noch einige Bahnen gebaut sind, zugleich aus neu erwachendem Anteil für die Balkanvölker, noch viel reger werden. Auch bedingt die stark einsetzende Verwestlichung von Gebieten, die bisher halb kulturfremd waren, den Bau besserer Gasthöfe, an denen noch großer Mangel ist. In ganz Albanien gibt es außerhalb der Städte, abgesehen von ganz vereinzelten kümmerlichen Heideschenken, überhaupt keine Wirtschaften.

In der Hauptsache beschränkt sich die bisherige Touristik auf vier Betätigungen: Schiffahrt donauabwärts und der dalma-

tinischen Küste entlang, Besuch von Konstantinopel und einiger Orte Griechenlands. Man erblickt dergestalt nur die Oberfläche einer für den Fremden angestrichenen Außenseite; von dem eigentlichen Leben des Balkans bekommt man so herzlich wenig zu sehen. Ich traf zwar vier verwegene deutsche Oberlehrer, die auf einem Leiterwagen Bulgarien durchrumpelten, und kenne einen Arzt, der mit einer dreitonnigen Jacht die Donau hinunter und dann an den Südküsten des Balkans entlang fuhr, bis er gegenüber von Leukas scheiterte und als Spion festgehalten wurde; aber solche Unternehmen gehören zu den Ausnahmen. Dabei wäre sogar für den Forschungsreisenden noch genug zu tun; mehrere Striche Mittelalbaniens und die Rhodope-Kette sind nicht nur geologisch, botanisch, klimatologisch und auch ethnologisch unerforscht, sondern wurden von Kultureuropäern überhaupt noch kaum durchstreift, sind noch nicht einmal kartographisch aufgenommen, und weisen in den Atlanten noch richtige weiße Flecken auf, sind also unbekannter als schier Mittelafrika.

Die beste Zeit für den Balkan ist der Herbst, September bis Oktober. Einige bevorzugte Orte der Adria, wie Lussin Piccolo, Ragusa und Korfu sind auch als Winterkurorte beliebt. Der Frühling kann entzückend sein, nur ist er überaus launisch und manchmal regnerisch. Juli und August sind überall drückend heiß, außer im Hochgebirge. Ganz abzuraten sind die drei ersten Monate des Jahres. Natürlich, wie auch aus unserem Abschnitte über das Klima hervorgeht, sind die Bedingungen im Westen und Osten, im Norden und Süden äußerst mannigfaltig. So wird für die Donauschiffahrt der Mai als der beste Monat empfohlen; doch habe ich auch den September mehrfach als äußerst genußreich gefunden. Die Schiffahrt beginnt schon in Regensburg. Man wechselt mehrmals das Schiff, da je nachdem der Strom stärker und breiter wird, auch die Schiffe größer gebaut sind. Bis hinunter nach Galatz ist die Donau immer wechselnd, immer reizvoll. Wer dramatische Landschaften liebt, wie bei Aßmannshausen und an der Loreley, kommt in der Wachau und am Eisernen Tore auf seine Rechnung. Wer

holländische Landschaft liebt, und einmal mit Genuß die Fahrt nach Rotterdam gemacht hat, dem wird auch das märchenhaft stille Gleiten durch die ungarische Tiefebene, der fruchtbaren Baczka entlang, und durch die rumänische Niederung viel zu sagen haben. Für Mannigfaltigkeit ist schon durch die ständig wechselnde Tracht der Uferanwohner gesorgt. Eine Meerfahrt auf den rumänischen Riesendampfern von Konstanza durch das Schwarze Meer und den Bosporus nach Konstantinopel macht in geeigneter Weise den Beschluß. Ganz überwiegend wird die geschilderte Fahrt nur donauabwärts gemacht; wie jedoch der Verfasser selbst schon dreimal von Rotterdam den Rhein hinauf bis Emmerich reiste und gerne die Reise noch ein viertes Mal wiederholen würde, so sieht er ebenfalls nicht ein, warum nicht auch eine Fahrt donauaufwärts (die er zum Teil schon gemacht hat) sich fast noch genußreicher gestalten sollte, als in der entgegengesetzten Richtung. Für Leute, die sich erholen wollen, die viel Zeit haben und denen an einer großen Menge von Mitpassagieren nichts gelegen ist, kann ohne weiteres auch die Aufwärtsfahrt gepriesen werden. Fast überirdisch schön ist, wenn anders weder Bora noch Schirokko einfallen, die Küstenreise entlang den dalmatischen, albanischen und griechischen Gestaden. Man kann im Zweifel sein, was reizvoller sei, der Busen von Korinth, oder die Nordfahrt vom Piräus an Euböä vorbei nach Volo im saronischen Busen, wo man bei hellem Wetter auf 130 Kilometer schon die edelklare Linie des Olymps am Himmel klar gezeichnet sieht, und weiter nach Saloniki. Das Ägäische Meer hat gegenüber der Adria und auch dem Jonischen Meer den Vorteil, daß es weit ruhiger ist. So ist es ein unaufhörliches Fest, von einem blühenden Eilande zum anderen zu segeln. Nur in den ersten Monaten des Jahres, die aber auf dem ganzen Balkan dem Touristen, mit den erwähnten Ausnahmen der Winterkurorte, dringend abzuraten sind, tobt auch über das Ägäische Meer und nicht minder über die Dardanellen nicht selten ein eisiger Sturm. Unruhiger ist selbst im Sommer das Meer ganz im Süden, an den Ufern Kretas,

an die schon die Wogen der unruhigen, ewig bewegten Syrten hereinschlagen. Außerordentlich anmutig und angenehm ist eine Reise von Cypern über Rhodus, Chios und Lesbos nach den Dardanellen; sie ist fast zu jeder Jahreszeit ohne Seekrankheit ausführbar und zaubert die buntesten, farbigsten Bilder vor das überraschte und entzückte Auge. Am leichtesten kann, wer auf Seefahrt erpicht ist, sich auf den Wellen wiegen, ohne sich ihnen allzu lange anzuvertrauen, wer Streifereien nach den Inseln des Marmarameeres unternimmt. Ein gut ausgebildeter Vororts-dienst, der vielfach an die Mouches de la Seine erinnert und der auch Verwöhntere zu befriedigen imstande ist, vermittelt den überaus regen Verkehr auf den genannten Eilanden und über-haupt zwischen den am Chersonnes so nahe aufeinanderstoßen-den Ufern Asiens und Europas.

Die Landtouristik hat bisher eine etwas fatale Ähnlichkeit mit der Spaniens. Wie dort bewegt man sich lediglich von einer Stadt zur anderen, kommt von der Eisenbahn in den Hotelwagen und von dem Hotel in die Bahn, ohne fast je einen Abstecher aufs Land, und sicherlich ohne eine Fußwande-rung unternehmen zu können. Bisher galt es, ohne daß eigent-lich ein greifbarer Grund dafür vorlag, als beinahe unmöglich, nur mit dem Rucksack das Land zu durchschweifen. Wie das schon in Spanien unvornehm ist, so hielt man auf dem Balkan dafür, daß sich einem Ferenghi nicht zieme, anders als in carozza oder hoch zu Pferde sich den Blicken der Dörfler zu zeigen. Jetzt, nach dem großen Kriege, zumal da die Balkanier sich ohnehin einem Kultureuropäer gewachsen, wenn nicht ge-waltig überlegen dünken, wird auch darin ein Wandel eintreten und wird es möglich sein, nach eigenem Gefallen die Reiseart zu wählen. Zunächst jedoch einige Worte über den Besuch der Städte. In erster Linie stehen da Athen und Konstantinopel, Korfu und Bukarest, in zweiter Belgrad, Sofia und Saloniki. In allen diesen Städten findet man ein gutes, nach neuzeitlichen Begriffen geordnetes Unterkommen. Überall sonst steht es mit den Gasthöfen nicht berühmt, doch wird sich das, wie angedeutet,

sehr bald ändern. Namentlich wird in Griechenland der Bau neuzeitlicher Fremdenherbergen in Olympia und Delphi geplant; Dodona und andere Stätten werden wohl nachfolgen. Reichlich ist mit einfachen Wirtshäusern Bulgarien versorgt; auf allen großen Landstraßen findet man, einzelne Unterbrechungen im Gebirge, wie am Schipkapasse, abgerechnet, so ziemliche jede Stunde eine Schenke, wo man auch Nahrung und bescheidene Unterkunft finden kann. Am geringsten ist die Bequemlichkeit in Albanien; dabei sind die Preise in den Städten auffallend hoch. Am billigsten durchschnittlich ist wohl Bulgarien, am teuersten auf dem ganzen Balkan hingegen Bukarest.

Den Verhältnissen Kultureuropas gleichen am meisten die Straßenbilder und die Lebensbedingungen in Bukarest, Belgrad und Rustschuck. Einen durchaus italienischen Eindruck machen die schönen und im allgemeinen recht sauberen Städte Dalmatiens sowie Korfu; auch der Piräus und Athen entfernen sich nicht sonderlich weit von dem, was man aus Italien kennt. Halb orientalisch sind bereits Skutari, sowie die meisten Orte Serbiens und Bulgariens. Schwer einzureihen ist Montenegro, das die verschiedensten Typen aufweist. Ganz von dem malerischen Zauber des Ostens erfüllt ist der Rest Albaniens und die ganze Südhälfte des Balkans. In Konstantinopel besteht eine Trennung zwischen den europäischen Vierteln, die aber auch sehr beträchtlich von mitteleuropäischen und selbst süditalienischen Städtebildern abweichen, zwischen Pera, Galata und den Villenorten, wie namentlich dem Sommeraufenthalt der Gesandtschaften, Therapia, und anderseits den mohammedanischen Vierteln, die zumeist westlich vom Goldenen Horne liegen und dort mit der Pracht ihrer himmelragenden Moscheen und Minarette ein Schauspiel geben, das in der Welt einzig ist.


BIBLIOTEKA EKO

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Von dem gleichen Verfasser befindet sich in Vorbereitung:

Die Geschichte des Weltkrieges.

Militärisch, politisch und wirtschaftlich dargestellt.

Zwei Bände.

Band 1. Geheftet M. 8.—, gebunden M. 10.—

Eine zusammenfassende Geschichte des großen Krieges aus der Feder eines bedeutenden Historikers hat bis jetzt gefehlt. Dr. Albrecht Wirth, der Verfasser der Weltgeschichte „Im Wandel der Jahrtausende“ und des Buches „Der Balkan“, bietet sie in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung in übersichtlicher und packender Darstellung, Glied um Glied der ganzen Kette von Ereignissen großzügig aneinanderreihend und ein klares Bild der Vorgeschichte wie auch des Verlaufs entwerfend.

Deutsche Bücher:

Band 1: Deutschland als Welterzieher.

Ein Buch über deutsche Charakterkultur.

Von Jos. Aug. Lux.

Geheftet M. 1.35.

Heiliger Kampfeseifer und ein tiefes Verstehen der großen Zusammenhänge haben Lux die Feder geführt. Seelenkunde und die Einsetzung und Aufrichtung des Ideals, die für den Autor das Kriterium germanischer Erziehung bilden, wehen aus den Kapiteln dieses Werkes entgegen. Pester Lloyd.

Band 2: Der österreichische Bruder.

Ein Buch zum Verständnis Österreichs, seiner Menschen, Völker, Schicksale, Städte und Landschaften als Grundlage der geistigen und wirtschaftlichen Annäherung.

Von Jos. Aug. Lux.

Geheftet M. 1.35.

In knappstem Rahmen eine ganze Fülle von Gesichtspunkten zu dem Thema „Deutschland-Österreich“. Vossische Zeitung.

Band 3: Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt.

Von Prof. Dr. B. Harms.

Geheftet M. 2.80.

Band 4: Humor im Felde. Von Otto Erich v. Wussow.

Geheftet M. 1.—

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bismarck.

Der Mann und das Werk.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von

Richard Graf Du Moulin Eckart.

330 Seiten in Quartformat.
Mit 4 Lichtdrucktafeln, 8 Tafeln in feinstem Autotypiedruck und etwa 70 Abbildungen auf Mattkunstdruckpapier.
In Leinen gebunden M. 17.—, in Pergament gebunden M. 20.—

Ein getreueres Bismarckgemälde, Licht und Schatten wahrheitsgetreu verteilend, ohne jeden schmeichlerischen Ton, doch die Kraftnatur dieses deutschesten Deutschen mit urgewaltiger Natürlichkeit zum Ausdruck bringend, kann kaum noch geschaffen werden. Süddeutsche Zeitung.

Wir dürfen freudig anerkennen, daß Graf Du Moulins „Bismarck" nach der Straffheit der Komposition, der Lebensfülle der Darstellung, der Schönheit der Sprache den allerbesten seiner Art an die Seite tritt. Schlesische Zeitung.

Vollendete Schönheit der Sprache, wuchtige Kraft des Ausdrucks, bei Vermeidung alles Lehrhaften, wahrhaft souveräne Beherrschung des Stoffes auf Grund eingehender Forschungen, Klarheit und Fülle der Gedanken. Wenn irgend ein Werk, so verdient es dieses Gedenkbuch, dem gesamten deutschen Volke zugängig gemacht zu werden. Braunschweigische Landeszeitung.

Fürst Bismarck 1890–1898.

Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten". Von **Hermann Hofmann**, früherem leitenden Redakteur der „Hamburger Nachrichten". Mit einem Porträt des Fürsten Bismarck. Drei Bände.
In Leinen gebunden M. 21.50, in Halbfranz gebunden M. 25.25.

Der dritte Band ist auch einzeln zu haben.

Inhalt:

Der Fürst als Hüter der Reichsverfassung und Berater unseres Volkes.

In Leinen gebunden M. 5.50, in Halbfranz gebunden M. 6.75.

... Ein außerordentlich interessantes und wichtiges historisch-politisches Werk ... Leipziger Neueste Nachrichten.

... Man kann es nur mit Dank begrüßen, daß der Verfasser die Muße gefunden hat, dieses kostbare Gedankengut in zweifelsfreier Weise für die Wissenschaft sicherzustellen... Kölnische Zeitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zwischen Anden und Amazonas.

Reisen in Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit 139 Abbildungen im Text und 8 Einschaltbildern, größtenteils nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Geheftet M. 12.—, Gebunden M. 14.—

Wichtige Friedensaufgaben für den deutschen Unternehmungsgeist.

Für den Geographen, Naturforscher und Volkswirtschaftler eine Fundgrube seltener Art, für jeden Gebildeten ein Buch, das durch seine hochinteressanten Mitteilungen, seine Schilderungen von Land und Leuten größte Beachtung verdient. Dazu kommt noch, daß das Werk auch den nationalen Gesichtspunkt betont. Der Verfasser verweilt nicht nur bei seinen Reiseschilderungen, er weist deutsche Tüchtigkeit und deutschen Unternehmungsgeist auf das bedeutende Arbeitsfeld — vielleicht das größte noch auf dem Erdball vorhandene — auf Südamerika, besonders auf die ungeheuren Länderstrecken zwischen Amazonas und Patagonien. Süddeutsche Zeitung.

Meine Tibetreise.

Eine Studienfahrt durch das nordwestliche China und durch die innere Mongolei in das östliche Tibet.

Von Dr. Albert Tafel.

Mit einem mehr- und einem einfarbigen Titelbild, 36 Textabbildungen, 154 Einschalttafeln und einer Übersichtskarte. Zwei Bände.

Gebunden M. 24.—

Ein prachtvoll geschriebenes Werk, das die größte Beachtung verdient sowohl wegen der glänzenden Darstellung, wie auch wegen der Materie, die es behandelt. Neue Freie Presse, Wien.

Ich stehe nicht an, diese Aufzeichnungen für das bedeutendste Werk zu erklären, das wir — und zwar nicht nur die Deutschen, sondern auch die Engländer und Russen — über Tibet besitzen. Süddeutsche Zeitung.

Ein reicher Gewinn für die volkstümliche Reiseliteratur im besten Sinne. Zudem sind die Bände so glänzend ausgestattet, daß sie den geographischen Prachtwerken zugezählt zu werden verdienen. Geographischer Anzeiger.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



24
26
28
44
42
38
36
RUMÄNIEN
BUKAREST
(BUCURESCI)
Craiova
Slatina
Gratia
Fetesci
Tschernawoda
Küstendsche
(Constanta)
Medschidie
Calarasi
Oltenita
Silistria
Turtukai
Giurgevo
Rosi de Vede
Caracalu
Alexandria
Turnu Magurele
Zimnicea
Corabia
Calafatu
Turnu-Severinu
Rušcuk
Mangalia
Hadži Oglu-Pazardžik
Balčik
Razgrad
Lom-Palanka
Rahova
Nikopoli
Sistov
Belogradčik
Plevna
BULGARIEN
Berkovica
Vraca
Lovča
Sevlijevo
Trnova
Eski Džumaja
Šumla
Provadia
Varna
Balkan
Orhanije
Trojan
Gabrova
Etropole
Slivnica
Sofia
Šipka P.
Kazanlik
Kotel (Kazan)
Sliven
Misevria
Burgas
Sizopol
Karlovo
Kalofer
Eski Zagra
Jeni-Zagra
Jamboli
Ihtiman
Vitoš 2291
Samakov
Muss Allah 2930
Rilo Pl.
Dubnica
Tatar-Bazardžik
Philippopel
(Plovdiv)
Čirpan
Semenli
Achtebol
Rhodope
Haskiöj
Thracien
Rumelien
Adrianopel
(Edirne)
Kirk Kilisse
Midia
Viza
Lüle Burgas
Istrandscha
Derkos
Bosporus
Paschmakli
Kuschlar Dagh
Dimotika
Nevrekop
Melnik
Seres
Drama
Porto Lagos
Kavala
Makri
Dedeaghatsch
Enos
Airobol
Tschorlu
Silivri
Rodosto
KONSTANTINOPEL
(ISTAMBOL)
Marmara-Meer
Peristeri
Orphani
Thasos
Samothraki
G.v. Xeros
Gallipoli
Hellespont
Lapsaki
Bigha
Panormo
Mudania
Brussa
Saloniki
Chalcidische Halbins.
Athos 1935
Imbros
Kalé Sultanie
Troja
Skamander
Kaz Dagh 1770
(Ida-B.)
Tenedos
Balikesri
Edremid
Limnos
Hag. Evstratios
Ajvalik
Bergama
Kirkaghatsch
Akhissar
Plessidhi
(Pelion)
Nördl. Sporaden
Skiathos
Skopelos
Skyros
Mytilini
(Lesbos)
Tschandarly
G.v. Smyrna
Chios
Psara
Tscheschme
Manisa
SMYRNA
Ödemisch
Alaschehr
Tire
Ephesus
Aidin
Samos
Nikaria
Chalkis
(Evripos)
Thiva (Theben)
Megara
Marathon
Karystos
Salamis
Piräeus
ATHEN (ATHINA)
Lavrion
Andros
Tinos
Mykonos
Syra
Keos
Thermia
Kykladen
Aegina
Mykenä
Navplia
Hydra
Seriphos
Paros
Naxos
Siphnos
Patinos
Leros
Kalymnos
Kos
G.v. Kos
Milas
Mughla
Budrum
Amorgos
Milos
Sikinos
Nios
Pholegandros
Santorin
(Thira)
Anaphi
Astropalia
Tilos
Rhodos
Monemvasia
K. Malea
Cerigo
Cerigotto
MEER VON KANDIA
Karpathos
Kasos
K. Spatha
Kisamo
Kanea
Rethymnon
Megalokastron
(Kandia)
K. Sidero
Psiloritis
(Ida-B.)
K. Krio
Kreta od. Kandia
Hierapetra
Sitia
Kuphonisi
K. Lithinos
Gavdhos
Östlich v. 24 Greenwich
SCHWARZES M.
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig


DIE
BALKAN-HALBINSEL
Maßstab 1:6000000
Kilometer
Östlich v. Greenwich
SCHWARZES M.
MITTELLÄND. MEER
MEER VON KANDIA
IONISCHES MEER
Ionische Inseln
RUMÄNIEN
BUKAREST
Kreta od. Kandia
Kykladen
Morea
KONSTANTINOPEL
Marmara-Meer
SMYRNA
Rhodos
Korfu
Saloniki
Adrianopel
Sofia
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 028 371 3

